A 603889 DUPL

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

A 6

A 603889 DUPL

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

L(o)uiſe von François

Geſammelte Werke in fünf Bänden

Fünfter Band

Ausgewählte Novellen

von

Louise von François

Zweiter Band

Im Insel-Verlag zu Leipzig

838
F825
1918
v.5

G.L.
German
W. Funke
7. 12. 55
93321

Zweiter Band

Der Katzenjunker – Die Geschichte meines Urgroßvaters – Zu Füßen des Monarchen – Hinter dem Dom

7-29-55 N/KP

Der Katzenjunker

Unſer Herzogsſchloß auf der Höhe war länger als ein Menſchenalter hindurch ein leerſtehendes Gehäus über einer Gruft. Auf dem Vorwerk, das ihm als Wirtſchaftshof gedient hatte und das einen Büchſenſchuß entfernt am Flußrande lag, waltete dagegen währenddeſſen ein ſtillfrohes Leben: der alte Talhof hieß dazumal Klöſterleys Gut und heißt heute noch ſo, wiewohl die Bewohner einen anderen Namen tragen.

Der Herzog, mit welchem die Linie erloſch, hatte auf dieſem Vorwerke eine Muſtermeierei in holländiſchem Stil errichtet. Die Leute nannten ſie ihres guten Johann Puppe. Hatte er doch ſo gern etliche Sommerwochen in dem Hauſe gewohnt, das, gleichfalls neu erbaut, ländlichen Anſehens, aber maſſiv und geräumig war. Hinter demſelben zog ſich der Hof bis zum Fuß des bewaldeten Schloßberges; auf der Hochfläche breiteten ſich die dem Gute eigenen Äcker, während deſſen Hauptbetrieb auf dem üppigen Wieſenwuchs zu beiden Seiten des Gehöftes beruhte.

Die gegenwärtigen Beſitzer hatten die Wirtſchaft verpachtet; ihr außerhäusliches Bereich beſchränkte ſich auf ein Gartenſtück, in welches der umfängliche Vorhof umgewandelt worden war. Die Landſtraße führte an ihm vorüber, jenſeits derſelben fiel das Ufer ſteil ab zum raſchbewegten Fluſſe.

Der Ausblick auf ſeine Windungen inmitten des friſchgrünen Auenbettes gewährt heute ein erquickendes Landſchaftsbild; dazumal ſperrte es nach drei Seiten – wie nach der vierten das Haus – eine mannshohe Umfaſſungs-

mauer, mit Spalierobſt und Beerſträuchen bezogen, und über der Mauer ein noch höheres dichtes Drahtgeflecht, das in ſcharfe Spitzen auslief. Eine Schutzwehr gegen geſchmeidige Tückebolde, welche von den Häuſern der Vorſtadt her in dem Revier ihr Weſen treiben konnten; da ſolches Treiben in Gartenanlagen aber gemeinhin nicht für ein Unweſen gehalten wird, das Merkzeichen von etwas Abſonderlichem innerhalb des Geheges. Man ſah dieſes in einen Käfig verwandelt, wennſchon in einen blühenden und in einen klangerfüllten Käfig. Denn die kleinen Waldſänger hatten die ſichere Herberge weislich ausgeſpürt; fanden ſie außer ein paar uralten Linden auch nur Fruchtbäume in ihr, ſo heimſten und muſizierten ſie doch in den Zweigen wie nirgend ſonſt in der Gegend, vom zirpenden Zaunkönig an bis zur Altmeiſterin Nachtigall.

Wie aber bezeugten erſt Grund und Boden einen ſchonenden Sinn und eine pflegende Hand! In weitem Umkreis fand man kein gedeihlicheres Fleckchen Erde als Klöſterleys Gartenſtück. Goldgelbe Kieswege teilten es linealgerecht in vier gleich große Beete, deren Mittelraum ſchachbrettartig, je eines um das andere, würzige Erdbeeren und den zarteſten Spargel trug. Auf dem Rabatteneinfaß aber blühten hinter einem Saum von Lavendel und Federnelken, zwiſchen Stämmchen von auserleſenem Franzobſt in bunter Reihe Blumen, die alle gar ſinnige deutſche Namen trugen, wie man ſie heute jedoch faſt nur noch in unſeren Bauerngärten findet: Brennende Liebe und Braut in Haaren, Kaiſerkronen, ſteifwürdiger Hahnenkamm, Studentenblumen und rötlicher Türkenbund, Ritterſporn, wohlriechendes Mutterkraut, Jehovablümchen, Tauſendſchön, Vergißmeinnicht, und wie viele andere, die

ich ſeitdem nicht wieder blühen ſah. Die Lauben in den vier Ecken beſchattete lenz- oder herbſtblühendes Jelängerjelieber, bunte Wicken wanden ſich duftmiſchend um die Roſenſtöcke. Denn die Roſe war freilich Gartenkönigin damals ſo gut, wie ſie es heute iſt, nur daß ſie heute vornehmeren Raſſen aus der Fremde entſtammt und die ſtolzeſte jener Zeit, die Zentifolie, unſeren Anlagen ſo ſelten eine Zierde geblieben iſt, wie die ſchlanke, weiße Lilie, deren keuſche Schöne ſich nicht zu Abarten umbilden läßt. Ich kann mir nicht helfen: der Flor der Alten heimelte mich traulicher an, als alle Pracht der Verbenen, Gloxinien, Fuchſien, Phlox, Amaryllis, und wie ſie ſonſt noch heißen, die Fremdlinge, welche heute in Klöſterleys Garten, gleich hundert ähnlichen, ſich gruppenweis vom glattgeſchorenen Raſenteppich abheben. Freilich war ich jung, als ich jenen Flor blühen ſah, und alles Heimatsgefühl ſtammt aus der Jugend.

Die weitläufige Schilderung dieſer Gartenanlage hat ſchon erraten laſſen, daß der Titelheld meiner Geſchichte wieder einmal dem Raritätenſchatze meiner Großmutter entnommen iſt, aus welchem ich ſchon mehr als ein verblaßtes Bildnis aufzufriſchen mich unterfing. Dankbarer allerdings würde es ſein, Originale der Gegenwart zu porträtieren, und kein Zweifel, daß es in ihr intereſſantere Perſonen und packendere Zuſtände zu ſchildern gibt. Weſſen Auge nur ſcharf genug wäre, in dem weitgeſpannten Horizont ein Einzelndaſein zu unterſcheiden; weſſen Ohr nur fein genug, in dem lauten Getriebe einen Naturlaut zu erhorchen! Wer in der allgemeinen Haſt nur Muße fände, einen Herzensgrund aufzuſchüren! Mit der Flucht des Sturmwindes ſauſen die Erſcheinungen vor-

über, der elektrische Funken trägt in Blitzesschnelle jede Neuigkeit von Pol zu Pol; die sinnigsten Offenbarungen, Liebesschwüre selbst, für deren Flüstern einstmals keine Laube heimlich genug war, erschallen aus verlöteten Kästen tausend Meilen weit über Land und Meer. Die Menschen stehen in Gruppen wie die Blumen der Gärten, sogar nach dem Farbenspiel gesondert: Parteien hier, Bataillone dort; auch unser altes, stilles Schloß ist Kaserne geworden. Wo ein Führer den Haufen um Haupteslänge überragt, muß er, nach optischen wie diplomatischen Gesetzen, dem Perspektiv eines Geschichts- oder Geschichtenerzählers der Zukunft überlassen bleiben. Aus verworrener Überfülle wendet der leere Blick sich rückwärts in blaue Fernen.

Die Zeit, in welcher die gelbe Kutsche noch sechs Stunden an der Meile fuhr, wo ein aus- oder einsteigender Passagier ein Stadtereignis bildete, die Zeit, in welcher der Enkel noch Muße und Laune hatte, die Erlebnisse seiner Altvorderen, soweit irgend die Tradition reichte, nachzuleben wie ein persönliches Geschick, wo die Weltkunde im Zentrum der Heimat begann und häufig genug in deren Peripherie auch endete; die Zeit, aus welcher meine Großmutter mich mit Problemen gleich dem des Katzenjunkers unterhielt: ich will diese Zeit beileibe nicht schlechthin die gute nennen, die gute nicht einmal für einen Erzähler; aber für einen Erzähler von meinem bescheidenen Kaliber ist sie die beste.

Die Großmutter und ihr Schwiegervater, dessen vereinsamtem Hause sie als Witwe des einzigen Sohnes vorstand, nannten sich mit dem Junker und seiner Mutter – das waren eben die Besitzer von Klösterleys Gut – Herr

Vetter und Frau Muhme, die beiden jüngeren ſogar vertraulich Vetterchen und Mühmchen, wiewohl ich einer Verwandtſchaft der beiden Familien, es ſei denn von Adam her, nicht habe auf die Spur kommen können. Denkbar wäre eine ſolche indeſſen; denn die Haller wie die Klöſterley waren Stadtkinder, und der letzteren Junkertum ſtammte keineswegs aus Ritterzeiten; hätten im Gegenteil die einen ſich über die andern erheben wollen, ſo würden, bis auf die jüngſte Generation, die erbangeſeſſenen Haller die dazu Berechtigten geweſen ſein. Des Junkers Vater und mein Urgroßvater, wenngleich Zeitgenoſſen und erſte Schulgenoſſen, ſcheinen indeſſen von einem Blutszuſammenhang ſo wenig wie ich etwas gewußt, oder Luſt, ihn aufzuſuchen, geſpürt zu haben; ſie waren eben auseinander, richtiger geſagt, gar nicht aneinander gekommen.

Das Verhältnis datierte erſt aus des Junkers Zeit. Sie nannten es Freundſchaft, die ja im Volksmunde heute noch ſoviel wie Verwandtſchaft bedeutet. Bei den beiden Quaſivettern bedeutete ſie, modern ausgedrückt, Sympathie, und zwar Sympathie zunächſt nicht einmal für einander, ſondern für einen Dritten, Längſtverblichenen: die gemeinſame Verehrung des bereits erwähnten letzten Herzogs, unſeres guten Johann. Der Junker, wiewohl er ihn nicht mehr perſönlich gekannt, hatte zu ſolcher nachträglichen Verehrung allerdings einen ſtarken beſonderen Grund. Seine Familie ſchuldete dem Hochſeligen Großes: eine kaum dageweſene Erhebung, das Adelsdiplom, ſchließlich das Erbe des reichen Talgutes.

Es ſoll bei dieſer Gelegenheit von vornherein erwähnt werden, daß jenerzeit über dieſe abſonderlichen Gunſtbezeugungen in Hofkreiſen, und ſelbſt in bürgerlichen, gar

Ärgerliches gemunkelt worden ist. Der Ehrenmann Haller jedoch war weder ein Horcher noch ein Schwätzer, sein Schwiegertöchterchen aber, die beides ein wenig war, hatte dazumal die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten und nur läuten, nicht zusammenschlagen gehört; bald darauf aber hatte die Bekanntschaft mit den Benefiziaten, ja, ihr bloßer Anblick, die Lästerzungen und selbst die Neidhammel zum Schweigen gebracht.

Bei meinem Urgroßvater, der den Hochseligen noch gekannt, war dahingegen die Verehrung, ohne jegliche Beimischung von Dankbarkeit für persönliche Wohltat, ein reines Liebesopfer; und zwar nicht, wenigstens nicht zunächst, weil der Verehrte in der Tat ein so tapferer und gütiger Herr wie selten einer, sondern weil er *sein* Herr, sein besonderer Herr gewesen war. Der neue kurfürstliche Landesvater hat schwerlich einen loyaleren Untertanen gehabt als den alten Haller; hätte dieser das stramme preußische Regiment noch erlebt, er würde sich auch ihm ohne Murren unterworfen haben. Alle Obrigkeit ist ja von Gott. Sein ganzes Herz aber hing bis zum Tode an dem Herrn, dem er in seiner Jugend gehuldigt hatte. Wohl stand über demselben dazumal noch Kaiser und Reich; allein das Hemd dünkte dem braven Bürger näher als der ziemlich schlotternde Rock. Wie gleichzeitig die Preußen ihren Alten Fritz, wie späterhin die Franzosen ihren Kleinen Korporal, so feierte er in dem guten Johann seinen eigenen Helden.

An wehmütigen Erinnerungstagen, oder etwa heimgekehrt vom Grabgeleit eines werten Mitbürgers, saßen die beiden Vettern regelmäßig noch ein Stündchen in der Hallerschen Ladenstube beieinander. Wie selbstverständlich

holte der Ältere dann aus dem hochbeinigen Pult ein Folio-werk, in schwarzen Samt gebunden und mit silbernen Krampen geschlossen, dem die alte Familienbibel als Postament diente; der Jüngere aber trug darauf mit bewegter Stimme einen Abschnitt vor aus dem „Hochverdienten Ehren- und Liebesdenkmahl des weyland durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn" und so weiter. Sei es nun die Lob- und Trauerrede, welche bei den hochfürstlichen Exequien in der Schloßkapelle von dem herzoglichen Geheimderat und Oberhofmeister gehalten worden war und in welcher er die hohe leidtragende Versammlung – mein Urgroßvater, als Bürgerlicher, hatte leider nicht zu ihr gehört – in Staunen versetzte durch die früher niemals an ihm wahrgenommene klassische Gelehrsamkeit, mit welcher er dartat, „daß alles auf Erden vergänglich sei, daß der größte Monarch sterben müsse wie der gemeine Mann, daß ein tugendhafter Vespasianus, welchen man das Vergnügen des menschlichen Geschlechts nennete, in die Verwesung übergegangen sei gleich dem lasterhaften Heliogabalus", und derlei Exempel mehr, viele Seiten lang. Oder sei es auch nur die städtische Trauerkantate, oder eines der Carmina und Epicedia, in welchen die unterschiedlichen allerhöchsten Familienglieder, sowie geistlichen und weltlichen Landesbehörden ihren unvergänglichen Schmerzgefühlen Luft machten.

An die weihevollste Lebensstunde, an das höchste außerhäusliche Lebensereignis wurde der alte Haller aber allemal gemahnt, wenn die Reihe der Vorlesung an die Gedächtnispredigt kam, welche der weiland Herr Superintendent und Beichtvater der hochseligen Durchlaucht – wie er auch der des noch lebenden allergetreuesten von Dero Untertanen gewesen – in der städtischen Pfarrkirche ge-

halten hatte. Ein Meisterstück der Beredsamkeit, in drei fremde Sprachen übersetzt! Mein Urgroßvater hatte es mit angehört und seitdem so oft wieder gelesen, daß er es vom ersten bis zum letzten Worte auswendig wußte; bei jedem freundvetterlichen Vortrage aber leuchteten seine Augen voll Begeisterung, als ob er eine große Neuigkeit oder eine ewige Wahrheit vernähme; er wiegte oder neigte sein schönes, weißes Haupt, und die Lippen murmelten die bedeutungsvollsten Stellen nach. So zum Beispiel:

„Dem Demetrio von Athen wurden dreihundertsechzig Ehrensäulen aufgerichtet. Glauben Sie aber, hochverehrte Anwesende, daß diese Anzahl hinreichend sein würde, wenn wir eine jegliche Heldentat unseres teuersten Herzogs mit einer Ehrensäule verewigen wollten? Ich meine nicht."

Der alte Haller schüttelte und flüsterte: Nein!

„Das Königreich Ungarn, Polen, Italien, die Niederlande, der größte Teil Deutschlands hat Seiner Heldentaten so viele aufzuweisen, daß es unmöglich wäre, dieselben nur nachzuzählen. Genung, daß ich den allgemeinen Beifall selber der Feinde vor mich habe, wenn ich behaupte: unser teuerer Herzog ist einer der größten Soldaten und Generale der Welt gewesen."

Der alte Haller nickte und rief mit Begeisterung: Ja, ja!

Im weiteren Vortrag hieß es:

„Die größte Kunst aber, an welcher die unüberwindlichsten Kriegsleute bis an ihr Ende zu lernen haben, ist die Überwindung unserer selbst. Unser Herr hat sie als ein Held und Meister geübt."

Auch des Junkers Stimme senkte und sein Blick hob sich nach der Höhe, wo der verklärte Held und Überwinder in der Gruft seiner Väter ruhte, wenn er an diese Stelle ge-

langte. Und doch ahnte er wahrscheinlich nicht, was der Beichtiger vielleicht gewußt, welche Bedeutung sie für ihn im besonderen hatte. Er empfand nur die Freude – und es gibt ja wenig reinere –, einen edlen Menschen als Wohltäter zu verehren.

Wie warm flossen nun aber die Tränen beider, des Vorlesers wie des Hörers, bei der Schilderung der letzten Lebensstunden des geliebten Herrn. Ein kurzes Krankenlager, ein freudig bewußtes Sterben im Glauben an eine selige Ewigkeit: „Ich bin schon bei Gott – bei Gott – bei Gott!" waren seine letzten Worte gewesen. Und nach diesen Worten wurde, wennschon die Predigt längst noch nicht zu Ende war, der Folioband leise geschlossen, die beiden Freunde drückten sich schweigend die Hand, und der Junker kehrte heim, das Bild eines hohen Menschen vor der Seele. Der alte Haller aber saß noch eine lange Weile mit gefalteten Händen und murmelte aus dem Trauersang seines großen Namensvetters die Strophe:

„Vollkommenster, den ich auf Erden so viel und nicht genung geliebt,
Wie liebenswürdig mußt du werden, wenn dich ein himmlisch Licht umgibt" usw.

Ich bin überzeugt: in seiner letzten Stunde hat der Schluß dieser Strophe, wenn auch den Lippen jeder Ton entschwunden war, seine Seele freudig gestimmt.

Junker Lorenz war in noch unbewußtem kindlichem Alter, als vaterlose Waise, mit seiner Mutter nach dem ererbten Gute übersiedelt. Der Vater hatte auf einem auswärtigen Posten Jahr und Tag nach dem Tode seines fürstlichen Gönners durch einen Sturz mit dem Pferde ein jähes Ende gefunden. Er soll von Natur ein in sich gekehrter

Mann geweſen und je mehr und mehr geworden ſein. Einen „Kalmäuſer“ nannte ihn meine Großmutter, die ihn nur von Angeſicht und Hörenſagen gekannt; aber auch die, welche ihm näher geſtanden hatten, nannten ihn ebenſo; der Name war landläufig für ihn geworden, wobei man denn freilich nichts weniger als an einen Betbruder und neumodiſchen Pietiſten, oder gar an einen katholiſchen Mönch der ſtrengſten Regel, einen Heiligen vom Berge dachte, ſondern einfach an einen kopfhängeriſchen Grübelfang, einen Sonderling und gallſüchtigen Melancholikus. Heute würden wir ihn vielleicht einen Peſſimiſten nennen. Denn Arten wie Unarten ſterben ja nicht aus, und auch der Mißmut ändert nur den Namen je nach den Objekten des Zeitwandels, die ihn reizen. Im übrigen rühmte man Herrn von Klöſterley als exemplariſch in ſeinem Amt und als einen Tugendſpiegel.

Ein korrekter Kalmäuſer, war er bis über das Schwabenalter hinaus Junggeſell geblieben und groß daher das Verwundern ſeiner Landsleute bei der Kunde, daß er nach ſeiner Verſetzung in einen anderen Bezirk ſich endlich dennoch auf ſeine Mannespflicht beſonnen und ein Weib genommen habe. Näheres ließ ſich auf zwölf Meilen Entfernung nicht ermitteln. Er ſelbſt kam nicht wieder in unſere Stadt, und ſeine Gattin erſt als Witwe.

Wie viel größer als bei der Poſt von der ſpäten Hochzeit und dem frühen Ende des einſtigen Mitbürgers war nun aber das allgemeine Staunen beim Bekanntwerden der neuen Mitbürgerin. Das ſollte eine Ehefrau geweſen ſein, eine Witfrau ſein und Mutter? Das war ja nur ein halbwüchſiges Mädchen, nicht viel mehr als ein Kind! Wie die ältere Schweſter ihres Söhnchens ſah ſie aus, und je

mehr das Söhnchen zum Sohn heranwuchs, wie ſeine Zwillingsſchweſter, ſo frohäugig, zierlich und roſigen Angeſichts. Man hatte zu Herzogs Zeiten bei Hofe wohl Schönere geſehen, aber in Stadt und Pflege keinen Augentroſt ihresgleichen. Leider ſah man ſie nur ſelten, denn umgänglicher Natur ſchien ſie ſo wenig wie ihr ſeliger Eheliebſter, der Kalmäuſer. Sie floh die Menſchen zwar nicht, wie er es getan, aber ſie ſuchte ſolche auch nicht, wennſchon es ihr an ſtandesgemäßem Verkehr und ſogar an Freiern unter den jungen Edelleuten des Landes nicht gefehlt haben würde. Sie hatte genug an ihrem Sohn; welcher Stiefvater würde für ſeine Schwachheit Schonung gehabt haben wie ſie? Obgleich eine Hochwohlgeborene, hielt ſie ſich, nach bürgerlicher Witfrauen Art und Pflicht, ſtill hinter dem hohen Drahtgeflecht ihres Gutes, und nur in einem einzigen, freilich ſelbſt zu Herzogs Zeiten unerlebten Treiben wich ſie von dem guten alten Herkommen ab: die kindliche Dame war eine Amazone! Schon als Junker Lorenz noch ihr Söhnchen hieß, trabte ſie an ſeiner Seite auf einem flinken, engliſchen Pferdchen ſtundenlang in das Weite; niemals jedoch, wie ſpäter ihr Sohn es liebte, unter Allerwelts Augen innerhalb der Mauern der Stadt, ſondern ſeitab ihres Gutes in Aue und Forſt, wo nur ſelten ein Ackerwirt oder Jäger ihr begegnete; wem es aber auch geſchah, hoch oder gering, ob ſie zu Roß war oder beſcheiden zu Fuß, dem lächelte ſie freundlich zu, dem Geringſten am freundlichſten.

Der alte Haller als anerkannteſter Kaufherr der Stadt hatte von vornherein Gelegenheit gehabt, der unerfahrenen jungen Witwe bei der Anlage ihres Vermögens einen Dienſt zu erweiſen, und blieb auch fernerhin ihr wie ihres

Sohnes geschäftlicher Heber und Leger. Auf diese Gefälligkeit gründete sich die Bekanntschaft, welche im Verlauf zur Vetternschaft erwachsen sollte. Das Hallersche Haus betrat die Dame nur bei besonderen Gelegenheiten; traf sie jedoch am dritten Ort mit dem alten Herrn oder seiner Schwiegertochter zusammen, so drückte sie ihnen dankbar, als eine Verpflichtete, die Hand, erfreute sie auch häufig durch einen Blumenstrauß oder einen Korb köstlichen Obstes aus ihrem Garten. Dabei blieb es, auch als ihr Lorenz zum Junker herangereift war; ein so zweiseliges Verhältnis zwischen Mutter und Sohn war nimmer erlebt worden; wie Brautleute, so zart gingen sie miteinander um; wie Eheleute, so innig schienen sie durch einander und nur durch einander beglückt.

Und so bis in der Mutter Matronenalter hinein. Die Jahre glitten fast spurlos über die kindlichen Züge; färbten die goldenen Löckchen sich allmählich auch silbern, die Rosenblüte der Wangen dauerte, wie in der Jugend, das holdselige Wesen hörte nicht auf, den Augen und den Herzen wohlzutun. Man öffnete die Fenster und trat unter die Türen, wenn die Dame Sonntags früh, anfänglich ihr Söhnchen an der Hand, später ihren Sohn am Arm, durch die lange Vorstadt nach dem Gotteshause ging; beide gefällig in helle Farben gekleidet; der Junker auch nach der Mode mit Haarbeutel und goldbordiertem Dreispitz, in gesticktem Seidenhabit, Eskarpins, weißseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen; die Dame dagegen nicht in der steifen, bauschigen Tracht der Zeit und ohne Puder in den Locken.

Sie schritten dann niemals auf dem schmalen, sonnabendlich rein gefegten Bürgersteige, sondern in der Mitte

der Straße, so hoch Schnee oder Moraſt ſich auf derſelben gehäuft haben mochten. Und man wußte ja auch recht gut, aus welchem Grunde das geſchah, nach welchen Tückebolden die holde Frau zwiſchen freundlichem Blicken und Nicken mit ängſtlicher Scheu umherſchaute. Man kannte ja die Schwachheit, welche ſie zu ſchonen hatte; und da war wohl keiner, der ihre Mutterpflicht nicht zu erleichtern und jegliches Fährnis aus dem Wege zu räumen geſucht hätte. „Huſch, huſch!“ ging es von Haus zu Haus, ſooft man Dame Klöſterley und ihren Junker von weitem kommen ſah.

Nach dem Gottesdienſte nahm regelmäßig das Paar den Heimweg in weitem Bogen bergan und wieder bergab, an dem verödeten Herzogsſchloſſe vorüber. Mit gefalteten Händen weilte es ein Vaterunſer lang vor der Kapellentür, hinter welcher der Wohltäter der Familie bei ſeinen Vätern ruhte. An ſeinem Geburts- und Sterbetage ließen ſie ſich auch die Kapelle öffnen, ſtiegen in die Gruft hinab und legten auf ſeinen Sarg einen Kranz, den ſie aus den ſchönſten Blumen ihres Gartens gewunden hatten. Die Mutter weinte dann ſtill vor ſich hin, ſah ernſt und blaß aus, wie ſonſt nie. Sie ſprach ſelten von dem ſeligen Herrn; aber ſie hatte ihn ja noch gekannt, und der Sohn begriff, daß die dankbare Liebe zu einem Segenſpender von einem, der mit ihm gelebt hat, doch noch weit tiefer und wärmer als von einem Nachgeborenen empfunden wird. Der Sohn ehrte ihre ſtillen Tränen, ohne ihrem beſonderen Urſprung nachzuforſchen, er wußte ja wohl auch, daß ſie noch einem anderen Heimgegangenen galten, den er ſelbſt nicht gekannt.

Schweigend gingen ſie darauf über den einſamen Schloß-

berg nach Hause; hatten sie aber endlich ihren Garten erreicht, da wehte frischer Lebensodem, da zauberte des Sohnes verdoppelte Zärtlichkeit die Blüte der Freude auf die Wangen der Witwe zurück. Sie hatte ja noch ihn und alles in ihm! Und er fühlte sich ja so reich durch ihre Liebe, war so gut und frohgemut, daß es auf der weiten, schönen Gotteswelt keinen glücklicheren Menschen als ihren Lorenz gegeben haben würde, wenn – ja wenn nicht seine Schwachheit gewesen wäre.

Ach, diese Schwachheit! Wer hätte sie denn nicht ausgespürt, trotz seiner zurückgezogenen Lebensweise? Und das war ja eben das Elend, daß alle Welt sie ausgespürt, daß er darob zum Kinderspott geworden! Als Geheimnis hätte das Kreuz sich allenfalls tragen lassen, wie so viele Menschen das ihre im verborgenen tragen. Die Leute hätten ja aber wahrlich Schwachköpfe sein müssen, wenn sie nicht klärlich eingesehen hätten, weshalb der Junker hinter einem Drahtgeflechte wie ein Vogel im Käfig aufgezogen worden war? weshalb kleine Spielkameraden ihn wohl besuchten, niemals hinwiederum er jedoch einen von ihnen? Der hochselige Herzog hatte treffliche Schulen und sogar ein Gymnasium in unserer Stadt errichtet, der kleine Lorenz aber war in keiner derselben, sondern von einem gelehrten Informator im Hause unterrichtet worden; die Mutter hatte ihn auch späterhin nicht, seinem Stande gemäß, in das kurfürstliche Pagen- oder Kadettenkorps einreihen lassen; da er jedoch brannte, Jugendblut und Mut zu dokumentieren wider Türken, Franzosen oder Preußen, trat er als Junker in ein Regiment. Türken, Franzosen und sogar der Preuße verhielten sich aber leider zu jener Zeit ruhig wie die Lämmer, und nach dem ersten

großen Friedenslager forderte und erhielt der Junker seinen Abschied. Er zog nunmehr auf die Universität, bald aber kehrte er wieder zurück; er ging auf Reisen, kaum aber fort, war er wieder heim, um hinter seinem umgitterten Blumengarten der Junker von Klösterley zu werden – und weiter nichts; das Musterbild eines Sohnes, ein guter, braver, aber – einsamer Mann, er, der so gern unter Menschen weilte, der die Menschen so lieb hatte, mit voller Hand in das Leben hätte greifen mögen und sich danach sehnte, die Welt in Nähe und Ferne anzuschauen.

Alles das weshalb?

Ach! – um nur das Nächstliegende – so klein es proportionell erscheinen mag, in Betracht zu ziehen, – ach, welchem Jüngling, welchem Mann vergeht wohl nicht die Lust, in eine Frühstücksstube zu treten und unter munteren Gästen einen Schoppen zu leeren, einer Damenvisite und sogar eines freundschaftlichen Besuches gar nicht zu gedenken –, wenn ein Diener vorausschreitend erst erspähen muß, ob die Luft auch von Unholden rein, und wenn dann von lachenden Lippen ein „Husch, husch!" durch Flur und Zimmer schwirrt? Wem kann es Freude sein, bei einem Meßbesuch in Leipzig, bei einem Karnevalsbesuch in Dresden in keinen Laden, kein Gasthaus treten zu können, ohne daß das sorgliche Mütterchen zuvor Umschau, mit dem Kaufherrn, dem Wirt Rücksprache gehalten, dem Markthelfer, dem Kellner ein Douceur in die Hand gedrückt hat, um nur ja einem Schreck- und Ärgernis vorzubeugen. Und so allerorten, allerwege, auf Schritt und Tritt das unvermeidliche „Husch, husch!" Die Schwachheit, die unselige Schwachheit, an welcher Doktoren und

Philosophen zuschanden wurden, gegen welche weder Eisen noch Gold, in den Lebenssaft geführt, ihre alte Kraft bewährten, welcher kein Mondeszauber, kein heimlicher Spruch, noch Amulett, kein bannender Strich einer Totenhand, nichts, nichts am Himmel und auf Erden, nicht einmal Gewöhnung und vernünftiger Wille Einhalt taten.

Alle Welt weiß heutzutage, daß diese Schwachheit keine außerordentliche ist, ja, daß von allen sogenannten Idiosynkrasien keine häufiger gefunden und heftiger empfunden wird, als die unseres Junkers. Für dessen Mitbürger von dazumal aber war sie unerlebt und unerhört. Es gab Frauenzimmer, welche Frösche, Raupen und Maikäfer nicht sehen konnten; andere, welche laut aufkreischten, wenn ihnen eine Maus über die Füße lief. Nun ja, Frauenzimmer! Allein einen kerngesunden, instruierten, in allem übrigen Tun und Leiden als tapfer erprobten Mann sich einsperren, Reißaus nehmen zu sehen, nicht etwa vor einem scheußlichen Widerwart, sondern vor der zierlichsten aller vierbeinigen Kreaturen, dem gehätschelten Liebling Haus bei Haus, seine Manneswürde vor einem – Kätzchen verlieren zu sehen – –

Das Odium ist ausgesprochen, der Spottname erklärt: der Junker von Klösterley war ein Katzenfeind. Feind? Nein, Feind ist nicht das rechte Wort. Einen Feind haßt man: der Junker dachte nicht an Haß; er hätte die artigen Tierchen lieben mögen, insofern er sie nur nicht zu Gesicht bekam. Gegen einen Feind setzt man sich zur Wehr: der Junker brachte es gar nicht bis zur Wehr. Beim ersten Anblick tat er einen gellen Schrei, und dann verfiel er in Konvulsionen. Hände und Zähne krampften zusammen,

an seinem rechten Ohr entbrannte blutrot ein Mal, das zuvor nicht sichtbar gewesen war, die Lippen färbten sich blau, die gelben Löckchen, wenn sie nicht ganz fest im Haarbeutel zusammengebunden waren, sträubten sich in die Höh, eiskalter Schweiß tropfte von seiner Stirn, und schließlich stürzte er, wo er eben ging oder stand, ohnmächtig zu Boden.

Männiglich und insonderheit weibiglich hat man den Ursprung des unheimlichen Wesens in einem „Versehen" der Mutter gesucht, als sie das Kind unter ihrem Herzen trug. Da Frau von Klösterley jedoch ihrer Muhme Haller – und durch deren Mund der gesamten Bürgerinnenschaft – beteuerte, daß sie von kleinauf eine Katzenfreundin gewesen sei und niemals einen Schrecken durch ihre Lieblinge erfahren habe, mußte man sich wohl oder übel, wie bei manchem anderen absonderlichen Schicksale, mit Gottes unerforschlichem Ratschlusse zufrieden geben. Man, das heißt die fremde, fernstehende Welt; nicht so jedoch das befreundete Mühmchen, das zwar nicht minder gottesfürchtigen Sinnes, aber von wissenschaftlichem Eifer und der Mutter der Weisheit höchlichst ergeben war. Bis in ihr letztes Stündlein hat sie über dem unergründlichen Spuk gegrübelt und nach seiner natürlichen Lösung sich den Kopf zerbrochen.

„Denn," so höre ich die Selige heute noch sagen, „denn einen bösen Finger kriegt ein Mensch wohl aus heiler Haut; Schaden an seiner Seele nimmt er jedoch nur durch eine Verschuldung. Und einen Seelenschaden nenn ich es, wenn ein mit Verstand und Christentum begabtes männliches Wesen vor der artigsten Kreatur, die Vater Noah in seiner Arche gerettet hat, dermaßen einen Schauder

verspürt, daß er darob zum Kinderspott und, um selbigem zu entgehen, zum Mutterſöhnchen und Hageſtolzen, zum Verſifex und ſchier zum Einſiedel wird."

Nun machte im fernerweitigen Redefluß die bedachtſame Frau ſich zwar ſelbſt den Einwand, daß der Herr Vetter dieſen Schauder bereits als Wiegenkind verſpürt und daß bei einem Wiegenkinde von Verſchuldung nicht füglich die Rede ſein könne. Die Erbſünde ſelbſtverſtändlich abgerechnet, die ſich indeſſen nur durch Ungebärdigkeit und Geſchrei ohne Anlaß kund tue. Stehe denn aber nicht geſchrieben, daß die Sünde der Väter heimgeſucht werde an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied? Der Katzenſchauder war ein Erbſtück, die Buße für eine Elternſünde. Und da bei einer Mutter, welcher, was auch immer über ihre Vergangenheit gemunkelt worden ſei, die helle Unſchuld aus den Augen leuchte, an eine Verſündigung nicht geglaubt werden dürfe, falle der dringlichſte Verdacht auf den Vater, deſſen Kalmäuſerweſen von vornherein auf einen ſchaudererregenden Hintergrund ſchließen ließ.

Wahrlich! mein altes Großmütterchen, wahrlich, du hatteſt eine Witterung, um welche ein Hiſtoriker dich beneiden durfte. O, hätteſt du nur noch ein halbes Jahrhundert länger in dieſem irdiſchen Dunkeltale mit deinem Laternchen wandeln dürfen, mindeſtens zu einem der unterſchiedlichen Lebensrätſel – ſämtlich von der Vettern- und Baſenſchaft aufgegeben – würdeſt du den Schlüſſel gefunden haben!

Die Mutter des Junkers in ihrer holden Kindlichkeit ſcheint dieſen Schlüſſel dagegen niemals geſucht zu haben. Nachdem ſie die Heilung der krankhaften Zufälle zu er-

hoffen aufgegeben hatte, begnügte sie sich, die Anlässe derselben nach Möglichkeit aus dem Wege zu räumen. Ein Seelenschaden kam ihr nicht in den Sinn, und als Körperschaden war er ja der einzige des geliebten Kindes. Wo aber fände sich der Mensch, der ohne jegliches Gebrechen oder Gebresten durch das Leben und aus demselben gegangen wäre? Der Sohn wurde durch seine „Schwachheit" zweifach ihr Herzenskind.

Daß das Herzenskind selbst, bei aller Gemütsheiterkeit, die es von seinem Mütterchen ererbt hatte, länger und schwerer als dieses gegen eine Notwendigkeit gekämpft hat, die seiner Mannes- und Menschenwürde, das heißt dem Bewußtsein freien Willens so bedenklich Eintrag tat, braucht wohl kaum versichert zu werden. Nach Art mancher gebildeten Zeitgenossen, die den Mangel eines auswärtigen Freundes, in dessen Busen sie ihre Seele brieflich ergießen durften, zu beklagen hatten, hat er sich selbst in einem Tagebuche abgespiegelt, das auf mich überkommen ist. Da äußere Erlebnisse nur spärlich zu verzeichnen waren, Wohl- oder Guttaten des Tageslaufs aber schamhaft übergangen wurden, beschäftigt die Jugendhälfte dieser Memorabilien sich fast ausschließlich mit dem rätselhaften Spuk seiner Aversion. Die Aufzählung seiner Befreiungsversuche, seiner Selbstschmähungen in Scherz und Ernst, seiner Auslegungen und Traumgespinste – zum Beispiel dessen von einer glückseligen Insel voller Palmen, weißer Lämmchen und lauter guter Menschen, von welcher jedoch jegliche Art oder Abart des friedenstörenden Geschlechts unerbittlich verbannt sein würde – soll dem Leser nicht zugemutet werden und nur eine Herzens- und Stilprobe vorgeführt, weil sie kurioserweise, als wäre plötzlich der

Gedankenstrom in ein neues Bett gedrängt worden, den Abschluß der langen Reihe quälerischer Deutungsversuche bildet.

„Das," so schreibt er, „das ist in der Tat eine merkwürdige Abhandlung, die der Rektor mir im Vertrauen mitgeteilt hat. Die Lehre von der Seelenwanderung ist mir ja so obenhin bekannt; aber die Auslegung, die Moral! ‚Einem künftigen höheren Zustande kann der Mensch hienieden durch Weisheit und Tugend in die Hand arbeiten; von seinem niederigen Ursprung erlöst ihn kein Wille, kein Gesetz und keine Tat. Gott selbst kann nicht wider die Natur, sein Werk.' Ob der Mann wirklich ein Freimaurer ist? Ob sich wirklich in dieser Sekte Überlieferungen aus dem tropischen Morgenlande durch die Jahrtausende gezogen haben?

„Ich las heute abend meiner lieben Mutter aus dem Hefte vor. Sie schüttelte langsam den Kopf; der Glaube schien ihr nicht zu gefallen. Nun freilich, diese Engelsseele wird ihren Ursprung sicher nicht aus niederen Ordnungen zu leiten haben. Vom Himmel hoch kam sie herab. Aber wie viele gibt es denn ihr gleich? Sie sah ernsthaft, ja traurig aus, wie sonst nur, wenn auf ihre lieben Toten, meinen armen Vater und unseren fürstlichen Wohltäter die Rede kommt. Um sie zu zerstreuen, suchte ich das Thema in das Scherzhafte zu ziehen. ‚Ei!' so rief ich, meiner Laune den Zügel schießen lassend, ‚ei, so wäre ja auch auf einmal meine verwunderliche Aversion in der natürlichsten Weise erklärt. Ich bin ein Mäuschen gewesen, von dessen Naschhaftigkeit Kater Murr oder Kätzin Miez deine Speisekammer, Mama, befreit hat. Am Ende gar ein häßlicher, alter Ratz.'

„Ich konnte vor Lachen nicht weiter; das liebe Mütterchen aber fuhr in die Höh mit purpurnen Wangen und einem entrüsteten Blick, wie ich ihn noch niemals aus ihren Augen leuchten gesehen. ‚Halt ein, Lorenz!‘ rief sie, ‚halt ein! Du lästerst Gott!‘

„Ich streichelte ihre Wangen, und sie beruhigte sich nach und nach. ‚Ich, mein Lorenz,‘ fuhr sie nach einer Weile, freundlich wie allezeit, fort, ‚sollte ich als ein Gleichnis, wie ihr Dichter es ja liebt, dein Sonderwesen aus dem alten Heidenglauben erklären, würde ich mir dich als eine Lerche vorstellen, die Tagesbotin, die sich von allen Singenden am höchsten schwingt und die unversehens von einer grausamen Tatze bedroht ward, als sie friedsam ihr Nest in die Furche baute.‘ Sie schlang ihre Arme um meinen Kopf, und warme Tränen rieselten auf meine Stirn, aber ihre Lippen lächelten, als sie mit folgenden Worten ihre Rede schloß: ‚Und dieses Gleichnis tröste dich, mein Sohn. Die da singen und sich schwingen, haben es auf der Tierstufe am höchsten gebracht, und die auf der Menschenstufe singen und sich schwingen, werden nur noch wenige Sprossen der Himmelsleiter zu erklimmen haben.‘“

Der Junker hat, wie bereits angedeutet, hinter dieses Gleichnis ein Punktum und einen dicken Strich gemacht, keinen ferneren Deutungs- oder Befreiungsversuch in seinen Memorabilien verzeichnet, sich niemals wieder einen Feigling, einen Hansnarren und Sklaven gescholten, niemals wieder über seinen Unstern geklagt. Er hielt sich, seiner Art gemäß, an das Singen und Sichschwingen. Und auch seiner Zeit gemäß.

Denn wie viel glücklicher war er daran, als sein Vater, der Kalmäuser, in dessen öder Jugendepoche, da die seine

in eine Strömung fiel, in welcher das jahrhundertelang schlummernde deutsche Gemüt wie eine reife Blüte über Nacht ihre Knospenhülle sprengt, singend und sich schwingend der Welt verkündete: „Ich lebe noch, und ich werde leben!"

Sang er selbst auch nur zwitschernd mit, hinter seinen Tagebuchblättern versteckt, so hörte er es doch schwirren und schallen von allen Zweigen des deutschen Waldes; eine Freudigkeit, von welcher – aller künstlichen Trübsal zum Trotz – kein Heutiger sich eine Vorstellung macht, zog aus den Dichterherzen schwellend in das seine, und so ward er und blieb er in seinem blumigen Käfig, an der Hand seines Mütterchens zwar der letzte Klösterley, aber, seiner Schwachheit unerachtet, ein glückseliger Mann.

Beide wurden alt. Daß aber der Naturlauf sich rechtmäßig an ihnen vollziehe, mußte die Mutter zwei Jahrzehnte vor dem Sohne aus dem irdischen Frieden in den himmlischen scheiden. Sie entschlummerte lächelnd, wie sie gelebt, nachdem sie am Morgen noch einen Geburtstagskranz auf den Sarg des hohen Herrn, den sie ihren Wohltäter nannte, gelegt hatte.

Bei dieser so natürlichen und doch so ungeahnten Trennung hatte es nun freilich den Anschein, als ob man des Sohnes Namen gleichzeitig mit dem der Mutter in den Marmor der Pyramide über ihrem Hügel werde graben müssen. Man zweifelte lange, daß er sein Herzeleid überstände, seinen ersten und letzten großen Schmerz.

Und da war es denn ein Segen, daß der brave Haller, wiewohl ein Urgreis dazumal, doch noch so weit beiwege war, um sich des Geschäftlichen anzunehmen, da sonst in dem blühenden Anwesen alles darüber und darunter gegangen sein würde. Die Menschheit duldet nun einmal keine Be-

täubnis; dem Wehrlosen gegenüber erwacht der Räubertrieb.

Dieser neue, freiwillige Dienst, das Bedürfnis, Vertrauen zu hegen und Zuspruch zu empfangen, waren es nun recht eigentlich erst, welche aus der entfernten Vetternschaft eine nahe Freundschaft und einen fast täglichen Verkehr erwachsen ließen. Aber auch in allen anderen Häusern der Stadt, wenn man allmählich sich auch an des Junkers Schwachheit gewöhnt hatte, lernte man nun erst geflissentlich sie schonen, achtete genau des Stundenschlags, an welchem der trauernde Herr nicht mehr bloß wie früherhin auf dem sonntägigen Kirchengange, sondern vor jedem Tagesschluß des Weges kam, um eine Blumenspende auf den Hügel zu legen, über welchem im letzten Sonnenstrahl die Worte leuchteten:

„Selig sind, die reinen Herzens sind."

Der nämliche goldene Spruch war in ein Medaillon graviert, das die Mutter bis nach dem letzten Atemzug auf ihrem Herzen getragen hatte und das nun auf dem ihres Sohnes ruhte. Beiden kaum bewußt, war er der Regulator ihres Lebens gewesen. Welche besondere Bedeutung er für die Mutter gehabt, mag der Sohn nach ihrem Tode wohl geahnt haben. Gesprochen darüber hat er nie.

So hatte die gesamte Gemeinde denn in aller Stille den mütterlichen Wachtdienst bei dem alten Waisenkinde übernommen. Lange bevor der Junker sich nahte, war Haus bei Haus das unliebsame „Husch, husch" verhallt, die Luft von Unholden rein; der Junker durfte getrost auf dem Bürgersteige schreiten. Wehe dem übermütigen kleinen Schusterjungen, der ihn mit einem „Miau" oder „Hiez, hiez" neckt oder gar einen bedrohlichen Schabernack in

das Werk gesetzt hätte; er würde des Meisters Knieriemen im Leben nicht vergessen haben. Die Großen grüßten aus den Fenstern, die Kleinen sprangen aus den Türen herbei, reichten eine Patschhand und ernteten aus des Junkers Tasche ein Zuckerbrot oder einen Bilderbogen. Aus dem Katzenjunker war Gutmann, der Kinderfreund, geworden; der lieblichste Wandel für jeden, der sich dem Greisenalter naht. Der Lebensring schließt dort, wo er begonnen.

Nachdem er seine guten, alten Augen geschlossen, fand man über sein erhebliches Barvermögen zugunsten milder Stiftungen verfügt; das vormalige Kammergut aber hatte er der Hallerschen Familie hinterlassen, wohl wissend, daß in ihr das Gedächtnis beider Testatoren liebreich gewahrt werden würde. Und es ist Generationen hindurch dankbar in ihr lebendig geblieben. Allein wessen Spur verlöschte nicht die Zeit? Auch die des letzten Klösterley würde einem späteren Hallerschen Enkel entschwunden sein, hätte eine besondere Fügung sie in gegenwärtigem Enkel nicht wieder aufgefrischt.

Viele, viele Jahre blieb das Gut verpachtet, in Garten und Wohnhaus aber alles unverändert und unverrückt, da beide nur anfänglich als Sonntagserholung, später als kurze Sommerfrische benutzt wurden. Neuerdings jedoch, wo eine zahlreiche Familie sich dauernd darin niederzulassen und auch den Wirtschaftsbetrieb in eigene Hand zu nehmen gedachte, wurde zum Zweck des Umbaues das Unterste zu oberst gekehrt, und es geschah bei dieser Räumerei, daß ein mächtiges Schreibpult, noch von dem Vater des Junkers stammend, aus den Fugen ging und ein Geheimfach offenbar wurde, dessen künstlicher Federdruck

länger als ein Jahrhundert unentdeckt geblieben war. Recht eigentlich ein Kalmäuserkasten!

Er enthielt ein Manuskript, das, unzweifelhaft für die nächsten Hinterlassenen bestimmt, diesem Zwecke – vielleicht zugunsten ihres heiteren Friedens – entzogen worden, dem Enkel des forschlustigen Mühmchens aber eine so willkommene Enthüllung war, daß er sie einem weiteren Kreise mitzuteilen wagt, nachdem er ihr einleitend eine Skizze des Katzenjunkers vorangeschickt hat. Verstößt es auch gegen alle novellistische Regel, den Kiel aus dem Hafen nach der Quelle zurückzulenken, der Erzähler einer wahrhaftigen Geschichte wird sich solche Fahrt zu Berg vielleicht gestatten dürfen.

Der Verfasser mag die Schrift in bangen Stunden seines letzten Jahres aufgesetzt, jedesmal sorgfältig verschlossen haben und, wie der harsche Abbruch bezeugt, vor dem letzten Wort vom Tode überrascht worden sein.

Sie ist ihrem Wesen nach ein Anklageakt. Da er dem zuständigen heimlichen Gericht vorenthalten worden ist, sei er, wiewohl verjährt, unter Rubrik und Titel:

Gedankensünden eines Kalmäusers

dem öffentlichen Tribunal von heute zu mildem Spruch empfohlen.

I

Mein Vater war Kammerdiener bei Herzog Christian. Da sein Vater Schneider gewesen war, glaubte er es hoch gebracht zu haben; mit mir, seinem einzigen Sprossen, wollte er aber höher hinaus: in Amt und Würden. Bis in seine letzte Stunde träumte er von einem Geheimderat aus dem

Stamme der Klösterley. Warum sollte sein Sohn im Herzoglichen nicht gradatim eine Karriere machen, wie er sie dessen Landsmann und ungefähren Altersgenossen, den Junker von Brühl, im Kurfürstlich-Königlichen bei kaum sprossendem Bart eitel lustig von Sprung zu Sprunge machen sah?

Im Pagendienst, wie das freiherrliche Hätschelkind allerhöchster Laune, konnte der Enkel des ehrsamen Schneidermeisters seinen Glückslauf freilich nicht antreten; sein Weg führte weniger vergnüglich durch das Alumnat einer vormaligen Klosterschule, und wennschon er anjetzo ein Fürstenschüler hieß, begann er im philosophischen Umgang mit den freiheitsstolzen Alten, dem er alldort, vom Hahnenruf bis das Talglicht ausgeblasen wurde, obzuliegen hatte, sich seines höfischen Ursprungs zu schämen. Ob er sich desselben auch geschämt haben würde, wenn sein Vater anstatt Kammerdiener eines Herzogs dessen Kammerherr gewesen wäre, soll ununtersucht bleiben; desgleichen der Beweggrund, welcher ihm die ehrsame Schneiderzunft seines Großvaters nicht weniger empfindlich machte als die väterliche Lakaienschaft. Ein römischer Bürger, nicht ein deutscher Bürgersmann war Christian Klösterleys jugendliches Traumgespinst.

Ich habe ein Menschenalter vor dir voraus, du, mein Weib, aus dessen reiner Hand dieses Vermächtnis dereinst in die eines, will's Gott! Glücklicheren als ich übergehen soll; und ich blicke auf ein Jahrhundert zurück, das in deutschen Landen aus den Aschenhaufen einstiger Kultur wenig andere Blüten treiben sah als die Giftblumen üppiger Hofesluft. Der Glaube an Fürstengröße und Fürstentugend hätte in unserem Volke ersticken müssen, wenn nicht

– zugleich seine Schwäche und seine Stärke – die Gewohnheit der Untertänigkeit und der Trieb der Treue unausrottbar in ihm gewurzelt hätten. In mir waren beide erstickt. Ich sollte aber nicht ausleben, ohne zu einem großen Fürsten, welcher der Feind meines Landes war, in Bewunderung aufzublicken und vor einem tugendhaften Fürsten, den ich als meinen persönlichen Feind haßte, in reuevoller Zerknirschung meine Augen niederzuschlagen.

Die Erfahrung dieser späten reuevollen Ehrfurcht ist es, welche ich diesen Blättern anvertraue, gleichzeitig als Beichte für eine schwere, heimliche Schuld und als Dankeszoll für eine köstliche Gottesgabe. Gibt es doch keine größere Wohltat inmitten der Wehetaten des Lebens, keinen erhebenderen Trost für ein an Schöpfung und Schöpfer verzweifelndes Herz, als die Erkenntnis eines wahrhaft guten Menschen. Und ich weiß auch keine natürlichere Basis für die Verheißung unserer Unsterblichkeit. Denn wenn man die Masse der Menschheit sich so unverdrossen im Schlamme der niedrigsten Bedürfnisse wälzen sieht und jenes Bruchteil von ihr, welches das glückliche heißt, mit so viel Behagen im Blütenmoder seiner Lüste, da fragt man sich wohl in höhnendem Grimm, was denn eigentlich von diesen aufrechtschreitenden Bestien im Jenseit weiterleben soll? Der aber, welcher ohne Ermatten nach der Gottähnlichkeit strebt und, soweit es einem Irdischen gegeben ist, sie erreicht, der kann, nein, er kann nicht im Grabe aufgehört haben. Du lebst, mein Edler, du lebst in Gott!

Ich war ein fleißiger Schüler gewesen, allein schon dazumal kein fröhlicher Gesell. Ein in mich gekehrter Sinn soll, wie mein Vater es erklärte, mir eingeboren worden sein in meiner ersten Lebensstunde, die meiner Mutter letzte

gewesen. Trauriges Eingebinde, wenn es eines war, und nicht vielmehr die mähliche Wirkung einer mutterlosen, liebelosen Kindheit; denn mein Vater war mit Hand und Sinn anderweitig zuviel beschäftigt, als daß ich mich ihm vertraulich hätte anschließen können.

Meiner Neigung nach hätte ich studiert, am liebsten Humaniora; allenfalls aber auch die Rechte, so kläglich es um das Recht jener Zeit bestellt war und leider heute noch ist. Mein Vater jedoch war keineswegs gewillt, jahrelang schwere Unkosten zu bestreiten, um einen Rektor oder Amtmann aus dem Ei der Wissenschaft kriechen zu lassen. Er hielt die Schnüre seines Säckels fest und hatte manchmal wohl mehr darin als der flottlebige Herr, dem er das Waschbecken füllte und die Perücke puderte. „Redet Geld, so schweigt die Welt", lautete eines seiner Worte. Der Gelehrsamkeit war kostenfrei im Alumnat genuggetan, die Praxis erlernte sich in der Kanzlei. Wer, wie Christian Klösterley, der Taufpate eines Herzogs war und sich eines Fürsprechers erfreute, der tagsüber wie zu nachtschlafender Zeit in jeglicher Leibesnot und Lust alert auf der Lauer stand, um sein cæterum censeo zu Gehör zu bringen, der durfte wahrlich sich den akademischen Umweg und die Examina ersparen, ja er brauchte nicht einmal von Adel zu sein, um im Verwaltungswesen sich von Pöstchen zu Posten, von Söldchen zu Sold emporzuschwingen, allgemach als Herr Amtshauptmann dem Regimente näher und zu guter Letzt als Herr Geheimderat dem Throne am nächsten zu steigen. So mein Vater.

Ich entgegnete mit der Würde eines römischen Bürgers, daß Gunst nimmer Kunst ersetze, daß ich zum Höfling nicht das Zeug und nach Gnadenbrot kein Verlangen

habe. Der Herr Vater lachte mich aus oder schalt mich auch einen Querkopf, einen alles Besserwisser und, wenn er ernstlich böse ward, einen Republikaner. Für gewöhnlich begnügte er sich indessen mit dem Kalmäuser, der also, von väterlichen Lippen stammend, mein stehender Spitzname geworden ist, wie ich zugestehen muß, mit Grund. Wir unterhandelten. Mein Vater war bei aller Geschmeidigkeit in seinem Amt ein eisenfester Mann, obendrein mein Erzeuger und Ernährer, – Eigenschaften, die ein Kalmäuser, wie überhaupt den Pflichtenpunkt, respektiert –; das Ende vom Liede demnach, daß der Zögling des Plutarch vor dem Meister der Toilettenkunst die Segel strich, froh genug, für seine Lehrjahre das Forstfach durchzusetzen. Man wohnte im Freien, und ich hatte in meiner wohlgelegenen Klosterschule die Natur lieben gelernt; man schaffte zumeist freilich am grünen Tisch, inzwischen doch aber auch im grünen Wald, regierte neben der Feder eine Waffe, hatte Muße, außer einem munteren Rößlein seinen Tacitus und Äschylos zu tummeln, und durfte in einsamer Freiheit die Schneider- und Lakaienabstammung vergessen. Bei meinem Vater mochte den Ausschlag die Betrachtung geben, daß von allen Allerhöchsten Passionen die Jagd die allerhöchste und deren Profession daher für eine Günstlingskarriere die ersprießlichste sei.

Ich schreibe nicht meinen Lebenslauf, sondern nur die Episode desselben, welche für euch wie für mich selbst die einzige bemerkenswerte ist. Es genügt daher zu sagen, daß ich ein Jahrzehnt hindurch, vom Schreiber bis zum Revisor aufwärts, in verschiedenen Oberforstmeistereien des Herzogtums, sonder Aufwand von Kunst noch Studium, mein Wesen trieb. Von Waldkultur war gar nicht,

von Wildkultur wenig die Rede. Die Bäume wuchsen von selbst, die Tiere nährten sich auf dem bäuerlichen Acker, waren fruchtbar und mehreten sich. Meine Pflicht und Schuldigkeit beschränkte sich darauf, mit mehr oder minder gewissenhafter Buchung möglichst hohe Erträge von Holzschlägen und Wildhandel an die nimmersatte Hofkammer abzuliefern, den Wilddieben gehörig auf den Dienst zu passen, bei einem allerhöchsten Jagddivertissement den allerhöchsten Standort so ergiebig wie ungefährlich auszuwählen und die treibenden Fröner demgemäß zu dirigieren – sapienti sat.

Ob nun meine schreib- und rechenkünstlerische Beflissenheit darob zu rühmen ist oder lediglich das cæterum censeo meines väterlichen Kato: kurzum, nach einer zehnjährigen Schule im grünen Wald und am grünen Tisch wurde mir der Vorzug, an die Spitze der Hofkämmerei berufen zu werden; will sagen: bei dem Mißverhältnis der Durchlauchtigen Gemütsflut zu der konstanten Ebbe von Dero Schatulle auf einen schier desperaten Posten.

Warum ich ihn annahm? Warum Gracchus Sempronius sich zum Fürstendiener aus dem Grundtext erniedrigte? Aus geschmeichelter Eitelkeit ob Rangerhöhung und Titulatur? Aus dem für einen Römer so wenig wie für einen Deutschen unnatürlichen Verlangen, etwas mehr von der Welt als Wald und Wild kennen zu lernen? Ob aus hilflosem Erbarmen mit den unsinnig gefällten urwüchsigen Bäumen, meiner Herzenslust, und den verzweifelnd sich wehrenden jagdfrevelnden Bauern, meiner tagtäglichen Qual? Ob lediglich aus der Schwachheit eines Kalmäusers gegenüber väterlicher und landesväterlicher Autorität? – Gelten viele Gründe für einen Grund: – ich nahm an.

Der Forſtreviſor Klöſterley fungierte nunmehr als Sereniſſimi Geheimer Kämmerier, item Rechenknecht, ſchlug ſich mit Advokaten und Juden herum, begleitete, wie ein unentbehrlicher Pudel den Blinden, richtiger ausgedrückt: als ein recht bärbeißiger Zerberus, ſeinen durchlauchtigen Herrn Paten auf Luſt- und Vetternreiſen, zu Revüen und Jagdpartien an verſchiedene Höfe, die ein Klein-Verſailles hießen, lernte alldort, wie am heimiſchen Hofe von Klein-Dresden und Klein-Warſchau, „die Blüte der deutſchen Menſchheit“ aus dem ff kennen, will ſagen, weil aus bürgerlichem Abſtand juſt aus der richtigen Sehweite, und wurde von Sonnenwende zu Sonnenwende immer gründlicher zum kalmäuſernden Rebellen.

Ein Jahrzehent hielt ich auch dieſe dritte Lehrzeit aus, die unfruchtbarſte von allen. Endlich aber ſchwollen Ekel und Galle bis zum Überlauf. Bei einem Anlaß, der nicht hierher gehört, ſetzte ich Sereniſſimus den Stuhl vor die Tür, das heißt meinen Stuhl vor die ſeine, und als er mir zu bleiben befahl, wurde ich grob. Eine der trefflichſten deutſchen Eigenſchaften, die Grobheit! Leider eignete ſie mir nur bei einem hohen innerlichen Temperaturgrad. Ob aus Unverträglichkeit mit der eingepfropften klaſſiſchen Würde oder dem eingeborenen väterlichen Blut, bleibe wiederum dahingeſtellt.

Das freie Amerika, in welchem die engliſchen Republikaner Zuflucht und ein neues Vaterland gefunden hatten, begann jenerzeit in Deutſchland die mißvergnügten Köpfe zu locken. Auch den meinen. Beſſer im Urwald mich mit wilden Rothäuten, als in fürſtlichen Prunkgemächern mit den Launen überfeiner, inſolventer Schuldner und den Forderungen inſolenter Gläubiger zu Tode zu hetzen!

Ich war allenfalls noch jung genug für solch abenteuerndes Unterfangen, ein Mann in seinen besten Jahren, will sagen das Schwabenalter kaum überschritten. Mein Vater, kürzlich verblichen, hatte mir aus fürstlichen Salärs und Douceurs einen Spar- und Heckepfennig hinterlassen, der ein Vermögen genannt werden durfte. Ohne Geschwister und nahe Anverwandte, ohne Freunde, fehlten mir sogar die Gewohnheitsnachbarn, welche der Reformator der Bitte um das tägliche Brot einverleibt hat, welche aber für einen Schloßinsassen weiße Sperlinge sind. Vom Sereniſſimus abwärts bis zum Heiducken reckt man sich über die Köpfe der Unterstehenden hinweg zu den Zehenspitzen der Höherstehenden hinan, zu beiden Seiten ist kahler Raum. Ich für mein Teil war indes noch übler daran als die allgemeine Kategorie; denn verkehrte ich nicht wie sie mit einem meinesgleichen, so streckte ich mich auch nicht wie sie zu einem Häuptling empor. Ich war ein einsamer Mann, ledig jedes Bandes, jeder Pflicht.

Es soll an dieser Stelle bemerkt sein, daß ein Kalmäuser nicht notwendigerweise auch ein Misogyn oder Ehefeind sein muß. Ich zum wenigsten war es keineswegs. Dennoch hatte ich an Heiraten bisher niemals gedacht. Während meines Waldlebens fehlte mir wie die Gelegenheit, so der geziemende Platz für eine Frau; ein Bürgerlicher im Hofdienst aber bleibt naturgemäß Junggesell, und das jus hagestolziatus, wo es überhaupt oder zurzeit noch bestand, hätte für ihn außer Kraft gesetzt werden müssen. Die feinen Damen, die er stündlich vor Augen sieht, reizen sein Wohlgefallen nicht selten bis zum Verlangen; zum Weibe jedoch möchte er keines dieser Püppchen haben, selbst wenn es ihn als Notbehelf, für seinesgleichen, achten

wollte. Die dagegen, welche seinesgleichen sind, gefallen ihm nicht, weil ihnen das gebricht, was ihn an den zierlichen Püppchen reizt. Dachte ich bei einem Gemahl auch durchaus nicht als Römer an eine Kornelia oder Portia, sondern als deutscher Mann an ein deutsches Weib – wo fand ich das Traumbild eines holden Naturkindes verwirklicht, das häuslichen Sinnes, doch ohne küchenrote Backen und aufgesprungene Hände seine Muttersprache in reinen Lauten redete? Um so besser, daß ich es nicht gefunden. Die Heimat im Urwald schickte sich für einen ledigen Mann, nicht für einen Familienvater.

Überaus verdrießlich wurde ich daher überrascht, als ich statt der Bestätigung meines Abschiedsgesuches – notabene ohne Pensionsbeanspruchung – einen neuen Dienstantrag erhielt. Man bot mir den Aufsichtsposten über die weitläufige nördliche Heidestrecke, welche, abgetrennt vom Herzogtum, das Apanagengut des noch einzigen fürstlichen Bruders bildete. Mochte von letzterem auch indirekt die Berufung ausgehen, direkt stand sie dem Landesherrn zu, ein Zeichen, daß er mir meinen galligen Ausfall nicht nachgetragen hatte. Gutherzig war ja Pate Serenissimus, wie die meisten leichtlebigen Leute es sind, und mein Irrtum nur, daß ich zu ehren, wohl gar zu bewundern verlangte, wo ich einfach hätte lieben sollen, und ein Examen rigorosum anstellte, wo ich zum Richter nicht berufen war. Ich galt für einen moralischen Mann, item bei Hofe, nahezu bis zum Gespött, für einen weißen Raben, und ich galt mir selbst dafür. Ist Tugendstolz denn aber löblicher oder auch nur erträglicher als die Eitelkeit der Welt?

War es nun eine Anwandlung dieser bescheidenen

Selbsterkenntnis oder – wiederum ein Fragezeichen! – lediglich ein gesunder Instinkt, der über meine Verstimmung den Obsieg errang? Ein Kalmäuser ist naturgemäß eines Abenteurers Gegensatz. Ein Stückchen Urwald, wenn es auch nur Kiefernheide war, fand ich hier wie dort; die Klause in einem Jagdschlößchen paßte für einen, der seinen Horaz in der Brusttasche trug und mit dem Platon zu Bette ging, offenbar besser als die in einem Blockhause, zu dem er sich die Stämme erst eigenhändig hätte fällen müssen. Blieb ich auch ein Fürstendiener, ich wurde auf einem abgelegenen, einsamen Revier so ziemlich mein eigener Herr. „Versuch's erst mit dem heimischen Amerika; das über dem großen Wasser läuft dir nicht davon," dachte ich. Und wie gedacht, so getan.

Ich hatte meine neue Welt seit Jahren nicht betreten, kannte sie aber gründlich von den Jagdfesten her, welche die seitdem verblichenen älteren apanagierten Prinzen ihrem herzoglichen Bruder alldort bereitet hatten, die Hauptjagden innerhalb seines gesamten Dominiums. Denn just weil nichts weniger als ein Paradiesgärtlein, war sie für einen Nimrod deutscher Nation das erwünschteste Beuterevier. Hoch- und Schwarzwild, Rot- und Damwild tummelten sich darin nach Herzenslust; an Hasen, Dachsen und Füchsen war kein Mangel; die Vogelpirsch lohnte bis zur Trappe und dann und wann, freilich ganz ausnahmsweise, zu dem verliebten Eremiten Auerhahn hinan, und wenn man auch nicht mehr, wie der Allerhöchste Herr Vetter in Polen, mit Wölfen und Bären aufzuwarten vermochte, so gab es doch noch hinreichend Wildkatzen, deren Erlegung zu einem Kampf auf Tod und Leben ausarten konnte. Aus düsterem Schlupfwinkel in

die Tageshelle geſcheucht, wütig von Aſt zu Aſt, von Wipfel zu Wipfel und, bei einem verzweifelten Sprung, nicht ſelten auf des Jägers Leib gehetzt, galten der Ritz der Krallen, der Geifer des Biſſes für kaum minder verderblich als die eines toll gewordenen Hundes. Mit dem koſtbaren Augenlicht mindeſtens hatte ſchon mancher ſeine wilde Jägerluſt gebüßt. Aber was iſt Jägerluſt ohne Gefahr? In dem Veſtibül des Heideſchlößchens, meiner künftigen Reſidenz, mahnte ausgeſtopft mehr als ein Prachtexemplar dieſer ſchönen Beſtie, der einzigen unſerer Zone, die ſich einer Löwenverwandtſchaft rühmen darf, – denn was bedeutet die ziviliſierte Sippe, mit welcher wir hausfreundlich verkehren? – an des Menſchen Herrſchaft auch über das adligſte Tiergeſchlecht.

Unter dem gegenwärtig einzigen Nutznießer der Domäne, meinem neuen Gebieter, hatten dieſe größeren Jagdfeſtlichkeiten aufgehört. Noch niemals, ſoviel mir bekannt, war er in ſeine Reſidenz, die kleine Stadt, nach welcher die große Heide ihren Namen trägt, und demzufolge in das benachbarte Jagdſchlößchen zu längerem Aufenthalt eingekehrt; ſeine militäriſchen Funktionen hielten ihn fern.

Als jüngſter von fünf Brüdern, die ſämtlich mit Nachkommenſchaft geſegnet waren, war ſeine Apanage gering, und er hatte weiſe getan, faſt von Kindesbeinen ab, ſich mit Leib und Seele dem Waffenhandwerk zu ergeben. In verſchiedenen deutſchen wie außerdeutſchen Herrendienſten ſtieg er gradatim zu Anſehen und Ehren, um ſchließlich im verwandten kurfürſtlich-königlichen die höchſte kriegeriſche Würde zu erreichen. Von Jahr zu Jahr mehrte jedoch ſich ſein Erbteil, und die Ausſicht auf das allerhöchſte rückte nahe und näher. Die Brüder ſtarben bis auf den regieren-

den Herrn, die Bruderskinder bis auf den jüngsten von des letzteren Söhnen, unseren kleinen Erbprinzen.

Nun ja, es mag und wird ein Naturlauf gewesen sein, daß eine Reihe jugendkräftiger Männer rasch nacheinander dahingerafft, daß ein nachfolgendes Geschlecht schon im Knöspchenalter geknickt worden ist. Rotten die schwarzen Blattern denn nicht unseren jungen Nachwuchs aus in manchem Kirchspiel bis auf eines Jahrgangs letzten Sprossen? Fromme Seelenhirten nennen solches kindliche Sterben eine Geißel Gottes zur Strafe für elterliche Sündenschuld; aufgeklärte Volkswirtschaftslehrer nennen es eine weise Maßregel der Vorsehung, da ohne zeitweilige Seuchenherrschaft die Kriegsgeißel geschwungen werden müßte, um die überhandnehmende Bevölkerung auf eine Ziffer herabzudrücken, für welche der Boden Nahrung gewährt. Und die misera plebs gibt sich mit dem Entweder-Oder dieser Geißelung zufrieden und schätzt, als nun einmal unvermeidliche Blutsteuer, die Pockenfurie ihrer Kleinen, deren Heranbringen Mühsal heischt, für einen Gewinn gegenüber der Kriegsfurie der Herangewachsenen, welche die Mühsal erleichtern sollen. Für das Siechen und Sterben in unserem Prinzengeschlechte machte der Volksglaube nun aber eine greifbarere Geißel, als irgendeine böse Seuche war, verantwortlich; und ich selbst, wenn ich in unserer Herzogsgruft die lange Reihe kleiner Särge, in welchen die wohlgenährtesten und wohlgewartetsten Kinder des Landes gebettet lagen, überblickte, ich konnte den schlimmen Volksglauben nicht verdammlich finden. Wäre es denn das erstemal gewesen, daß man die unheilvollen Folgen einer schwächlichen Staatskunst – und eine solche nannte ich die vielfältige Zerstückelung des gemeinsamen Stammlandes

– durch eine gewalttätige Staatskunst zu heilen suchte, so wie man durch ein sengendes Eisen eine Wunde heilt, die als Vätererbe einen Körper auszehrt? Was aber die Hand anbelangt, welche die Landesgeißel schwang, ei nun, ein Machiavell im großen wird freilich nicht in jedem Jahrhundert geboren, aber an Machiavelli im kleinen hat noch keines Mangel gelitten. Als kalmäusernder Republikaner teilte ich übrigens – dem natürlichen Mitleiden bei jedem Einzelfall zum Trotz – in betreff alles Prinzensterbens die Ansicht, welche Seelenhirten und Volksweise betreffs der gemeinen Kindheit verkündeten: für jede eingehende fürstliche Wucherpflanze fanden hundert darbende Nährpflanzen Raum und Bodenkraft. In gleichem Betracht erachtete ich es einen Landessegen, daß die Ehe des Prinzen, meines gegenwärtigen Herrn, kinderlos geblieben war und daß er, vor Jahr und Tag verwitwet, an eine zweite bis jetzt nicht zu denken schien.

Ich kannte ihn, wie unsereiner einen Prinzen kennen lernt; von seinen Besuchen am brüderlichen Hofe, von Jagdpartien und Lustlagern her. Die Welt pries ihn als einen tapferen Soldaten, sogar als einen bewährten General. Ich war Zeuge gewesen der Ehrenpforten, welche man ihm errichtete, der Lorbeeren, welche man ihm entgegentrug; es gab schwerlich einen europäischen hohen Ordensstern, der nicht an dem Firmamente seiner Brust geglänzt und den Neid seiner militärisch wenig berühmten Herren Brüder und Vettern erweckt hätte. Für die Gegenwart ist Kriegerruhm ja allemal der höchste. Aber derselbige ist kurzlebiger Natur. Eine schließliche Niederlage oder der verfehlte Kampfespreis löschen hundert erfochtene Siege aus, und nur die Taten der hehrsten Vaterlandsverteidiger, wie

die der Staatengründer und Welteroberer, leben zu Segen oder Fluch in der Nachwelt fort. So großen Stils aber waren die Schlachten nicht, welche unser Herr als General und Generalissimus in dynastischem Interesse geschlagen hatte; keiner seiner Erfolge schwellte das Herz des deutschen Volkes, das nach seiner greulichen Zerfleischung vor hundert Jahren noch immer Frieden brauchte, nichts als Frieden. Schon das nächstfolgende Geschlecht würde wenig Redens und Rühmens von diesen Triumphen machen.

So dachte ich dazumal und, es soll gesagt sein, so denke ich heute noch über unseren Herrn als historische Person, heute, wo ich mich vor ihm wie ein Wurm im Staube krümme. Aber es ist ja auch nicht seine Feldherrnkunst, über welche ich in diesen Blättern zu berichten habe, sondern von einem Beispiel jener anderen, in welcher ich Zeuge seiner Meisterschaft geworden bin. Denn der Mensch ist kein so einfaches Gebilde, daß er lediglich wirke nach der Hauptseite hin, in welcher er mit Fleiß und Mühe seine Fähigkeiten zu entwickeln strebt. Wie die Blume ihr bestes Teil, den Duft, haucht er, kaum bewußt, stille Tugenden aus, die dem vorüberziehenden Wanderer das matte Herz erquicken.

Ich wußte von des Prinzen Privatcharakter so gut wie nichts. Aber was brauchte ich auch von ihm zu wissen? Warum sollte er anders geartet sein als tutti quanti unserer deutschen Dynasten? Kleine Gernegroße, die ihre Ehre darein setzen, Kaisern und Königen schwelgerische Gastereien auszurichten, leichtherzige Lustigleber, die lachenden Muts ihre Völkerchen gleich einer Schafherde scheren und den Kuckuck danach fragen, ob sie mit dem das Kredit täglich übersteigenden Debet ihrer Schatulle ihren Säckel-

meistern die Köpfe rauchen machen. Dem Äußeren nach war Prinz Johann eine stattliche Erscheinung von rein germanischem Typus, ungefähr gleichviel Lustren zählend wie ich, das heißt, weil ein hoher Herr und General, noch in jungen Jahren. Seine Ehe hatte für keine glückliche gegolten. Was Wunder, wenn man weiß, wie solche Fürstenehen geschlossen und geführt werden. Überdies war sie, wie bereits erwähnt, kinderlos geblieben.

Gottlob, daß ich hinfort nicht länger als schlimmstenfalls ein paar Herbstwochen jedes Jahr dieses wurmstichigen Gleißens Zeuge zu sein brauchte und in der übrigen Zeit als ein natürlicher Mensch mir selber leben konnte, inmitten von zahmen Hasen und wilden Säuen und Katzen, mit meinem Homer und Plutarch in einer Welt, die größere Menschen als die heutigen gezeitigt hat!

Den alten Spruch von dem Wohlleben dessen, der verborgen lebt, vor mich hinsummend, schwang ich mich an einem taufrischen Julimorgen auf mein Rößlein und trabte, von meinem getreuen Nero umkreist, wollte es Gott, auf Nimmerwiedersehen! aus dem Tore meiner Vaterstadt, in welcher ich keinen Bluts- oder Herzensfreund, keinen Landsmann, den ich wert hielt, zurückließ, vorüber an blühenden Gärten, an dem gedeihlichen Talhof, auf welchem der Hahnenschrei reges Tagestreiben erweckte, zur Linken den rasch bewegten Fluß, zur Rechten das buchenbewaldete Felsenufer, auf saftigem Rasenpfad in das fruchttragende Flachland hinein.

Und dieser frohe Mut beseelte mich während des ganzen ersten und zweiten Tagesritts. Als ich aber am dritten Morgen den Strom überschritt und nunmehr auf seinem rechten Ufer Tritt um Tritt meines Gaules Hufe tief und

immer tiefer verſanken in das Füllſel der heilloſen Streubüchſe des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation, da wurde mir ſchwül um Sinn und Bruſt. Ich war in der Heide; nicht in der Heide des Nordens, die ich auf meinen litauiſchen Jagdfahrten hatte kennen lernen, der korrekten, wildloſen, baumarmen Heide, auf deren felſenharter Decke nur die rote Erika und dann und wann ein Wacholderbuſch treibt, deren einziger Wechſel jene ſeltſamen Hügel ſind, die für Hünengräber gelten; nein, in dem urwüchſigen Kiefernwald, den wir im Mittellande Heide nennen, die aber in der Zeit, wo in der Aue die Linden blühen und ihre nordiſche Schweſter ein roſiger Blumenteppich deckt, mehr als dieſe ein Reich der Troſtloſigkeit iſt.

Ich ſah ſie als ſolches zum erſten Male, da ich ſie bisher nur in ihrer winterlichen Glanzzeit hatte kennen lernen. Der letzte Halm, welcher nach dem ſchmelzenden Schnee in dem fußhohen Sande geſproßt, iſt verdorrt, jedes Waſſerfädchen eingetrocknet; aus kahlem Schaft ſtreckt die Kiefer ihre ſtaubgrauen Äſte, gleich Skelettenarmen, über Weg und Steg; von oben herab ſengender Brand, von unten herauf ſengender Brand, eine Aſchenſchicht über einem Vulkan, mit verkohlten Nadeln beſtreut; der Dunſt des Harzes, der in der Frühlingsſonne würzig labt, beklemmt die Bruſt, ein Höllenqualm in der Höllenglut, und außer ihm kein Hauch in der Luft, kein Laut unter einem Zweig, keine Schattenſpende der hochragenden Wipfel; ſelbſt das Wild hat ſich geflüchtet in die Oaſen, auf deren dichterer Bodenſchicht, von einem Gerinne umſickert, die Birke gedeiht und die rote und blaue Heidelbeere zwiſchen Moos und Farren an ein Labſal mahnen. Immer ſchleppender wird des Gaules Schritt, immer lechzender hängt

der Dogge Zunge aus dem Schlund, immer schläfriger wird des Mannes Hirn.

Und in dieses Reich der Trostlosigkeit hatte ich freiwillig mich gebannt; in dieser Wüste sollte ich meine Zeit verleben; vielleicht beschließen, allein in dieser Ödigkeit, ganz allein, – o nein! auch dieses Elend wurde mir erst nachträglich klar, – nicht einmal allein mit der redlichen Schlafmütze, meinem Diener, und dem alten Försterpaar, das als Umgang nicht zählte; nein, Gott sei's geklagt, Tür an Türe mit einer Hausgenossenschaft, einer weiblichen obendrein, höfischen Rudera, die mich auf Schritt und Tritt an die Welt, der ich entfloh, erinnerte und mir alle Ruhe rauben würde, mein eigener Herr zu sein. O, Schwachkopf, Tor, der ich gewesen, auf dieses Ansinnen einzugehen! Aus Menschenfreundlichkeit? Aus hofrätlicher Gewöhnung, mit dem Kopfe zu nicken, wenn das innerste Eingeweide sich krümmt? Ich hätte links abschwenken, stracks dem nächsten Hafenplatze entgegensprengen und mich im dichsten jenseitigen Urwald vergraben mögen, – ja, wenn ich ein anderer als Christian Klösterley, der Kalmäuser, gewesen wäre! Christian Klösterley der Kalmäuser brummte, stöhnte und ließ sich weiterschleppen durch die glutdürre Wüstenei.

Ich hatte meinen Amtsvorgänger nicht persönlich gekannt. Er war vom kurfürstlich-königlichen Jagd- und Kammerjunker zum herzoglichen Oberforstmeister avanciert. Der Adel des Mutterlandes und der verschiedentlichen Tochterländchen entstammte den nämlichen Sippen; man half sich bei seiner Versorgung freundvetterlich aus, wenn man in anderweitigem Betracht sich auch scheel genug auf die Finger sah. Das höhere Forstfach war eine seiner

Domänen. Ein landläufiges Scherzwort sagt: auf jeden Hasen ein Oberforstmeister. Selbstverständlich ein Edelmann. Wir Bürgerlichen, denen weniger das Schießen als das Schreib- und Rechenwesen oblag, brachten es allenfalls bis zum Inspektor oder Revisor, und der Hof- und Kammerrat Klösterley mußte es sich als eine besondere Patengunst anrechnen, daß ihm der Meister, wenn auch ohne Ober angehängt worden war und er nunmehr zwischen drei Titulaturen die Wahl hatte.

Von dem Jagd- und Kammerjunker von Leiseritz und seiner Gemahlin, einer von halbdeutschem Blut in Polen geborenen und erzogenen Hofschönheit, besagte die Fama nun, daß sie sich in dem residenzlichen Treiben finanziell stark übernommen hätten und die Oberforstmeisterei im abgelegenen Heideschlößchen daher als schicklicher Herstellungsposten erfunden worden sei. Kaum ein Jahr, nachdem er in dasselbe eingezogen, war eines Tages der junge Herr tot, mit einer Kugel in der Brust, in einem Dickicht gefunden worden. Ob durch eigene Hand, ob durch fremde? Vermutlich das letztere. Die Wilderer trieben es in diesem Bezirk arg und schlau. Ein jeglicher Heidegrenzer stand in dem Verdacht, als Hüter des Hafers und Buchweizens seiner mageren Scholle, zum Diebe auszuarten und sich sonder Skrupel einen Sonntagsbraten zu erlegen. Einer borgte seinen alten Schießprügel dem anderen; der, welchem er gehörte, konnte sein Alibi beweisen. Das Elend macht Kameraden; wollte man nicht alle fassen, faßte man keinen; der neubackene Herr Oberforstmeister hatte überdies durch einen Diensteifer, der allerhöchsten Orts einschmeichelte, die gesamte Rotte gegen sich aufgebracht.

Jagd- und Bratenfreuden sind aber nicht für die misera

plebs, und der edle Wildstand ist der Sereniſſimi von Gottes Gnaden Luſt und Stolz. Als daher während des Gnadenjahres der Witwe ein junger interimiſtiſcher Stellvertreter, durch das Schickſal ſeines Vorgängers gewarnt, ſich um ſo läſſiger, als jener eifrig, erwieſen hatte, wurde der ſauertöpfiſche, aber gewiſſenhafte Schatullenrat zur Obhut auf den gefährlichen Poſten berufen. Wer ahnte denn den poſthumen Gracchus, der in dem unbequemen Kalmäuſer ſein Weſen trieb? Man verſah ſich von ihm, daß er für das landesväterliche, das iſt vaterländiſche Recht und Pläſier ſein Leben zwar nicht freudig, aber geziementlich in die Schanze ſchlagen werde; und man verſah ſich deſſen mit Fug, wennſchon nicht durchweg im herkömmlichen Sinne. Um dem unliebſamen Kalmäuſer auch einmal etwas Löbliches nachzuſagen: in erſter Ordnung war es der Plan, vielleicht das Hirngeſpinſt, dem nach unten mehr noch als nach oben verderblichen Treiben von Grund aus Remedur zu ſchaffen, der Selbſthilfe zu ſteuern, aber ihr ſpornendes Motiv zu tilgen, welcher den poſthumen Gracchus in die heimiſche Urheide gelockt hatte. Hier war der zum Frevel treibende Beweggrund ja nur ein Hungerbiſſen in den leeren Topf. Aber im Kleinen, wie im Großen, im Leiblichen, wie im Geiſtlichen: das beſte Regiment baut vor, das leidliche hilft nach, das ſchlechte verfällt dem Ruin, nachdem es den Ruin herbeigeführt hat.

Da im Mutter- wie Tochterſtaat der nobelen Ausgaben zu viele waren, um mit Gnadenpfennigen ſplendid zu ſein, hatte man als ſolchen der oberforſtmeiſterlichen Witwe das freie Wohnungsrecht im Schlößchen zugebilligt; ein Merkmal, wie erbärmlich es um ihre Kaſſette beſtellt ſein

mußte, da ohne harte Not die erwähnte Dame es wohl schwerlich in der unwirtlichen Heidenöde ausgehalten haben würde. Ich selbst aber war von einer Abmachung, die mich aus dem Regen in die Traufe brachte, erst am Tage meines Aufbruchs unterrichtet worden. Hatte ich mich bisher in lachender Umgebung über eine lustige Hofgesellschaft zuschanden geärgert, nun sollte ich in der trübseligsten Umgebung mich von der adligen Misere anwidern, ausbeuten und obendrein über die Achsel ansehen lassen. Ich tat einen heiligen Schwur, taub und blind gegen jede Art von Zumutung, mir alles verfängliche Schürzenwesen vom Leibe zu halten als ein richtiger Mann, erforderlichenfalls als ein Grobian.

Gott sei Dank! Raum genug, sich aus dem Wege zu gehen, war wenigstens vorhanden. Denn blieb auch das Obergeschoß herrschaftlichen Gästen vorbehalten, so trennte im Unterstock doch ein breites Vestibül die Zimmerreihe in zwei Hälften. Mochte die Witwe zur Rechten Trübsal und Hoffart spinnen, ich hielt mich links; guten Tag und guten Weg! Auch im Wirtschaftswesen, das in Bürgerhäusern gewöhnlich zum Zankapfel zwischen Wirts- und Mietsleuten wird, konnten wir uns nicht in die Quere geraten. Kochherd wie Bükefaß blieben der gnädigen Frau überlassen nach Belieben und Verstehen; den Junggesellen samt Adam und Nero versorgte die Frau des alten Unterförsters, dessen Wohnung in einem Seitenbau lag.

Ich hatte um das armselige Städtchen mit seiner stolzen Prinzenresidenz – leerstehende Paläste und übervolle Hütten, allerorten meinen Augen ein widerwärtiger Kontrast – einen Bogen geschlagen und, soweit angänglich, auch die

Dorfſchaften vermieden, deren unſauberes Menſchen- und Tiergezücht mich niemals dermaßen mit Ekel, Scham und Zorn erfüllt hatte wie heute. Quer durch die Heide, auf Knüppelwegen, über Baumleichen, die der Winterſturm gefällt, in unmuſterndſter Laune, krampfhaft gähnend vor Langeweile und Hunger, – denn Ärger zehrt, – näherte ich mich meinem Ziel. Mein Burſche – bei einem wirklichen Oberforſtmeiſter würde er Leibjäger geheißen, möglicherweiſe aber nicht weniger ein Faktotum für Garderobe, Tafel und Stall repräſentiert haben –, item Ehren-Adam mußte mit dem Packwagen bereits geſtern eingetroffen ſein. Ich fand meine Wohnung eingerichtet, den Tiſch gedeckt. Einigermaßen ein Troſt.

Und da lag denn auch endlich das Schlößchen vor mir, ein zierlicher Bau in holländiſchem Stil, mit ſeinen blutroten Ziegeln und dem giftgrünen Metalldach, inmitten der grauen Kieferntrübſal immerhin ein luſtiger Anblick. Die Heide umzog nach drei Seiten das Gehöft; in der Front jedoch war ein weiter Halbkreis gelichtet und lineal-gerecht durch geſchorene Hecken zu einem Luſtgarten angelegt. Da die Jagdzeit aber nicht mit der zuſammenfällt, in welcher es zwiſchen den Hecken grünt und blüht, der Sold für einen Kunſtgärtner folglich geſpart werden durfte, hatten die Förſter und vielleicht auch ihre Herren Prinzipale die Zieranlage in eine nutzbringende umgewandelt, von welcher ihre Hausfrauen den Gemüſebedarf ernteten. Zwiſchen Göttergeſtalten von Sandſtein, deren Naſen und Gliedmaßen verſtümmelt waren, winzigen Fontänchen, deren Waſſerfaden nicht mehr ſickerte, zwiſchen bunten Porzellanperlen, die ſich hier und dort noch als Einfaß hinter den Fragmenten des Buchs erhalten hatten, rankten ſich nun

Bohnen und Erbsen so hoch, als der mager gedüngte Sand ihnen Kraft verlieh; machte unterschiedlicher Kohl, der von Natur ein anspruchsvoller Schmarotzer ist, den kümmerlichen Versuch, sich einen Kopf aufzusetzen, während die genügsamen Plebejer der Scholle, rote, gelbe und weiße Rüben, wie der erst kürzlich eingebürgerte Erdapfel, ein befriedigtes Dasein führten und hier und dort eine Königskerze oder Sonnenblume sich zwischen gemeinem Kraut und Unkraut blähte. In diesem Lustgarten würde nun auch ich fortan meinen Kohl bauen, der keine Köpfe trug.

II

Mit diesem Stoßseufzer stieg ich nahe der Rampe ab, vergeblich nach einem Baum oder Pfahl suchend, an den ich meinen Gaul binden konnte, bis Ehren-Adam sich der schachmatten, triefenden Kreatur erbarmen würde. Er mochte meinen Einzug von der Hofseite erwartet haben oder auch seines Mittagsschläfchens pflegen. Ehren-Adam war ein gar ruhsamer, alter Knabe, und sein Herr, der als ein nörgelnder Untergebener gescholten, dafür jedoch als gelassener Vorgesetzter geschätzt ward, gönnte ihm sein Behagen. Die Wahrheit zu sagen, fühlte ich mich den Menschen im allgemeinen und meinem Menschen Adam im besonderen niemals gewogener, als wenn ich sie schlafend sah. Im Schlafe ist Unschuld, und welche bessere Labsal haben denn auch wir armen Erdenknechte, als die Stunden des Vergessens im Schlummer und seinen Traum. Für mich selbst waren leider diese Stunden kurz und häufig alpbedrückt; träumen aber tat ich nur mit offenen Augen.

Eben hatte ich die Halfter um den Torso irgendeines

weiland Ganz- oder Halbgottes geſchlungen, als hinter ſeinem Sockel hervor ein helles Kindergeſicht mich anlachte und gleich darauf ein Mädchen, ſeiner Größe nach etwa zehn Jahr, mir nickend entgegenſprang. Es trug ein kurzes, ſchwarzes Röckchen und weißes Faltenhemd, das von einem dunklen Mieder zuſammengehalten ward, ſo wie wir auf Jahrmarktsbildern die Schweizermaidli dargeſtellt ſehen. Vielleicht derzeitige Kindermode oder ländliche Halbtoilette. Auch das goldblonde, wellige Haar hing nach Schweizerart in zwei dicke Zöpfe gebunden am Rücken hinab. Die Kleine hatte ſich eine blühende Bohnenranke um den Kopf und eine zweite als Schärpe von Schulter zu Hüfte geſchlungen; in der Hand hielt ſie einen mächtigen Strauß von Kartoffelblüten, wilden Kamillen, Schafgarbe, Thymian, Krauſeminze und was ſonſt noch Blühendes oder Duftendes auf dieſen Zierbeeten zu pflücken geweſen war; mit einem allerliebſten Knickſchen ſtreckte ſie mir ihn entgegen.

Ich habe den Strauß zwiſchen den Blättern meines Theokrit getrocknet und angeordnet, daß er mir dereinſt in den Sarg gelegt werde; ein Merkzeichen der erſten Stunde reinen Glücks in meinem grämlichen Leben.

Das Kind hatte eben die lachenden, roten Lippen zu einem Willkommengruß geöffnet, als es jach einen Schrei ausſtieß und mit einer Gebärde der Angſt auf ein weißes Kätzchen zuſprang, das ihm vom Arme geglitten war und das mein Nero mit Hundeluſt zauſte. „Miez, ach, meine Miez!“ jammerte das Kind.

„Nero, los!“ rief ich, und das Miezchen war befreit.

Mit einem glückſeligen Lächeln nahm die Kleine den Liebling wieder auf den Arm, drückte ihn an ihr Herzchen,

ſprang dann raſch zu mir zurück und küßte meine Hand. Nach dieſem Gefühlsausbruch aber wiederholte ſie ihr Knickschen und ſagte, indem ſie mir ihr ſtolzes Bukett überreichte: „Schön willkommen, Herr Forſtmeiſter!“

Ich war bis dato nichts weniger als ein Kinderfreund geweſen. Die Dreſſur der kleinen Hofpüppchen erregte meine Galle, und das Geſchrei ſamt Ekelnäschen der flachshaarigen Straßenbrut widerte mich an; um den Nachwuchs in unſeren Bürgerhäuſern aber hatte ich mich ſo wenig gekümmert wie um deſſen verehrliche Herren Papas und Frau Mamas. Dies Kind jedoch tat es mir an auf den erſten Blick. „Wo ſolch holdſelige Gottesgeſchöpfe gedeihen, muß ſich ſchon heimſen laſſen,“ dachte ich und war auf einmal mit der unwirtlichen Heide im Sonnenbrand ausgeſöhnt. Ich hob die Kleine unter beiden Armen in die Höh und küßte ſie auf die rundlichen Backen, was ſie ſich ohne Sträuben gefallen ließ, da doch ſonſt kleine Mädchen bei einem Manneskuß, aus Furcht einen Bart zu bekommen, ſtrampeln und ſchreien. Ein Kind des alten Förſterpaares konnte ſie füglich nicht ſein; vermutlich alſo ein Enkelkind.

„Wie heißt du, Herzchen?“ fragte ich.

„Lori von Leiſeritz,“ antwortete ſie. „Wenn ich aber groß werde, heiße ich Lorenza, wie Mama.“

Ich wußte nicht, daß mein Vorgänger Nachkommenſchaft hinterlaſſen habe. Der Mann wurde mir plötzlich intereſſant. In der einen Hand der kleinen Lori Willkommenſpende, an der anderen die kleine Lori ſelbſt, ſtieg ich die Rampe hinan.

„Wird Ihr großer Hund meinem Miezchen aber auch nichts zuleide tun?“ fragte ſie, von neuem ängſtlich auf den Liebling in ihrem Arme blickend.

„Gewiß nicht, Kind," tröstete ich. „Nero wird deinem Kätzchen ein so guter Freund werden, wie ich dir."

Als wir durch das Vestibül der Försterwohnung zuschritten, trat aus einer Tür zur Rechten eine Dame, unverkennbar von jenem Prinzessinnenschlag, von dem ich so manche mit zornigem Wohlgefallen angeblinzelt hatte, aber von einer Schönheit, wie ich mich ihresgleichen nur weniger erinnerte. Ein Bild von Weib, trotz der dreißig Jahre, die es zählen mochte, und dem Gepräge von, von, – nun von ennui; ich finde keinen deutschen Ausdruck, der Sorge, Verdruß, Kummer und gleichzeitig Langeweile so kurzweg bezeichnete. Hoch und schlank gebaut; das Gesicht ein feines Oval von fleckenloser Marmorbleiche, langgewimperte Lider die großen lavendelbläulichen Augen halb bedeckend, so war meine künftige Nachbarin, so war Loris Mutter, eine verblühte Schöne, aber heute noch weit, weit schöner, als die Tochter, die mit keinem Zug an sie erinnerte, jemals aufblühen konnte. Obschon bereits im zweiten Jahre Witwe, trug sie noch tiefe Trauer, vielleicht mehr aus lässigem als wehleidigem Beharren. Das Kleid war von elegantem Gemäch, aber vertragen, die Kreppuffen zerknüllt, der Saum der langen Schleppe durchstoßen. Der unbequemen Witwenschneppe hatte sie sich entledigt, das dichte blauschwarze Haar wellte sich, lose in einen Knoten zusammengefaßt, um den feingeschnittenen Kopf. Auch der modische Panier, Puder und Schönpflästerchen fehlten. Für wen hätte sie sich auch aufbauschen, färben und interessant bekleben sollen?

„Mein Töchterchen ist mir zuvorgekommen, Herr Forstmeister," sagte sie mit einer leichten Verneigung. „Wir danken Ihnen das Zugeständnis einer Hausgenossenschaft,

die vielleicht wenig nach Ihrem Geschmacke ist, und ich verspreche, Störungen möglichst zu vermeiden."

Zu einem Bürgerlichen spricht eine hochgeborene Dame deutsch. Einen ihresgleichen würde sie in den ihr mehr geläufigen Lauten einer feineren Mundart begrüßt haben. Redete sie doch selbst mit ihrer Tochter allezeit französisch. Auch stimmten der gleichgültige Ton und Blick, welche die Ansprache begleiteten, wenig zu dem Dankgefühl, das sie ausdrückte. Dennoch lautete meine Erwiderung nicht bloß gewohntermaßen höflich, sondern durchaus ungewohntermaßen nahezu herzlich, denn die kleine Lori sah mit ihren großen goldbraunen Kinderaugen zu mir in die Höh, und ich las darin: „Bitte, bitte, sei gut mit Mama!"

Die Dame zog sich in ihre Gemächer zurück; mich nahmen die Försterslеute in Beschlag, führten mich zur Orientierung durch mein Revier und dann zur Tafel in ihre eigene Behausung. Das kleine Fräulein, sein Kätzchen im Arm, hüpfte munter voran, nahm auch mit heller Lust meine Tischeinladung an, obschon sie bereits Mittag gehalten. „Aber nichts so Gutes," wie sie treuherzig gestand, „Grützbrei und Hering."

Grützbrei und Hering! Ich war kein Sybarit; aber mich schauderte.

Mutter und Tochter, ohne eigene Bedienung, teilten den Tisch des Försterpaares, welcher, dem Säckel und der Magengewöhnung der alten Leute entsprechend, von der einfachsten Art war. Für den neuen Herrn Kostgänger jedoch hatte Frau Michelin würdiglich ein Mahl bereitet. Da sie „ledigerweise" anfänglich Kindsmagd, später Wirtschafterin bei der Herzoginwitwe gewesen, wußte sie, was feinen Leuten schmeckt und wie es schmecken muß, beteuerte

auch ihr Vergnügen, in alten Tagen die Künste der Jugend noch einmal üben zu dürfen.

Die kleine Lori aß mit dem hungrigen Forstmeister wett. Im Umsehen war von dem goldgelben Fasan nur noch das Knochengerüst übrig und die Schüssel mit den zuckerig eingesottenen Waldbeeren bis auf den Grund geleert. Ich hatte an keiner Fürstentafel in so heiterer Laune und mit besserem Appetit Mittag gehalten.

Während desselben war mir nun aber durch die harmlosen Plaudereien meiner kleinen Tischnachbarin und die Unterhaltsamkeit meiner alten Wirte das Interieur der vornehmen Hausgenossenschaft bis auf das Tz klar geworden. Adlige Witwenmisere in ihrer Blüte! Kein neues Bild für einen bei Hofe Bediensteten, und von allen Elendsbildern der Menschheit das, bei welchem ich am wenigsten Erbarmen und häufig genug den Kitzel der Schadenfreude empfunden hatte. Die demütig erbettelten paar jährlichen Gnadentaler hätten in früherer Zeit der gnädigen Frau kaum für eine neue Courrobe zugereicht. Nun bestickte sie freilich, ihre Umstände zu verbessern, Pantoffeln und Fächer mit Gold- und Silberfädchen, klöppelte Spitzen und mehr derlei Plunder, der herzbrechend an gute Tage gemahnte. Aber mit welcher Schamröte auf den Wangen! Um welchen Spottpreis wurde der Trödel unter der Hand in Leipzig oder Dresden abgesetzt, und wie hätte bei solchem Budget von einer Befriedigung der lästig drängenden Gläubiger auch nur die Rede sein können.

Wer Wind säet, muß Sturm ernten! Was jedoch konnte das arme Kind für die Torheit von cher papa und chère maman? Daß es sie werde büßen müssen, war ein natürliches Erbgesetz, welches der Herrgott gar nicht erst

seinen Geboten hätte anzuhängen brauchen. Solange indessen Christian Klösterley im Heideschlößchen residierte, sollte die Buße für elterliches Schlemmen und Schwelgen mindestens nicht in Grützbrei und Hering, und die für unbezahlte Brokatgewänder nicht in verwachsenen und verwaschenen Trauerfähnchen bestehen. An allem, was sein Forst erzeugte, hatte der Forstmeister ein gebührend Teil für seinen Topf, und dieser Topf brauchte nicht lediglich für einen Junggesellen bemessen zu sein; desgleichen brauchte der jeweilige Forstmeister, Gott sei Dank! nicht mit dem Kostgeld zu knausern, wenn selbiges auch statt für zwei, für vier Personen zu entrichten war. Die kleine Lori sollte fortan leckerer als bisher gespeist werden und an menus plaisirs, wenn just auch nicht in Batzenform, keinen Mangel leiden. Mit diesem Vorsatz legte ich mich am Abend zur Ruh und schlief so friedsam, wie ich nur je meinen Adam hatte schlafen sehen.

Halb und halb gegen mein Erwarten bedurfte es keiner schlauen Überredungskünste, um diesen Vorsatz durchzuführen. Die schöne Witwe ließ es sich huldreich gefallen, in ihren vier Pfählen, die gebührentlich die meinen waren, mich als Tafelgast zu empfangen und mit den Erzeugnissen meiner Küche zu bewirten, wie sie denn auch ebenso huldreich sich die kleinen Cadeaux gefallen ließ, die ich ihrem Töchterchen zu machen mir erlaubte. Ob sie diese Erweisungen ebenso unbedenklich angenommen hätte, wenn ich statt Forstmeister Klösterley Oberforstmeister von Klösterley geheißen hätte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls würde es dann nicht ohne ein Erröten geschehen sein. Man schämt sich eben nur vor seinesgleichen oder solchen, zu denen man sich in die Höhe reckt.

Als Entgelt überließ sie mir ihre Lori. Gewiß, sie liebte das Kind; da sie ihm aber keine Bonne oder Gouvernante halten konnte, wurde ihr seine Gegenwart – nervös, wie sie nach Damenart war, – unbequem, und sie dankte Gott, wenn sie es, ohne Schaden zu befürchten, draußen im Lustgarten oder bei den alten Försterseleuten untergebracht wußte. Indem sie auf diese Weise sich der einzigen angänglichen Zerstreuung beraubte, quälte der Gedanke, was aus ihrer kleinen Sauvage einmal werden solle, die Einsame dann aber doppelt; im Grübeln und Seufzen über deren Zukunft und die eigene entsanken Nadel oder Klöppel lange vor Dunkelwerden ihrer Hand, sie streckte sich auf ihrer Causeuse, und zwischen Erinnern, Sehnen und Sinnen stellte ein Halbschlummer sich ein, welcher der Nacht ihr Ruherecht verkümmerte. Wie hätte sie auch müde werden sollen? Weder die körperliche noch die geistige Arbeit kostete Anstrengung; in die Luft kam sie nicht. Zu Fuße gehen, ganz allein oder, was noch mehr hieß, mit einem Kind und in die Heide – Gipfel alles ennui! War dann die magere Abendsuppe ohne Appetit verzehrt, Mignonne zu Bett gebracht, dann belebten bei einbrechender Nacht sich die quälenden Nervengeister, dann wurde das Bewußtsein unverdienten Elends erst recht grell, dann rannen die Tränen. Sie löschte das Licht, öffnete die Türen ihrer Zimmerreihe und ging mit leisen Schritten, seufzend und händeringend, die Flucht hin und wider, Stunden auf Stunden, bis sie endlich ermattet, lange nach Mitternacht, ihr Lager suchte und der Freund der Kummervollen sie in glückliche Tage zurückführte, vielleicht auch wiederum in glückliche voraus. Erst wenn die Sonne hoch am Himmel stand und die kleine Sauvage sich seit

Stunden nach Willkür umhertrieb, erwachte die Mutter zu einem leidigen Tagewerk und Tageslauf.

In dieſem Tageslauf trat vom heutigen ab nun mählich ein Wandel ein. Daß der alte Forſtmeiſter in ſeiner einſeligen Weltabgeſchiedenheit ſich die Zeit mit Mignonne vertrieb, den durch hartes Mißgeſchick verſagten Hofmeiſterpoſten freiwillig bei dem Kinde übernahm, gewährte eine Herzerleichterung. Monſieur Klöſterley war ein ungefährlicher Schutzherr; die Mutter durfte ohne Sorge träumen und ſich grämen, ſie nährte ſich nach Geſchmack und Bedürfen, was immerhin ein geſundheitlicher Anfang iſt; ſie wird, will's Gott, allgemach auch wieder rechtzeitig Schlummer finden, kann Klöppel und Nadel ohne Gewiſſensbiſſe raſten laſſen und ſo gradatim weiter: Zeit und Behagen verbunden im Kampfe gegen das ennui.

In weit kürzerer Friſt, als dieſe Wandlung der Mutter heiſchte, war ihr Kind nun aber das meine geworden. Aus freiem Antriebe, ſo, als könnte es nicht anders ſein, nannte Lori den Herrn Forſtmeiſter ſchon nach wenig Tagen erſt Meiſterchen, dann Väterchen und du, wich auf Schritt und Tritt ihm kaum von der Seite. Wenn morgens Maman noch lange ſchlief, ſchlich ſie ſich aus dem Bett, ging an meiner Hand in den Wald, lernte ſich mit mir darin auskennen wie ein junger Lehrling, und weil die Wege oftmals ſo weite waren, daß ich ſie nur zu Pferde durchmeſſen konnte, hatte ich für ſie ein Zwergenrößlein ergattert, auf welchem ſie nun munter neben mir hertrabte durch dick und dünn. Das war eine Luſt!

Waren wir dann aus dem Forſte heimgekehrt und hatten unſer wohlſchmeckendes Mahl eingenommen, dann ging es an das Studieren; von ſeiten der Schülerin freilich nicht

mit allzu lebhaftem Behagen, dem lehrenden Väterchen zuliebe aber mit freundlichem Willen; das kleine Wesen, dem ich kaum zehn Jahre gegeben hatte, zählte zu meinem Staunen deren nahezu dreizehn, im Punkte des Wissens aber fand ich es im Stadium eines acht- oder höchstens, seiner Leibesgröße angemessen, zehnjährigen. Man hatte die Kleine während ihrer frühesten Zeit, der elterlichen Glanzperiode, auf dem Lande in Polen zurückgelassen; die Großmutter, ein müdes Weltkind, wie ihre Tochter dazumal ein munteres war, erzog sie, das heißt, sie erzog sie eben nicht. Ein bißchen Französisch plappern lernte sich von der Wiege ab gleichsam als Mutterlaut; von eigentlichem Unterricht war keine Rede. Nach dem Tode der alten Dame, welcher ungefähr mit der Eltern Exilierung in die Heide zusammenfiel, wurde auch das Kind darein versetzt, und der Vater machte nunmehr einen Anfang mit den Rudimenten der Sprache, die seine Muttersprache war: ein Anfang, welchem der Tod rasch ein Ende setzte. Die Witwe war allzu melancholisch umgeschlagen, um die saure Aufgabe fortzuführen, würde aber auch sonder Melancholie und mit stärkerer Geduld in deutscher Grammatik und anderweiten Fibelkünsten schwerlich etwas Erkleckliches geleistet haben, und, um gerecht zu sein, wieviel Damen oder Frauen ihrer Zeit und Zone mehr als sie? So blieb es denn bei einem stockernden Buchstabieren und dem kritzeligen Aneinanderreihen steifer Lettern.

Wie kläglich aber war es erst bestellt mit der Christenlehre, die ja überhaupt selten zur Blüte kommt, wo sie nicht mit der ersten Muttermilch eingesogen ist. Die Eltern empfanden, nach der meisten Weltleute Art, ein gar schwächliches religiöses Bedürfen; sie waren Freigeister, ohne sich

ſo zu nennen oder es auch nur zu wiſſen, der Vater Lutheraner, die Mutter Katholikin. Die Tochter, geſetzmäßig nach der letzteren Ritus getauft, hatte man gelegentlich firmen laſſen, als bei dem letzten elterlichen Beſuche in Dresden ein Biſchof dieſes Sakrament an etlichen Kindern des Hofkreiſes vollzog. Seitdem, alſo ſeit Loris zehntem Jahre, hatten Mutter wie Tochter kein Gotteshaus betreten, hätten bei frömmſtem Willen aber auch in ihrer ſtockluthe-riſchen Umgebung eines ihres Kultus nicht betreten können.

Die Mutter vertröſtete ſich betreffs der geiſtlichen wie weltlichen Bildung ihrer Tochter mit einem ſpäteren Erziehungskloſter und würde den Platz in einem ſolchen auch jetzt ſchon angeſtrebt haben, wenn es in ſächſiſchen Landen noch katholiſche Klöſter gegeben hätte oder eine Reiſe nach dem mit dergleichen Inſtituten geſegneten Polen zu ermöglichen geweſen wäre. Aber nicht bloß als Übergangsſtadium, ſondern als dauernde Zuflucht ſchwebte ihr, wenn auch unter Seufzen und Tränen, eine Nonnenzukunft für ihre Lori vor. Sie war, nach mütterlichem Maßſtabe bemeſſen, nicht ſchön, würde es niemals werden; ſie war blutarm, auf eine ſtandesmäßige Verheiratung nicht zu zählen. So grauſam die Vorſtellung in das Herz ſchnitt, beſſer, anſtändiger mindeſtens, für eine geborene von Leiſeritz verborgen hinter Kloſtermauern ihre Tage zu beſchließen, ſtatt wie ſo manche ihresgleichen als alterndes Fräulein von einem dürftigen Gnadenpfennig eine kleinſtädtiſche Dachſtubenexiſtenz zu führen, mit Laternchen und Hausſchlüſſel im Strickbeutel am Morgen auszurücken und als willkommene oder auch unwillkommene Klatſchbaſe in adligen Familien ihren regelmäßigen Mittags- und Abendtiſch zu ſuchen. Arme kleine Lori! So elendiglich ſtand deine Zukunft ſelbſt den Augen

der Mutter vorgezeichnet. Gott sei Dank, daß sie dem Kinde wenigstens ein paar letzte, freie Jahre gegönnt und sie ungehindert ihre „Sauvage" hatte werden lassen!

Denn wenn, wie es heißt, das nämliche, das zwei Menschen tun, nicht das gleiche ist, so wirkt das nämliche, das zwei Menschen dulden, nicht selten einen Gegensatz. Die Not, welche über die Witwe einen zerstörenden Bann verhängte, gewährte der Waise die Freiheit, in welcher ihre Natur sich bis zu deren Grenzen entwickelte. Unter der Dressur, sei es des Klosters, sei es des Weltlebens, würde diese holde Kindlichkeit verkümmert oder zur Albernheit ausgeartet sein.

Lori hegte von der sichtbaren Welt außerhalb ihrer Heide nur eine schwache Vorstellung, und die unsichtbare Welt der Offenbarung war in ihr ungeweckt; von einer Kirche hatte sie nur ein flüchtiges Kinderbild bewahrt, in welchem Weihwedel, weiße Schleier und Lilienstengel die haftendsten Eindrücke bildeten. Den Stegreifslehrer aber mutete es an, eine Schülerin zu erhalten, auch in der heiligsten Heimlichkeit noch als unbeschriebenes Blatt, auf das er seine Runen zeichnen durfte. Das Gemüt eines halbfertigen Weltkindes aus- oder gar umzubilden, würde ihm widerstanden haben und mißlungen sein; dem unberührten Waldkinde durfte er ein Priester werden, und er ist es ihm so lange geworden, bis das Kind ihm zum angebeteten Leitstern ward. Auch die einförmige Heide hat in Licht und Sturm Momente, in welchen der Mensch einem allmächtigen Schöpfer sich näher spürt als sonst. In dem Schöpfer den Vater lieben zu lehren, in dem Menschenreiche ein Bruderreich, darauf beschränkte sich, sonder Katechismusformel, lediglich nach der knappen Satzung des göttlichen

Menschensohnes sein Priesteramt, und den Segen dieses Amtes hat er zurückempfangen reicher, als er ihn gespendet. In der Lehre eines unschuldigen Kindes ist der römische Bürger, soweit seine Kalmäuserſucht es zuließ, ein Christ geworden; denn die Grundbedürfnisse, deren Stillung die Menschenseele nicht entraten kann, sind eingeschränkter Art, und die unsichtbare Natur entwickelt sich wie die sichtbare aus kaum bemerkbaren Keimen.

So geteilt zwischen Bibel, Fibel samt Orbis pictus und freier Bewegung, zu Fuß und Roß, mit Botanisiertrommel und Schmetterlingsschere, verlief voller Lust die sonst so trübselige Sommerzeit der Heide. Der Tag wurde kürzer, der Unterricht in die frühen Morgen- und Abendstunden noch bei Lampenlicht verlegt. Während ich meine Rechnungen und Eingaben ausarbeitete, leistete die Kleine mir gegenüber ihre Pensa mit wachsendem Eifer und, weil bemessen unter der Kraft ihrer Jahre, mit gründlichem Erfolge.

Der Prinz war aus dienstlichen wie vergnüglichen Gründen schon manches Jahr in seinem Dominium nicht eingekehrt und kehrte auch heuer nicht darin ein. Statt des versagten mündlichen Referats machte ich mich daher schriftlich an ein Memorandum, zum Zweck der Aufbesserung und allmählichen Hebung der verwahrlosten forstlichen wie sittlichen Zustände in meinem Revier. Ich tat es mit Genauigkeit und mit Wärme, denn es handelte sich mir nicht bloß um eine Kopfes-, sondern um eine Herzenssache.

Das Holz besaß, der Schwierigkeit, nein, schlechthin der Unmöglichkeit des Transports durch die unwegsamen Sandwellen halber, so gut wie keinen Wert. Hatten Alter, Sturm oder Blitzschlag einen Stamm gefällt, verwitterte er am

Boden; haufenweis ſperrten die Baumleichen jeglichen Pfad, nur das Reiſig wurde von Weibern und Kindern geſammelt und an dem Außenrande hier und dort von Köhlern ein Meiler angezündet. Ich entwarf nun Plan und Koſtenanſchlag für einen beſtmöglich chauſſierten Kreuzweg zum Anſchluß an die der Heide benachbarten Ortſchaften und von ihnen aus an die größeren Landſtraßen. Die für dieſe Anlage zu fällenden Bäume wurden den frönenden wie freien Bauern, neben einem beſcheidenen Tagelohn, unentgeltlich überlaſſen, von ihrem mageren Hornvieh auf die eigne Feldflur geſchleift, zu dem ausſchließlichen Zwecke, mit ihnen die zumeiſt vom Wild bedrohten Hufen zu umzäunen, bis es im Verlaufe gelungen ſein werde, die Heide teilweiſe zu roden, den Boden zu meliorieren und bei eingeſchränktem Wildſtand den Komplex ſchützend zu umwallen. Das gab den Ärmlingen der Gegend Anregung, Arbeit, Winterlohn, wenn auch nur kärglichen, und als Haupthebel: die Hoffnung auf gedeihlichere Zeiten.

Zum erſten Male in meinem Bureaudienſt hatte ich die Feder unumwunden als Gracchus geführt, und daß umgehend, brevi manu, mein Plan gebilligt, eine anſehnliche Summe als erſte Rate zu ſeiner Ausführung angewieſen, aus freiem Antriebe ſogar der Befehl gegeben wurde, zunächſt wenigſtens den Beſtand des am verwüſtendſten hauſenden Schwarzwildes bis auf ein Minimum einzuſchränken, trug zum Behagen meiner Gegenwart weſentlich bei; erweckte auch zum erſten Male eine ehrerbietigere Meinung von unſerem fürſtlichen Gebieter, wennſchon deſſen Opfer dem ungenügſamen Kalmäuſer als ein ziemlich wohlfeiles erſchien. Des Prinzen Sold als Generaliſſimus überſtieg ſeine fürſtliche Apanage, er war ein reicher Herr, die An-

lage verhieß zukünftigen Ertrag, und dem Pläſier der Sauhetzen ließ ſich in fremden Revieren zur Genüge frönen. Aber ich hatte meinen Kopf durchgeſetzt, es gab rüſtige Anordnung, Aufſicht, Schaffensfreude, erquickende Bewegung, in den Morgenſtunden allein, nach Tiſch in Begleitung meines lieblichen kleinen Anhängſels. Ich fühlte mich zum erſten Male als einen glücklichen Mann.

So kam der Winter, die Glorienzeit der Heide. Ein dichter, weißer Teppich breitet ſich über die graubraune Bodenſchicht, funkelnde Kriſtalle zittern an jeder Nadel der grünen Wipfel, die ſich unter ihrer Schneelaſt zu Lauben neigen; ſchlankes, zierliches Wild bringt, Leben verbreitend und Leben verendend, bis an die Umhegung von Haus und Hof, Büchſengeknall und Schlittengeklingel hallen durch den Forſt. Auch ich hatte mir ſolch ein leichtes Wintergefährt zugelegt, um meiner kleinen Kameradin willen ſchmucker, als ich es für mich allein gewählt haben würde. Es glich einem Schwan mit ſchlankem Hals. Eine warme Bärendecke hüllte uns ein; mein munterer Rappe trug ein wohlgeſtimmtes Geläut.

In dieſer zierlichen Muſchel fuhren wir nun ſelbander die Heide kreuz und quer, beſichtigten Wegſchaufler, Holzfäller und Kohlenbrenner, kehrten auch wohl dann und wann zu einem Einkauf in der Stadt oder zu einem erwärmenden Trunk in einer dörflichen Schenke ein und kamen erſt bei Sternenſchein zurück in unſer Schlößchen, das in ſeiner bunten Färbung, unter einem ſilberflimmernden, weißen Schleier einem Zauberpalaſte glich und in dem nun meine kleine Fee mit hochroten Wangen und leuchtenden Augen von der offenbarten Weltherrlichkeit berichtete.

Die Kinderluſt aber ſteckte an und ſcheuchte für ein paar

Abendstunden das Konsortium Ennui und Melancholie. Nach dem gemeinsamen Souper, das heißt einer sämigen deutschen Suppe, saßen wir noch dreiselig beieinander, und lange verschlossene Ohren und Lippen taten sich auf. An Berührungspunkten fehlte es nicht. Ich kannte, wenigstens Namen und Ansehen nach, die Mehrzahl der Kavaliere und Damen, zwischen denen die Jugend der Witwe so heiter verflogen war, hatte von ihren galanten Abenteuern berichten, ihre Hühner und Gänse aufzählen hören. Meines Vaters weitkultivierteste Wissenschaft war die Genealogie fürstlicher und adliger Geschlechter gewesen, und wessen der Kopf voll ist, davon geht der Mund über. So hatte ich manchen Stammbaum sich ausbreiten sehen, der jetzt in der winterlichen Heide den Schatten von Erinnerungen und vielleicht Hoffnungen über eine schmachtende Seele breitete. Die Dame lehnte hingegossen auf ihrer Causeuse, wiegte zustimmend oder aufklärend das schöne Haupt und lispelte die Gegenrede in den vertrauten Lauten einer feineren Mundart als der, in welcher der neue Hausgenosse begrüßt worden war; die Tochter saß ihr gegenüber auf einem Schemelchen an meiner Seite, ihre Hand in der meinen, das Köpfchen an meine Knie geschmiegt; sie hatte sich tagsüber müde studiert und geschaut, die Plauderei über allerlei unkindliche Gegenstände, die, Gott sei Dank, ihre Neugier nicht reizten, machte sie noch müder. Die lieben, hellen Augen fielen zu, ich schlang meinen Arm um ihren Hals, zog sie auf meinen Schoß, und so an meiner Brust schlummerte sie, bis die gesetzte Stunde des Aufbruchs schlug und ich das Kind, ohne es zu erwecken, in das Schlafzimmer trug. Auf dessen Schwelle küßte ich der gnädigen Mama zur guten Nacht die Hand, verfügte mich in mein Kom-

partiment, und über Redouten und Schäferspielen, galanten Baronen und gefeierten Komtessen nicht weniger als meine kleine Freundin müde geworden, schlief ich den Schlaf des Gerechten bis zum Hahnenschrei.

Aber auch auf die nervenschwache Dame hatte der Erinnerungsaustausch am lodernden Kamin eine narkotische Wirkung geübt. Die nächtlichen Wandelgänge unterblieben, sie legte sich geziementlich zur Ruh und gestand mir eines Tages, daß sie allmählich wieder schlafen lerne, wie sie allmählich wieder mit einigem Appetit essen gelernt. Eines anderen Tages gewahrte ich, daß sie ihr Trauergewand mit einem farbigen aus heiteren Tagen vertauscht, bald danach, daß sie Puder in ihr Haar gestreut habe. Als ich mir jedoch die Bemerkung erlaubte, wie schade es sei, die seltene Schöne eines solchen Rabenschwarz zu verhüllen, entgegnete sie: „Jedenfalls eine Torheit; auch ist meine Puderbüchse leer", und trug fortan keinen Puder mehr, nur einen künstlicheren Lockenbau als bisher. Die Gegenwart eines Menschen, der ihrem Gesellschaftskreise nahe gestanden, der Eindruck auf einen Mann, wenn auch nur einen bürgerlichen Mann, hatte die Witwe wieder zu einem Weibe gemacht.

Meinem Drängen nachgebend, wagte sie sich denn auch endlich wieder an die Luft und spazierte regelmäßig in der Mittagsstunde an meinem Arme ein paarmal die Gänge unseres Lustgartens, auf denen Ehren-Adam säuberlich Bahn gekehrt hatte, hin und wider. An einem fernerweiligen Tage — bei zwölf Grad unter Null! — überraschte die frileuse Dame mich sogar mit dem Geständnisse, daß Schlittenfahren eine ihrer Jugendpassionen gewesen sei und daß sie ein lebhaftes Verlangen empfinde,

den altheimiſchen Reiz noch einmal auf ſich wirken zu laſſen.

Noch am nämlichen Tage, und fortan jeden folgenden, machten wir demnach eine Tour durch die Heide; Dame und Dämchen in der Muſchel mit dem Schwanenhals, der galante Forſtmeiſter als Lenker hinter ihnen auf der Pritſche; die raſch gleitende Bewegung, das goldene Mittagslicht, der friſche Odem der Heide in ihrem reinen Winterkleide, frohe Heimatsbilder ähnelnder Natur färbten die bleichen Wangen der Witwe mit einem Blütenhauche; die müden Augen hoben ſich in meerblauem Glanze; ſie ſchien um zehn Jahre verjüngt: „Fürwahr ein ſchönes, ein königliches Weib!“ dachte ich bewundernd, ja entzückt nach jeder Heimkehr von unſerer Fahrt. „Eines von denen, das man außer ſeinem Hauſe ſehen muß, um ihm gerecht zu werden.“

Gegen die Weihnachtszeit war der neue Heideweg bis zur Stadtflur ſo weit abgeholzt, daß die angrenzenden Gutsbeſitzer ihn bequem zu einem Rendezvous im ſtädtiſchen „Weißen Hirſch“, dem einzigen reputierlichen Gaſthofe der Gegend und zugleich Poſthalterei, benutzen konnten. Ausnahmslos Edelleute. Nur der Forſtmeiſter Klöſterley war auch ohne die beiden ſchwerwiegenden Wörtchen „von“ und „Ober“ eine Standesperſon, welcher die ritterlichen Jagdſchmarotzer die Erlaubnis, in ſeinem Revier zu pirſchen und Sauen ad libitum niederzuſchießen, regelmäßig mit einer Einladung zu ihren Feſtivitäten belohnten. Machte er nun auch von ſolcher Gunſt, deren perſönlichen Wert er zu taxieren verſtand, nur ſelten Gebrauch: eines ſchönen Nachmittags legte er ſeine goldgeſtickte, grüne Staatsuniform an, ſchnallte den Hirſchfänger um den Leib und ſetzte den federbordierten Dreiſpitz über den Haarbeutel mit breiter,

ſchwarzer Schleife, um ſeiner edlen Hausgenoſſin würdiglich als Kavalier zu dienen. Es galt, vor dem Abſchluß der Jagdzeit und dem Beginne des Karnevals in der Reſidenz, ein Abſchiedsfeſt im „Hirſch", zu dem man das Heideſchlößchen als Rendezvous erwählt hatte.

Unmittelbar hinter dem Muſikſchlitten, das heißt einen auf Kufen geſetzten, mit Tannenreis bekleideten Leiterwagen, der alles, was in der Pflege irgendwie zu blaſen und zu fiedeln ſich vermaß, beherbergte, eröffnete er, der Forſtmeiſter nämlich, den Zug auf der Pritſche ſeines Schwans. Vor ihm ſaß neben dem Töchterchen – das ſchicklicherweiſe zu Hauſe gelaſſen worden wäre, wenn ſein väterlicher Prieſter, Lehrer und Freund es über das Herz gebracht hätte, ihm ein luſtiges Schauſpiel zu verſagen, – ſaß die ſchöne Witwe in granatrotem Sammetrocke mit Zobel verbrämt, ein polniſches Pelzmützchen über dem hochgelockten, heute mit Goldſtaub gepuderten Toupet; leidlich erhaltene Rudera einer unvergeßlich glorreichen Zeit! Daß es aber der nobelen Equipage an einem geziemenden Geleit nicht fehle, trabte auf dem alten Förſtergaule Ehren-Adam – Pferdeknecht, Wichſier, Büchſenſpanner, Tafeldecker, Kammerdiener in ſeiner Perſon vereinigend – heute als Vorreiter dem Schwane voran, um bei der nächtlichen Rückfahrt mit einer Pechfackel heimzuleuchten. Schellenklingende Roſſe, Schlittchen mit koſtbaren Pelzdecken, aber auch manches ehrbare Familiengehäus aus Korb geflochten, folgten nach; junge, ſchmucke Reiteroffiziere aus den nächſtliegenden Garniſonſtädten ſprengten zur Seite. Ein ſtattlicher Zug!

Im „Hirſch" wurde in Kaffee und Punſch geſchwelgt, die Cour geſchnitten, bei dem Souper nach Leibeskräften gezecht, darauf für das Alter „ein Tempelchen", für die

Jugend – und meine Dame zählte reichlich zu der letzteren, – ein Tänzchen arrangiert. Mit einem Hoch auf die nächste Jagdsaison wurde der heurigen spät in der Nacht Valet gesagt.

Die Baronin hatte glänzendere Feste gefeiert, aber doch endlich wieder einmal ein Fest, das erste Vergnügen seit Jahren! Sie war in stolzeren Kreisen heimisch gewesen, immerhin aber doch wieder einmal unter ihresgleichen. Aus einer so gut wie vergessenen war sie eine neue Erscheinung geworden, als Schönste der Schönen gefeiert, wie eine junge Blüte von Faltern umschwärmt! So wie ihr mag es dem Gefangenen zumute sein, der nach dunkler Kerkerhaft zum ersten Male wieder die Sonne aufgehen sieht.

Und als lange nach Mitternacht die Gesellschaft sich in alle Richtungen zerstreut hatte, glich bei unserer einsamen Heimfahrt die unwirtliche Heide einem Märchengarten. Der Schein der vorleuchtenden Fackel brach sich in Millionen Diamanten einen Augenblick; im nächsten glitt ein schwärzlicher Schatten über den weißen Teppich, und über dem glitzernden Behang der Wipfel breitete sich der Baldachin der Nacht mit ihrem Goldgefunkel, und wiederum züngelte es oben und unten wie buntes Geschmeide, um im sausenden Fluge wie ein Blitz zu erlöschen. Hirsche und Rehe flüchteten aufgescheucht über die Bahn; Raben und Dohlen flatterten krächzend von den schneebeladenen Zweigen in die Höh; aus einem Dickicht flimmerten die Lichter heimlich grausamen Waldgesindels.

Der alternde Melancholikus hatte nicht häufig eine Künstlerader in sich gespürt; heute aber, in dem schemenhaften Weben von Licht und Nacht, von sprühendem Leben über

der Todesstarre, das Haupt des schönsten Weibes dicht an seiner Brust, da prickelte ein phantastischer Kitzel durch seine Poren; jeglicher Nerv, jegliche Fiber wirbelten eine Woge vom Herzen zum Hirn und vom Hirn zum Herzen zurück. Ein sanft berauschendes Arom, wie das des Jasmin, entquillt den üppigen Haarwellen, über welche sein Kopf sich neigt, das Antlitz einer Helena wendet sich ihm zu; der Laut versagt den lächelnden Lippen, aber unter den weit geöffneten Lidern sprühen elektrische Funken, und ein heißer Odem haucht sichtbar einen Duft in die Winternacht und in ein lange winterliches Herz. Es ahnt, nein, es spürt das Schlagen auch eines zweiten Pulses, ein heimliches Fieber auch in einer anderen Brust. Bei Gott! ein herrliches, ein begehrenswertes Weib!

„Und warum nicht dein Weib?" schoß es wie ein Funke durch mein Hirn. „Ist es in den Sternen geschrieben, daß du als klausnerischer Splitterrichter dein Leben beschließen sollst? Es steht in deiner Macht, dieses Weib wiederum auf den Platz zu stellen, der ihm gebührt, es in das Element zurückzuversetzen, für das es geboren ist, Not und Sorge, die sein Herzblut aussaugen, zu bannen. Ermanne dich, ringe, wirb um sie; liebe sie; laß dich lieben, werde ihr Gatte, ihres Kindes – –". Ein jacher Ruck, bevor ich den letzten Satz ausgedacht. Das Pferd stockte vor der Rampe. Ich hatte nicht gemerkt, daß wir dem Ziele so nahe waren. Die Fackel verlöschte, während der Vorreiter abstieg; es währte ein paar Minuten, bis er das Portal geöffnet hatte. Tiefstille Nacht ringsumher.

Ich hatte die Dame aus dem Schlitten gehoben und hielt ihre Hand in der meinen. Zitterte sie, oder zitterte nur ich? Fühlte ich einen leisen Druck, oder gab ich ihn?

„Dank! Dank!“ flüſterte ſie.

Der erſte warme Dank für die erſte warme Freude, die ich ihr bereitet!

„Du ſollſt mir mehr als dieſe erſte Freude danken lernen, Lorenza,“ ſtammelte ich; vielleicht dachte ich es auch nur. Gehört mindeſtens hat ſie mein Verſprechen nicht, denn raſch hatte ſie ihre Hand aus der meinen gelöſt und war im Dunkel des Veſtibüls verſchwunden.

Ich wendete mich nach dem Schlitten zurück, um Lori der Mutter nachzutragen. Schlafend hatte ich ſie vor der Abfahrt hineingehoben, ſchlafend hob ich ſie wieder heraus.

„Väterchen!“ lallte ſie, halb im Traum, von meinen Armen umſchlungen.

Väterchen! Unzählige Male hatte ich den zärtlichen Namen von ihren Lippen gehört. Heute durchzuckte er mein Eingeweide wie ein Stich. Unwillkürlich ergänzte ich den Satz, in welchem das Halt mich vor ein paar Minuten unterbrochen hatte: „ihres Kindes Vater!“ Und jach hämmerte es aus tauſend Pulſen: „Nimmer, nimmermehr!“

Haſtig ließ ich das Kind aus meinen Armen; um ein Haar wäre es zu Boden gefallen. Ich ſtieß es in die Tür, welche die Mutter offen gelaſſen, – „offen auch für mich?“ – Mich ſchauderte! Ich ſchlug die Tür in die Angel und ſtürzte in mein Zimmer; ja, ich ſtürzte, als würde ich verfolgt.

Was hatte ich denn? Woher dieſer Aufruhr? Ich war kein Jüngling, kein Brauſekopf; ein nüchterner, alternder Mann, Chriſtian Klöſterley, der Kalmäuſer! War ich denn wahnwitzig geworden?

Die warme Stubenluft erſtickte mich; ich riß das Fenſter auf und ſtarrte hinaus in das matte Licht der Nacht, das wir Dunkel, horchte auf das leiſe Geräuſch der Nacht,

das wir Stille nennen. Aber ich sah nur ein helles Kinderhaupt vor meinen Augen schweben, hörte nur ein süßes Kinderlispeln an meinem Ohr.

Ich legte mich nicht. Den Rest der langen Winternacht schritt ich in meinem Zimmer auf und ab. Bevor es draußen Tag ward, mußte es drinnen Tag werden.

Und es ward Tag. Ja, es war schon Tag geworden, als das Kind den altvertrauten Namen lallte, und das grelle Licht hatte mich nur geblendet. Nein, nein, ich konnte des schönen Weibes Gatte nicht werden, weil ich nicht seines Kindes Vater werden konnte. Ich liebte nicht die Mutter, ich liebte – die Tochter.

Sie war ein Kind, und ich liebte sie als ein Kind; kein Reiz des Weibes umspann mich in ihrer unschuldsvollen Nähe. Ich wußte, daß sie niemals mein eigen werden durfte, des weltmüden Mannes, der längst ihr Vater sein und allezeit nur ihr Beschützer bleiben konnte. Aber dennoch, dennoch, ich wußte es seit dieser Nacht, – ich liebte sie nicht bloß als das Kind, das sie war, ich liebte sie auch als das Weib, das in ihr schlummerte, das Weib, das ich geträumet, das ich ewig lieben würde, ewig, Lori, ewig! aber niemals besitzen.

III

Der Unterricht fiel am Morgen fort. Tochter wie Mutter schliefen die gestrige Lustbarkeit aus. Mich bangte zu erfahren, welchen Eindruck sie der ersteren gemacht, und ich will zum voraus sagen, daß derselbe, gottlob! bei weitem hinter dem gewaltigen zurückblieb, den sie empfangen hatte, als ich sie verwichenen Herbst zum

städtischen Jahrmarkt kutschierte, sie zwischen den armseligen Budenreihen umherführte, ihr einen Rosinenmann kaufte, sie die wundersame Bekanntschaft eines Kamels samt aufhockendem Äffchen machen und als non plus ultra ein Viertelstündchen Karussell fahren ließ. Gesunde Naturen schmecken nur die Freuden, die sie verstehen; die Phantasien der Eitelkeit lagen meiner kleinen Lori fern.

Mit der Weisung, mich zu Mittag nicht zu erwarten, ritt ich am Morgen in die Heide, verbrachte auch den Abend bei einer Schachpartie mit Freund Weise, dem braven alten Stadtphysikus, im „Hirsch" und kehrte erst mitten in der Nacht in mein Haus zurück. Ich fürchtete, nein, ich schämte, ich grauste mich fast vor dem Wiedersehen des schönen Weibes, Loris Mutter. Bei dem Umfange meines Reviers und der mancherlei Aufgaben in demselben hätte ich unauffällig es viele Tage wie den ersten treiben können. Aber das Verlangen nach meinem Liebling ließ mir keine Ruhe, und so hielt ich schon am nächsten Morgen die gewohnte Stunde mit ihm ab, kehrte zu Tisch zwar nicht heim, am Abend jedoch klopfte ich mit Zittern und Zagen an der Witwe Tür.

O, des geckischen, alten Kalmäusers, daß er das Zittern und Zagen sich doch erspart hätte! Die schöne Frau, deren entzündete Hoffnungen er niederzuschlagen sich ängstete, war wiederum die große Dame geworden, ihr Kavalier wiederum der gleichgültige Gesellschafter, den man sich faute de mieux gefallen läßt; die warme Wallung, angefacht von langentbehrter Lust, wie ein Champagnerrausch verflogen. Der schönen Lorenza Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: sie war keine Kokette im gemeinen Sinne. Sie schmachtete nach Zerstreuung und Glanz, wie jede Kreatur nach ihrem

Element, nicht nach Hingebung und Anschluß; ebenso fern jedoch lag ihr der Kitzel, anzuziehen, nur um abstoßen zu können. Sie sprach die Wahrheit, wenn sie sagte, daß ihr Mann der einzige gewesen, den sie geliebt und zu lieben verlangt. In heiterer Lage würde sie aber auch seinen Verlust bald verschmerzt haben und ohne Liebe mit dem Leben fertig geworden sein. Ihre Losung war das Vergnügen, und das Vergnügen ist ein Strohfeuer, dem allezeit nachgeschüttet werden muß.

Von außen her lösten die goldenen Tage der Heide plötzlich nun aber Sturm und Gestöber und diese hinwieder ungewöhnlich frühes Tauwetter ab. Kein lockendes Gebimmel, kein Peitschenknall und Rosseswiehern, kein Büchsenschuß unterbrach die Monotonie; nicht einer der neulichen Festgenossen ließ sich wieder sehen. Die wenigen, welche beneidet wurden, waren zum Karneval nach Dresden aufgebrochen, der unbeneideten Mehrzahl wurde das Geschäft zum Zeitvertreib. Die ritterlichen Damen spannen und machten Butter und Käse, die ritterlichen Herren saßen ihren frönenden, will sagen faulen Dreschern auf dem Dache, spazierten zwischen Kuh- und Pferdestall hin und her und machten mit Verwalter und Pastor ihr abendliches L'hombre oder Pikett. Die gefeierte Schöne war wieder zur armen Witwe geworden, die keine Gastfreundschaft gewähren konnte und zu stolz war, Gastfreundschaft als Gnadenbrot anzunehmen.

Zur armen Witwe aber auch in ihren eigenen Augen, und mehr denn je nach dem heiteren Intermezzo. An das materielle Besserleben hatte sie sich gewöhnt, der schwache Reiz, welchen der Zutritt eines Fremden in ihre Einöde geübt, war durch den mächtigen jenes Abends wie mit dem

Schwamme ausgelöscht. Um einen unfeinen Jägerausdruck auf sie anzuwenden: sie hatte Blut geleckt, und die Lippen lechzten nun in brennendem Durste, für den es keine Stillung gab.

Während ich mit der gegen Wind und Wetter abgehärteten Tochter den Wechsel zwischen freier Bewegung und Schulstube unverändert wieder aufnahm, saß die Mutter allein wie vor einem Jahr, seufzte und hätschelte ihr ennui um so beflissener, da die unliebsamen Klöppel und Nadeln jetzt ebenfalls ruhen durften, demnach jeder notgedrungene Zeitvertreib aufgehört hatte. Ich brachte ihr zur Unterhaltung Bücher. Freilich waren es nur deutsche, die sich auftreiben ließen. Aber die schöne Lorenza wollte leben, nicht lesen. Sogar „Die schwedische Gräfin" wurde als barbarisches Produkt aus der Hand gelegt, und – deine Fabeln in Ehren, Freund Gellert! – ich konnte unserer sächsischen Landsmännin diesen Ungeschmack nicht übelnehmen. Sie ging nicht mehr in das Freie, öffnete kaum noch das Fenster; die erregende Luft des Vorfrühlings tat ihren Nerven, wie sie sagte, weh. Sie erklärte sich schlechthin für krank, und ihr Äußeres strafte sie nicht Lügen. Sie magerte ab, das verschlissene Trauerkleid, das sie wieder trug, schlotterte um ihren Leib, sie erschien um zehn Jahre älter, als sie war, um zwanzig Jahre als an dem winterlichen Freudentage. Die gute Michelin, des Försters Frau, nannte den Zustand „Märzenlaune", wartete mit selbstgebrauten, an Menschheit wie liebem Vieh erprobten Tränken auf, die, um endloses Nötigen zu ersparen, verstohlenerweise weggeschüttet wurden, und wendete darauf – selbstverständlich bei abnehmendem Mondgesicht – weniger sinnliche und darum mindestens nicht übelschmeckende Mittel an, die man

ſich ſtillſchweigend gefallen ließ. Als aber auch der geheimnisvolle Zauberer in der Höh bei zunehmendem Geſicht keine Remedur eintreten ließ, ward ich von der achſelzuckenden Naturdoktorin ſchlechthin auf eine Verzehrung vorbereitet, gegen welche „nach Gottes unerforſchlichem Ratſchluſſe“ im Himmel und auf Erden kein Kraut gewachſen ſei.

Ich lachte dazu. Die Verzehrung hieß Langeweile, die für wirkliche Kranke eine ſtärkende Arznei, für eingebildete aber freilich ein nagender Wurm iſt. In meiner höfiſchen Faulenzerſchule hatte ich der hypochondriſchen Kavaliere und ſpasmodiſchen Damen genugſam kennen lernen, um mit gegenwärtigem Exemplar beſonderes Mitleid zu verſpüren. Mich dauerte nur die Tochter, darum redete ich ermunternd zu; als ich jedoch, ſtatt zu beſchwichtigen, nur empfindlich reizte, empfahl ich ärztlichen Rat.

Und nun freilich, wenn ich einen gelehrten Univerſitätsprofeſſor oder noch lieber einen feinen höfiſchen Leibmedikus, allenfalls auch einen Wunderdoktor à la Eiſenbart hätte herbeirufen können oder wollen, würde man ſich eine Konſultation wohl haben gefallen laſſen. Aber den alten Weiſe, den Bauerndoktor, in dem man, als Lori vor Jahren am Scharlachfieber krank lag, einen Tölpel und Grobian erſter Größe hatte kennen lernen! „Der ſoll mir helfen?“ fragte die Dame mit ſpöttiſchem Lächeln, und als ich meinen braven Freund, der, wenn auch nicht an feinen Manieren, ſo doch an wiſſenſchaftlichem Ernſt und Geſchick es mit jeglichem Leibmedikus aufnahm, nach Pflicht und Überzeugung wacker herausſtrich, rief ſie mit Leidenſchaft:

„Mir hilft keiner, ich weiß es. Alle meine Geſchwiſter ſind in dieſer Art jung dahingeſiecht. Und wozu auch leben?

Was habe ich vom Leben, was nützt mir dieses Leben? Was kann es mir bringen? Gottlob, daß das Elend bald ein Ende hat."

„Lori!" murmelte ich mit unterdrücktem Zorn. Die Dame brach in einen Weinkrampf aus. „Lori, Lori!" schluchzte sie und rang die Hände. „Lori! Ach, mein armes, armes verlassenes Kind!"

Es war am Spätabend, Lori bereits zu Bett und daher nicht Zeugin dieser Jammerszene. Dieselbe wiederholte sich indessen auch in der Kleinen Gegenwart. Sie war aber seit Jahren an derlei Ausbrüche gewöhnt, und die Gewöhnung stumpfte den Eindruck ab. Koseworte und Zärtlichkeiten verschlimmerten den Anfall; die Mutter winkte nach der Tür, Mignonne huschte ins Freie und vergaß im Spiel mit ihrem Miezchen und später mit ihrem Väterchen die mütterlichen Tränen und Abneigungen nach Kinderart.

Ich aber tat desgleichen nach Männerart. Ich verstopfte mein Ohr und hielt meinen Mund. Gewiß mit Unrecht. Nervosität ist eine Krankheit; aber sie verstimmt nun einmal den Zeugen, macht unduldsam und ungeduldiger als jede schwerere, welche eine reelle Hilfsleistung heischt, nicht bloß Stillhalten, wenn man vor Ärger aus der Haut fahren möchte. So viel aber darf ich beteuern: wäre das Kind nicht gewesen, ich hätte in diesen Frühlingswochen kurzen Prozeß gemacht, hätte Forstmeister Forstmeister sein lassen und wäre bei Nacht und Nebel aus der nervenschwächenden Heide in den nervenstärkenden Urwald geflüchtet.

Allein meine liebe, arme Lori machte das Haus, in welchem für sie mehr als für mich die Trübsal regierte und rettungsloser als für mich noch schwerere Trübsal lauerte, mir zu einem Heimatshaus und die unwirtliche Heide selbst

in der Sommerzeit, der wir wieder entgegengingen, zu einem Paradiesgärtlein.

Im Leſen und Schreiben war meine Schülerin leidlich perfekt geworden, und was brauchte ſie viel mehr? So betrieben wir denn Künſte und Wiſſenſchaften fortan weſentlich praktiſch unter freiem Himmel, da der des Hauſes ſo bleiern drückte. Auf Gängen und Ritten ſammelten wir die karge Flora der Heide und nannten es botaniſieren; wir ſpielten „Gärtners", indem wir zwiſchen den verſtümmelten Stein- und Baumfaxen Beetchen anlegten und ſtatt der Kartoffelpracht eigenhändig mit Blumen bepflanzten, die ich meilenweit kommen ließ. Bis zu einem Bienenhaus, zu einer umgitterten Vogelhecke verſtiegen wir uns und erlebten die Wonne, daß, von unſeren Broſamen gelockt, kleine Waldſänger ſich auch freiwillig in der Schlehenhecke unſeres Luſtgartens und zwiſchen ſeinen Buchs- und Taxusfiguren anſiedelten und um ſo ſorgloſer zwitſcherten, da ſie keinen natürlichen Feind mehr zu fürchten hatten.

Denn das gehätſchelte Miezchen war dahin! Wohin? Ja, wer weiß. Der großmütige Nero hatte ſicherlich nicht ſchuld an dem Verluſt. Ein paar Tage lang wurde nach dem Liebling in allen Winkeln gelockt und geſucht und dann manches Tränchen um den verlorenen geweint. Nach weiteren paar Tagen aber gaben ein paar Turteltauben tröſtlichen Erſatz, und nach Ablauf der Woche war das Miezchen vergeſſen. Günſtlingslos! Aus einem beſonderen Grunde, welchen der Schluß meiner Geſchichte erklären wird, will ich hinzufügen, daß aus Schonung für die luſtigen Zeiſige und Droſſeln, Rotkehlchen, Goldammern, und wie die geflügelten Anſiedler in unſerem Luſtgarten alle hießen, zur Vertilgung des Mäuſegeſchlechts niemals wie-

der ein kletternder Hausfreund, sondern ein watschelndes Kuriosum im Heideschlößchen eingeführt, und daß sotaner Stacheligel für unsere zoologischen Studien ein interessanterer Gegenstand als Miez und Murr geworden ist.

Wäre mein Zweck die Schilderung meiner Freuden und nicht die Beichte einer Schuld, wie viele dieser Blätter möchte ich füllen mit solcher Kleinmalerei. Von was redet, an was denkt der Mann in grauen Tagen denn so gern als an die grünen seiner Kinderzeit? In diesen Sommerwochen aber wurde es jährig, daß Christian Klösterley, in dessen Haar sich weiße Fäden mischten, beim Anblick eines Kindes nicht wiederum, sondern zum ersten Male sich ein Kind gefühlt hatte. O Lori, Lori, du Jungbrunnen für die denkmüde Kalmäuserseele!

Und was wüßte ich neben derlei Getändel denn auch Ernsthaftes aus dieser Zeit zu verzeichnen, als daß es mir jetzt allemal einen Stich gab, wenn Lori mich Väterchen nannte, und daß ich stoisch beflissen war, ihre kindlichen Zärtlichkeiten abzuwehren. Ich duldete nicht mehr, daß sie sich auf meinen Schoß setzte, ihre Arme um meinen Nacken schlang, mich streichelte und küßte. Fühlte ich dabei heimlich auch eine Götterlust, ich hatte nicht umsonst ein Menschenalter hindurch mich als Philosoph gebrüstet. Ohne einen gewissen Zwiespalt geht es in den reinsten Herzensverhältnissen nicht ab.

„Du mußt nun gesetzt werden, Lori," mahnte ich, den Lachreiz unterdrückend, wenn ich sie mit Nero und Konsorten tollen sah oder sie mich zum Haschemann machen wollte. „Du bist kein Kind mehr; bedenke doch, am ersten Mai schon vierzehn Jahr!"

„Aber doch noch so klein, Väterchen," schmollte sie.

„Gleichviel! Und wenn du auch nicht größer wächſeſt, du wirſt für ein erwachſenes Fräulein genommen und mußt dich wie ein ſolches benehmen lernen.“

„Wer nimmt mich für ein Fräulein?“ fragte ſie luſtig. „Mama? ach, der bin ich doch immer nur ihr Sauvage. Der Herr Förſter, die Frau Förſterin, dein alter Adam? Wer ſieht mich denn ſonſt außer du? Gefalle ich dir nicht mehr ſo, wie ich bin, Väterchen?“

„Ei nun – mir gefällſt du wohl, indeſſen – du ſollteſt mich auch nicht mehr Väterchen nennen, Lori. So gern ich es dir ſein möchte, – es ſchickt ſich nicht.“

„Aber wie denn ſonſt? Herr Schulmeiſter? Herr Forſtmeiſter? Monſieur Klöſterley – und Sie? ach, wie klänge denn das, Väterchen?“

In Wahrheit, es hätte lächerlich geklungen, und ſo blieb es bei dem Väterchen und dem Kind.

Wie nervöſe Leiden gewöhnlich beim Wechſel der Jahreszeiten ſich verſchlimmern, ſo beſſerte ſich der Zuſtand der Baronin im ſtändigen Sommer; das heißt der körperliche Zuſtand, nicht der gemütliche. Sie ſaß ſtundenweis in einer Laube, die wir fleißigen Gärtner neben der Rampe für ſie angelegt und, bis das Geißblatt heranwuchs, mit raſch rankenden Kürbiſſen und Winden beſchattet hatten. Linde Lüfte und Sonnenſchein taten ihr wohl, aber ſie gähnte beim Ausblick, und freilich übelzunehmen war ihr das Gähnen ſo wenig wie der Ungeſchmack an der „Schwediſchen Gräfin“. Die Frau Förſterin mußte zugeben, daß ſie ſich in ihrer Prognoſe geirrt. Aber Gottes Ratſchluß war ja eben unerforſchlich und – noch nicht aller Tage Abend.

War der Reiz zum Leben bei unſerer Patientin bisher

nur zögernd und einseitig vorgeschritten, so wirkte eine Neuigkeit, die uns gegen den Herbst hin überraschte, nun aber erregend wie ein Zauber auf Seele und Leib. Und zwar eine dem Wesen nach recht weheleidige Kunde, eine Trauerbotschaft, die viele treue Herzen zu Seufzen und Klagen stimmte. Aber träufeln die Tränen des einen dem andern nicht häufig als ein Tau? Die eine Welt weint und die andere lacht. Unseres Herzogs letzter Sohn, sein Stammhalter, war seinen Geschwistern in die Gruft gefolgt. Darum die Tränen. Sollte der Herzogszweig nicht erlöschen, so mußte, da bei den vorgeschrittenen Jahren unserer Landesmutter auf Nachkommenschaft nicht mehr zu hoffen war, der prinzliche Bruder zur zweiten Ehe schreiten. Das war der Tau. Seiner Gemahlin wurde ein Hofstaat eingerichtet, und was konnte natürlicher sein, als daß bei der Wahl einer dame d'honneur oder gar Oberhofmeisterin man sich der schönen Witwe im Heideschlößchen erinnerte, deren Ahnenprobe, nebenbei – wennschon weniger von Belang – auch ihr Renommee, – unanfechtbar, deren Haltung hochkorrekt, und die überdies die einzige war, welche im Umkreis des prinzlichen Privatdominiums in Betracht genommen werden konnte.

O Spes, du Göttertochter, deren Hauch als Panazee für alle Erdenleiden wirkt! Das müde Haupt, das sich haltlos zum Grabe neigte, schnellt empor wie unter einem elektrischen Strahl, die bleichen Wangen färben sich gleich Blüten im Sonnenschein, die schweigsamen Lippen öffnen dem glückvollen Herzen ihre Tür. Tod und Not sind vergessen, von Krankheit nicht mehr eine Spur. Ein bitterböses Anzeichen, wenn unserer häuslichen Augurin zu trauen war! Die treue Seele hatte die Tränen reichlich rinnen

lassen, nun labte auch sie der Tau: sie teilte der Dame Zuversicht in eine baldige Prinzenheirat. Das Erlöschen der herzoglichen Familie würde ihr ein Unheil gedünkt haben, nicht viel geringfügiger als der Weltuntergang. Und unter meinen lieben Landsleuten ihr, der alten fürstlichen Kindermuhme, beileibe ja nicht allein. Je kleiner eines Deutschen Vaterland, um so größer die Liebe zu des Vaterlandes Vater und seinem Stamm, das ist nun einmal eines von jenen ethnographischen Gesetzen, für welche ein Kalmäuser keine Lösung findet als des großen Haller Spruch: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist." Auch gegen die Hoffähigkeit der Frau Oberforstmeisterin würde die Frau Unterförsterin nichts einzuwenden gehabt haben. Aber – das große Los kam zu spät. Dieses jache Aufflackern der Lebensgeister, die Borsdorfer Äpfelchen auf den Wangen, das funkelnde Augenlicht und die Glücksgespinste – „nach Gottes väterlichem Ratschluß bauen alle Auszehrungskandidaten Luftschlösser, sintemalen ihre Leibesnöte außerdem allzu grausam zu nennen wären."

Ich für mein Teil hatte keine so ominöse Deutung für den Flug der Phantasie, gönnte der Dame auch von Herzen die Verwirklichung ihrer stolzen Träume, vorausgesetzt, daß sie ihre kleine Sauvage nicht in ihrer Luftkutsche mit emporsteigen, sondern geruhig im Heideschlößchen unter ihres Väterchens Direktion beließ.

Wie elastisch wurde nun aber erst der Schritt der schönen Witwe, wie hoch reckte sich ihr Haupt, wie weit öffneten sich die Augen, als etliche Wochen später per Stafette der Befehl eintraf, die prinzlichen Gemächer instand zu setzen, da unser Herr endlich wieder einmal die Freuden der Jagd in seinem Revier zu genießen und zu diesem Zweck zwar

im Stadtschlosse zu residieren, im Heideschlößchen aber dieses und jenes Mahl abzuhalten gedenke. Wie wurden nun Schränke und Truhen nach den Überbleibseln vormaligen Glanzes durchstöbert, wie flink regten sich die schlanken Finger über den ungewohnten Künsten einer Kammerzofe; auch ein kleines Darlehn zur Beschaffung einer standesmäßigen neuen Robe wurde bei den unstandesmäßigen alten Hausgenossen holdselig nachgesucht und – sonder Ruhmredigkeit! – bereitwilliger gewährt, als Darlehne gemeinhin gewährt zu werden pflegen. O, mein Gellert, darin kennst du deine Weiberchen! Ein neues Kleid! Der Witwensitz im Heideschloß, der so lange als bittres Unglück empfunden worden war, als welche Gunst erwies er sich anjetzt. Man war zur Stelle, gleichsam auf Posten; man fühlte sich a priori als das, was man werden wollte, werden mußte. Vom Scheitel zur Sohle eine dame d'atour!

Die Stunde der Entscheidung nahte. Küchenwagen und Koch samt Zubehör langten im Schlößchen an, das Jagdmahl für den übernächsten Tag zu rüsten. Seiner Funktion gemäß heute eine Hauptperson, empfing Forstmeister Klösterley, der römische Bürger und europasatte Hinterwäldler, in höchstem Galawichs seinen gnädigen Herrn auf der Rampe des städtischen Schlosses mit untertänigem Handkuß. Faktotum Adam, mit Hirschfänger und Federhut ausstaffiert, machte als Leibjäger Parade.

Aller antihöfischen Verbissenheit ungeachtet, erhielt ich indessen einen guten Eindruck von dem Herrn, mit welchem ich zum ersten Male ein Wort zu wechseln hatte. Er traktierte mich nicht per „Er" und „mein Lieber", wie es selbst bei den höflichen Sachsenfürsten für die bürgerlichen Beamteten, mit denen sie deutsch redeten, gang und gäbe war,

– Sereniſſimus hatte ſeinen Patenſohn du und Chriſtel genannt –, ſein Herr Bruder hörte in einer Privataudienz, die allen anderen voranging, meine amtlichen und Meliorationsgutachten verſtändnisvoll an und entwickelte nicht nur geſunde haus- und landwirtliche, ſondern auch humane Anſichten, welche meiner Heimat dereinſtigen Segen verhießen. „Ein weißer Rabe!“ dachte ich, während ich vergnügt nach Hauſe trabte.

Es war mitten in der Nacht, trotzdem hatte die Baronin auf mich gewartet. Sie war in lebhafteſter Spannung. Ich mußte haarklein berichten. Sie hatte den Prinzen ja gekannt, aber auch Fürſten verändern ſich. Haltung, Stimmung, Umgebung waren von äußerſter Wichtigkeit; die Dame würde bis in den Tag hinein des Fragens kein Ende gefunden haben, hätte ich endlich nicht kurzen Prozeß gemacht und mich mit der Mahnung zu Schonung und Ruhe zurückgezogen. Eine glühende Tageshitze war gegen Abend in gewitterliche Kühle umgeſchlagen; die Baronin hatte ſich beim Blankmachen und Dekorieren ihrer Privatzimmer offenbar übernommen und erkältet, ſie hüſtelte und ſprach heiſer. „Das Omen“ der braven Michelin konnte ſich bewahrheiten. Aber „Gott bewahre!“ Die Dame wollte ſich niemals wohler gefühlt haben. Keine Regung von Apprehenſion.

Am anderen Tage ſah ich meine weiblichen Hausgenoſſen nicht. Den Haſen und Hühnern war in einer dem Schlößchen entgegengeſetzten Abteilung meines Reviers zugeſetzt und das Diner in der ſtädtiſchen Reſidenz genommen worden. Den darauffolgenden Morgen wurde zwar in unſerer nächſten Umgebung getrieben und geknallt, die weidmänniſche Tafelrunde auch in unſerem Obergeſchoß abgehalten,

dort wie hier aber war kein ſchicklicher Moment zur Vorſtellung der harrenden dame d'atour gefunden worden. Erſt als am Abend mit allen andern Gäſten auch der Adjutant des Prinzen nach der Stadt zurückgekehrt war, befahl mir der letztere, ihn meiner Hausgenoſſin anzumelden. Der Wagen, welcher ihn, und mich mit ihm, in die Stadt zurückführen ſollte, wurde bereits angeſpannt.

Ich fand die Baronin geſchmackvoll gekleidet, der unleugbaren Erkältung zum Trotz Hals und Arme entblößt, die Augen leuchtend, die Wangen gerötet wie im Fieber, hoffentlich nur dem Fieber der Erwartung. Ein ſchönes, wunderbar jugendliches Frauenbild. Ich fragte nach Lori. Sie war in die Förſterwohnung verwieſen. Nicht mehr als ſchicklich in Ausſicht einer durchlauchtigen Viſite. Möglich aber auch, daß nebenbei die Oberhofmeiſterin in spe es für nützlich erachtet hatte, nicht an das natürliche kleine Anhängſel zu erinnern. Wer konnte denn die durchlauchtige Marotte vorausſehen, vor dem Handkuß der gnädigen Frau einer alten Kindsmagd die Hand zu drücken?

Aber das Unvermutete geſchah, und ſo wiederholte ſich im beſcheidenen Altenſtübchen zwiſchen dem Prinzen und der Waiſe faſt Zug um Zug und Wort um Wort die Szene, welche ſich vor Jahr und Tag zwiſchen ihr und dem unmuſternen Kalmäuſer im kartoffelblühenden Luſtgarten abgeſpielt hatte; nur daß heute kein Willkommengruß und Strauß vorbereitet waren. Die lieblich lächelnde Kleine im kurzen Röckchen und langen Zöpfen, ein rundliches Kind, kaum größer als dazumal, entzückte den hohen Herrn auf den erſten Blick, wie ſie ſeinen Diener entzückt hatte. Er hob ſie in die Höh und küßte ſie auf beide Backen, genau ſo wie ich es getan. Von mir waren Entzücken und Zärt-

lichkeit natürlich geweſen. Aber von einem Prinzen? Ich fühlte einen Natterſtich in der Bruſt. „Ein beſſerer Wirt vielleicht als ſeine Herren Brüder," rumorte es in mir, „aber ein Lüſtling wie ſie – wie alle Fürſten. Und Lori ein vierzehnjähriges Mädchen, das ſich ohne Sträuben küſſen läßt, – auch ſchon eine höfiſche Buhlerin!" Es mögen grimmige Blicke geweſen ſein, die ich auf meinen Herrn und zum erſten Male auch auf mein Kind geſchoſſen habe, zum Glück von beiden unbemerkt.

Mignonne an der Hand, trat der Prinz unter meinem Geleit bei der Witwe ein. Der Gegenſatz der mütterlichen Toilette mit der töchterlichen, die heute um ſo mehr vernachläſſigt war, als jene Zeitaufwand gekoſtet hatte, erregte der ſchönen Frau einen Moment der Verlegenheit; zudem wurde unvermutet die Begrüßung in biderbem Deutſch angebracht und mußte in gleicher Mundart, in der ſich nun einmal Zierliches oder Geiſtreiches nicht ſagen läßt, erwidert werden. So blieb es bei Redensarten. Ich ſchwieg, wie meines Amtes war, mich aus; aber ich ſtand wie auf Kohlen, denn der Prinz ließ Lori nicht von ſeiner Seite; hielt den Arm um ihren Nacken geſchlungen, was ſie ſich lächelnd gefallen ließ, und nickte ihr freundlich zu, was ſie ebenſo freundlich erwiderte. Für das Väterchen, das ſie ſeit drei Tagen nicht geſehen, hatte ſie heute kaum einen Blick.

Indeſſen dauerte die Tortur nur wenige Minuten. Der Wagen fuhr vor, der Prinz empfahl ſich mit der für die Dame ſo unerwarteten wie für mich erfreulichen Mitteilung, bereits in der morgenden Nacht zur Rückreiſe genötigt zu ſein. Mir zur Qual, der Dame zum Troſt geruhte er indes die huldvolle Zuſage, vor der Abfahrt den Tee

bei der liebenswürdigen Hüterin ſeines Heidehauſes einzunehmen. Noch ein Kuß auf des Töchterchens Stirn. „Au revoir, Madame!“ Und das Freudenlicht des Tages war ausgeblaſen, um am Docht der Hoffnung weiterzuglimmen.

Auch ein Grübelfang iſt jachen Wallungen untertan, und kein Poltergeiſt vielleicht bösartigeren als ein Grübelfang. Wer ſich aber ein Menſchenalter hindurch gewöhnt hat, in Gedanken das Oberſte zu unterſt zu wühlen, der gelangt ſchließlich auch dahin, daß das Unterſte wieder zu oberſt kommt. Nach einer ruheloſen Nacht ſagte ich mir: „Alter Tor! das Kind iſt eben noch ein Kind, ſein Reiz die Unſchuld. Der Prinz aber iſt ein einſamer Mann und ein Kinderfreund, wie du es geworden biſt. Er liebt, was ihm, wie dir, die Natur verſagt hat.“

Als ich mit dem Prinzen am anderen Abend zu unſerer liebenswürdigen Wirtin hinabſtieg, ſtand im Salon der Teetiſch, eine neuerlich von England importierte Mode, welche bei uns nur vereinzelt die abendliche Suppenterrine verdrängt hatte, nach Tunlichkeit gerüſtet. Faktotum Adam fungierte als Kammerdiener, die Türflügel auseinanderſchlagend und darauf im Veſtibül lauernd, um, nach Inſtruktion, das Kohlenbecken mit dem ſiedenden Waſſertopf zu bringen, ſobald die Handſchelle vernommen ward. Die Dame trug die neubeſchaffte Robe von heller Roſenfarbe. Auch ihre Laune war roſenfarben. Lori, heute kindlich in Weiß gekleidet, harrte mit einem Aſternſtrauß in der Schlafſtube der Präſentation, falls ſelbige befohlen würde.

Kaum daß der Prinz Platz genommen, fragte er denn auch nach einem ſuchenden Blick durch das Zimmer: „Wo iſt Ihr Töchterchen, gnädige Frau?“

Auf einen huldreichen Wink der Mutter öffnete ich die Seitentür, und Lori, froh, ihrer Haft entlassen zu sein, flog auf den hohen Gast zu, ihm ihre Blumenspende reichend und, wie sie gelehrt worden, mit einem tiefen Knicks seine Hand küssend. Er rückte ein Fußschemelchen neben seinen Sessel; die Kleine ließ sich darauf nieder, indem sie unverwendet ihre großen, staunenden Augen zu dem besternten, stattlichen Herrn in die Höhe richtete. Beide ihre Händchen ruhten in seiner Rechten, während die Linke sanft den weichen, blonden Scheitel streichelte.

„Wie gütig Durchlaucht sind!" sagte die Mutter mit schmelzendem Klang.

Kein Zweifel, daß sie herzlich von diesem Wohlwollen gerührt ward, ebenso unzweifelhaft aber auch, daß ihr flugs die Erleuchtung kam, wie durch dasselbe das bedenklichste Hindernis für die Erfüllung ihrer Wünsche beseitigt werde. Die Zärtlichkeit gegen die Tochter verbürgte der Mutter einen Beschützer. „Wie gütig Durchlaucht sind, wie so sehr gütig!" rief sie noch einmal mit der Emphase zugleich unberechneter wie berechneter Dankbarkeit.

„Wer sollte an solch holdem Wesen nicht Freude haben?" entgegnete einfach der Prinz.

Der Übergang zu dem Verlust, welcher den herzoglichen Hof kürzlich betroffen, war bei dieser Wendung angezeigt, wurde auch mit klagender Empfindsamkeit ausgedrückt, dahingegen der Wandel dieses Verlustes in einen Gewinn für den hohen Gast fein, aber verständlich angedeutet ward.

„Es war ein herber Schlag für meinen Bruder!" versetzte der Prinz so einfach wie zuvor.

„Und für das Land!" ergänzte die Dame. „Alle seine Hoffnungen beruhen auf Durchlaucht."

„Ich bin kinderlos und Witwer, wie Sie wissen, Frau Baronin. Im übrigen ist es ja nur ein Zweig des alten Stammes, der erlischt; der Heimfall unseres Ländchens an das Mutterland wird für beide kein Unsegen sein."

Ich traute meinen Ohren kaum, da ich den Erben eines Thrones die hochverräterische Auffassung des cidevant römischen Bürgers, als wäre sie das natürlichste Ergebnis, aussprechen hörte. Der armen Witwe aber stürzte ihr Luftschloß jach wie ein Kartenhaus beim ersten Lippenhauch zusammen. Sie erbleichte, und ihre Hand zitterte, indem sie dem Prinzen die Teetasse reichte. Eine Minute lang war es so still, als flöge ein Engel, der Geist des seligen Prinzchens, durch das Zimmer. In der nächsten Minute aber schnellte das großgehätschelte Phantasiegebilde, so jach wie es niedergeworfen worden, wieder empor und hoch über sein bisheriges Ziel hinaus. Nicht mehr der Karmin der Hofdame, ein fürstlicher Purpur war es, welcher plötzlich bis zum Busen hinab das erblaßte Antlitz überwogte; so kühn wie diese lodern die Blicke des Feldherrn, der die auf den Flügeln bedrohte Schlacht im Zentrum gewonnen sieht, wie Lettern zeichneten die blauen Äderchen der Schläfen das stolze Wort: Triumph! Ich las und deutete es, ich, der grübelnde Zweifler, der doch wahrlich nicht in einer Weiberschule das Abc der Eitelkeit gelernt; und sollte der andere, welcher, seit ihm der Bart gesproßt, kein Neuling in der Frauen Kunst und Gunst geblieben, sollte er, der die Schimäre entzündet, ihre Schriftzüge weniger als der Zeuge verstanden haben?

Der hohe Herr dachte aus Prinzipien der Staatskunst nicht an eine standesgemäße zweite Ehe; er hatte ja auch in der ersten herbe Erfahrungen gemacht. Warum aber

nicht an eine Ehe linker Hand, an einen Herzensbund? Sollte ein noch jugendkräftiger Mann, ein Mann von so warmer Empfänglichkeit, wie sie sich in dem Bezeigen gegen dieses Kind so augenfällig dartat, sich zum dauernden Wittum verdammen wollen? Wer die Tochter gewinnen will, muß der Mutter schöntun, sagt das Sprichwort. Führt der Weg zu dem Herzen der Mutter nicht aber auch durch das ihres Kindes? Und welches Kind hatte eine schönere Mutter als Lori in Lorenza von Leiseritz?

Ich habe das Rätsel niemals herausgebracht, wie diese und jene des schwachen Geschlechts es anfangen, in urplötzlichen Stimmungen sich über ihr Alltagswesen hinaus zu steigern, als wären sie elektrisiert. Sie sind dann wie voll süßen Weines, reden in Zungen und sprühen Blitze. Die schöne Streberin fand Aperçus und Antithesen, wie ich sie in deutscher Mundart gar nicht denkbar erachtet hätte; sie brachte es bis zu Calembourgs, wurde witzig, was durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen schien; sie lockte mit weichen, seelenvollen Tönen, wie sie ihren Lippen selten entquollen sein mögen, sie lächelte, plauderte, funkelte, wie vielleicht im Leben noch nie, und alles das im ehrlichen Glauben an die Leidenschaft, die sie einem fürstlichen Verehrer eingeflößt und die sie eines Tages rechtgültig erwidern dürfte.

Je beweglicher sie sich indessen ausgab, um so eingeschränkter bezeigte sich der Prinz, an und für sich keine überschießende Natur. Arme, betörte Schatzgräberin, wärest du mehr Kokette gewesen, als du in Wahrheit warst, du würdest den stahlglatten Panzer haben fühlen müssen, an dem deine Wünschelrute abprallte.

Die Unterhaltung drehte sich, wie natürlich, um die

Neuigkeiten der ſogenannten Geſellſchaft, und ſo wurde denn auch einer hochgeſtellten Ausländerin Erwähnung getan, die vor kurzem auf einer Luſtfahrt durch das ziviliſierte Europa in der deutſchen Hauptſtadt des Vergnügens und der Galanterie ihren Einzug gehalten hatte. (Die Dame lebt zurzeit in wohlgeordneten Verhältniſſen, daher ihr Name unausgeſprochen bleiben ſoll.)

Die Kunde, zum guten Teil wohl Fabel, von ihren Abenteuern, Extravaganzen und Brüskerien war durch die fürſtlichen Weidgenoſſen bis in unſeren ſtillen Waldwinkel und zu Ohren der armen, zahmeren Glücksjägerin gedrungen, die, mit Recht oder Unrecht eine Nebenbuhlerſchaft befürchtend, an ſpitzigen Bemerkungen über „die wilde Britin" es nicht fehlen ließ.

Der Prinz entgegnete mit Ruhe, daß er die Bekanntſchaft der Lady nur flüchtig gemacht habe, entſchuldigte aber deren willkürliches Treiben – weiblichen Siegesübermut nannte er es – mit ihrer Erziehung, ihrer Unabhängigkeit als Witwe und Erbin eines Kröſus, ihren ſeltenen Geiſtesgaben und den ebenſo ſeltenen Reizen der äußeren Erſcheinung.

„Der Hoheit ziemt Milde," verſetzte die Baronin halb ſchmeichelnden, halb pikierten Tones.

„Sie ziemt den Jahren der Vernunft," entgegnete der Prinz lächelnd. „Junge Sünder, alte Eiferer, ſagt ein Wort mit Recht."

„Nimm's dir zu Herzen, grauer Splitterrichter!" dachte der Zeuge; wiewohl er in der Jugend ein Sünder nicht zu nennen geweſen war.

Die Witwe aber, die ſich ja auch nicht mehr in des Lebens Grüne fühlen durfte, fragte einigermaßen perplex: „Und die Antitheſe dieſes Wortes, gnädiger Herr?"

„Gäbe", antwortete er, „wie in vielen Stücken, keinen logischen Schluß. Der Moral in alten Tagen unbeschadet, hat die Jugend, der die Natur als starker Widerpart gegenüber und die Erfahrung als Bundesgenossin noch nicht zur Seite steht, wie die Pflicht der Strenge gegen sich selbst, so allenfalls auch das Recht der Strenge gegen andere. Die Zeit soll uns Duldung lehren – und Resignation, gnädige Frau."

Der Prinz erhob sich ohne weiteres nach dieser Lektion, da der Wagen schon vor einer langen Weile vorgefahren war; mit kurzer Verbeugung, sonder Zeichen des Bedauerns oder der Verheißung, schritt er nach der Tür. Die Baronin, leicht gekleidet, von innen heraus erhitzt und mit einem eisigen Wasserstrahl übergossen, wie sie war, folgte ihm in den Vestibül. Es war ein stürmischer Abend, unleidlicher Zug strich durch das geöffnete Portal, die gute Försterin, welche unter demselben ihren vielgeliebten Herrn zum Abschied beknickste, nahm ihr Halstuch ab und warf es über die nackten Schultern der Dame; sie ließ es fallen.

„Dürfen wir das Glück erhoffen, Durchlaucht wiederzusehen?" fragte sie mit tiefer Verneigung und bebender Stimme, indem sie ihre Hand nach dem Scheidenden streckte. Er zog die Fingerspitzen an seine Lippen und antwortete: „Schwerlich in Bälde, gnädige Frau. Ich bin Soldat, das heißt, nicht Herr meiner Zeit."

Im äußersten Moment ein äußerster Elan: sie hielt seine Hand fest und drückte sie an ihr Herz. Tränen in den Augen, heiße, wirkliche, keine Schauspieltränen, schluchzte sie: „Dank, Dank, gnädiger Herr, für die unvergeßliche Stunde, die Sie einem verlassenen, unglückseligen Weibe geschenkt haben!"

„Eine Mutter ist niemals verlassen, Madame, und wenn

ſie ein Kind wie dieſes beſitzt, eine ſehr glückliche Frau," entgegnete der Prinz, diesmal in franzöſiſcher Sprache und mit an ihm ungewohntem ſcharfem Ton und Blick, indem er ſeine Hand freimachte. Er küßte Lori auf die Stirn, beſtieg raſch den Wagen und gab mir einen Wink, ihm zu folgen. Ich wendete die Augen noch einmal zurück in das hellerleuchtete Portal. Beide Hände gegen die Bruſt geſtemmt, ſtand die Baronin an eine Säule gelehnt. Die Förſterin trat auf ſie zu, die Taumelnde in ihr Zimmer zu führen. Die Windfackeln löſchten jählings aus.

„Hier iſt nicht zu helfen," ſagte der Prinz nach kurzer Stille; „wäre es dem Menſchen auch gegeben, ſeine Haut abzuſtreifen, ſie würde ihm, wie der Schlange, doch immer von neuem wachſen. Gott ſei Dank, daß der Tochter nicht auch die große Dame im Blute zu liegen ſcheint. Um ihretwillen, Klöſterley, halten Sie es mit der Mutter geduldig aus."

Der Prinz ſprach darauf mit gewohnter Umſicht von Geſchäften. Mitten in der Nacht brach er auf nach Polen, wo er jahrelang blieb. Zum voraus ſoll erwähnt werden, daß ſeiner Fürſorge eine Erhöhung des Gnadengehaltes der Witwe zu danken ſein mochte. Das einzige Zeichen ſeiner Erinnerung und leider ein zu ſpät gereichtes, um geſtürzte Lebenshoffnungen wieder aufzurichten.

IV

Als ich am Morgen heimkehrte, lag die Baronin in Beklemmung und Fieber. Freund Weiſe, der Dorftölpel, der ohne Wahl nun ſchleunigſt zu Hülfe gerufen werden mußte, konſtatierte eine Lungenentzündung und dringende Gefahr.

Da weder die kindliche Tochter, noch die alte Hausverwalterin zur Pflege ausreichten, pries ich mich glücklich, in einer noch rüstigen Schulmeisterswitwe eine Wärterin aufzutreiben, die denn auch ihre Schuldigkeit mit redlichem Willen und ohne allzu ärgerlichem weibischen Unverstand oblag. Da ihr Mann, wie alle ländlichen Lehrer, die Orgel seiner Kirche gespielt und Bach geheißen hatte, hörte sie, als Namensmuhme unseres berühmten Landsmannes, sich gern „Frau Organistin" titulieren, und wir gewährten ihr mit Vergnügen diesen stolzen Ohrenkitzel.

Ich schreibe keine Krankengeschichte, die in einem lieben Herzen die leidvollsten Erinnerungen wecken würde. Sind es doch lediglich deren Konsequenzen, über welche ich mich in diesem Bekenntnis zu rechtfertigen oder mindestens zu entschuldigen habe. Vor mir selbst ist es mir niemals gelungen.

In der bitterbösen Zeit, die nun folgte, erklomm die weltlustige Frau eine Seelenhöhe, die ich ihren Kräften nimmer zugetraut hätte. Sie litt ohne Klagelaut. Hatte sie in gesunden Tagen das Ende eines freudelosen Lebens herbeigesehnt, nun, da sie krank war, wollte sie leben. Sie zwang sich, Nahrung zu nehmen, die ihr widerstand, folgte der unbequemsten Vorschrift, übte jegliche Schonung, und gewiß, nicht Reiz und Lust des Daseins, Mutterängste und Mutterliebe waren es, die den Willen zum Dasein anfachten. Leider zu spät!

Es gibt ja Pflanzen auch edler Art, die ohne hohen Wärmegrad gedeihen; des Lichts aber kann keine einzige entbehren. Sie recken und strecken sich ihm entgegen, und können sie es nicht erreichen, arten sie aus oder sterben ab. Solch eine Pflanze, die sich hülflos nach dem Licht der Freude

reckte, war die ſchöne Frau allzulange geweſen, um nun, da ſie ſich vorſetzte, im Schatten auszudauern, nicht wurzelkrank hinzuwelken.

Als nach etlichen Wochen die Entzündung gehoben und nur ein Übermaß der Erſchöpfung zurückgeblieben war, ſchien ſie, wie manche wirklich Kranke, an den Tod, dem ſie ſich in der Einbildung verfallen gewähnt hatte, nicht mehr zu denken, wenn es nicht etwa Rückſicht für andere geweſen iſt, aus welcher ſie das Bewußtſein ſeines Nahens unter einem Lächeln verbarg. Seltſame Erfahrung, daß ſo manches lebensluſtige Weltkind mit tapferem Mute ſtirbt, als erfüllte es eine Anſtands- oder Ehrenpflicht; dahingegen ich von keinem einzigen unluſtigen Kalmäuſer gehört habe, der ohne Zagen oder Verdruß aus dem Leben geſchieden ſei.

„Nach Gottes unerforſchlichem Ratſchluſſe gehen Auszehrer bald nach dem Hornung ein," erklärte die weiſe Michelin; aber auch wir anderen hatten ſie aufgegeben. Nur Lori dachte, ſeitdem die Kranke das Bett wieder verlaſſen hatte, nicht mehr an Gefahr, und von dem, was Sterben heißt, machte ſie ſich kaum eine Vorſtellung. Als der Tod ihr ſo jäh den Vater nahm, lag ſie fiebernd am Scharlach darnieder; bei zurückkehrendem Bewußtſein war er auf einmal fort. Wohin? Im Himmel! Sie war dazumal auch den Jahren nach ein Kind; ſie vergaß bald, was ſie nicht mehr ſah. Bei der Mutter hatte ſie ſich an einen leidenden Zuſtand gewöhnt; nun freute ſie deren früherhin ſo ſparſames Lächeln, ſooft ſie um ſie ſein durfte; aber ſie durfte ſeltener denn je um ſie ſein, weniger denn je ſie liebkoſen; die Kranke fürchtete eine Anſteckung. Sie litt nicht mehr, daß die Tochter bei ihr ſchlafe, nicht mehr, daß ſie mit ihr eſſe. „Mama will Ruhe haben!" tröſtete Lori ſich

und hielt ſich zu ihrem Väterchen. Das aber war befliſſen, dem Kinde die Ahnungen von des Lebens herbſter Bitternis und ſeiner ſicherſten Wiſſenſchaft, der vom Vergehen, ſo lange als möglich fernzuhalten.

So führten wir denn den Winter über unſer gewohntes Treiben in Forſt und Schulſtube weiter; nur etwas ernſter, ſozuſagen jungfräulicher hätte ich den Sinn des nahebei fünfzehnjährigen Mädchens richten, deſſen lange winterliche Freiſtunden, meine Geſchäftsſtunden, in weiblicher Weiſe ausfüllen mögen. Um Gottes willen keine Langeweile, die für den Halbwüchſigen noch weit mehr wie für den Erwachſenen ein Gift iſt! Das tote Puppenſpiel, welches das mit dem Miezchen abgelöſt hatte, hielt nicht lange vor; nachbarliche Kameradinnen waren nicht aufzutreiben; zur Ausbildung einer ſogenannten künſtleriſchen Fertigkeit fehlte es wie an Anlage und Gelegenheit, ſo auch an Luſt; Lektüre, die unterhält, iſt für ein junges Blut ein gefährlicher Zeitvertreib, auch war die Tochter ſo wenig wie die Mutter eine Leſerin. Was blieb alſo übrig als Handarbeit, die ja eine allgetreue weibliche Nothelferin iſt, und in welcher, mehr noch wie in der geiſtigen, die Kleine ein armes Stümperchen geblieben war. Die nervenſchwache Mutter war im Lehren der Zierlichkeiten, zu deren Übung die Not ſie ſelbſt gezwungen hatte, kläglich geſcheitert, aber auch das Rühren von Strick-, Stopf- und Nähnadel zu nützlicheren Zwecken, deren Anleitung die Frau Organiſtin ſich geduldig unterzog, blieb ein ſaures Geſchäft, weit ſaurer als das Studium von Lettern und Ziffern unter den Augen des Väterchens.

Da tat ich denn ſchlechthin einen Glückswurf mit einem Spinnrädchen, das ich aus Leipzig kommen ließ; zierlich

aus Ebenholz geschnitzt und mit Perlmutter ausgelegt, war der bloße Anblick ein erfreulicher, das Schnurren und Drehen aber, das Bewegen auch der Füße gab anregendes Leben; mochte es auch kein Spinnenweb sein, das die rundlichen Finger zogen, ei nun! Stillsitzen war die Hauptsache, da aus dem flatternden Waldkinde sich doch nun einmal ein häusliches Weib entpuppen mußte. Wird überdies in der menschlichen Wirtschaft denn nicht weit mehr hausmachender Drell als feiner Batist gebraucht? Die Mütter Penelope und Kornelia haben auch nur Wolle und Mutter Berchta im germanischen Urwald hat ganz gewiß nur kräftigen Hanfzwirn gesponnen.

Der verhängnisvolle Hornung und auch die Frühlingssonnenwende gingen schonend an der Kranken vorüber. „Aber", sagte die Frau Försterin, „was der März nicht will, nimmt der April," selbstverständlich nach Gottes allweisem Ratschlusse, und diesmal hatte sie den zutreffenden prophezeit.

Es war am Spätnachmittag; Lori hatte der Mutter die ersten Veilchen gebracht; ein Lenzeshauch erfüllte das halbdunkle Krankenzimmer; und war es nun diese linde Würze, war es der Kontrast der sorglosen Kinderfreude mit der Schwere des eigenen Gemütes, der die Leidende überreizt hatte, sie sank plötzlich betäubt auf ihrem Stuhle zurück, die Augen halb geschlossen gleich einer Toten. „Ist das Schlaf?" fragte Lori, zum ersten Male von angstvollem Ahnen durchbebt. Sie warf sich über die leblose Gestalt, küßte ihre Hände, ihre Lippen, hauchte ihren warmen Atem auf die eisige Stirn, ihre heißen Tränen rieselten über die marmorkalten Wangen. Als aber nach ein paar eingeflößten Äthertropfen die Ohnmächtige sich belebte und dem

Kinde freundlich zulächelte, da rief es getröstet: „Es war Schlaf!“

Und bald schlief sie dann auch wirklich; den letzten Schlaf vor dem ewigen. Ich verabredete mit Frau Bach eine geteilte Nachtwache und nahm deren erste Hälfte für mich in Anspruch, Lori, die ein paar Stunden still neben der Mutter gesessen hatte, deren Hände in den ihren, ging willig zu Bett, ohne Sorge. „Gute Nacht, Mama, gute Nacht!“

Ich war allein bei der Kranken; sie merkte meine Nähe nicht, wiewohl sie halb erwacht war; sie lag ganz ruhig, nur die Finger spielten mit den Veilchen, welche Lori über die Bettdecke gestreut hatte, und die Lippen bewegten sich lautlos, dann leise flüsternd. Die Gedanken wanderten. Einmal verstand ich: „Elle vit – jusqu'à son nom – mourir avant sa mort.“ Von den wenigen Büchern, die sie in ihrer glücklichen Zeit gelesen, waren die Memoiren der letzten Valois ihr das beweglichste gewesen. Sie hatte derselben wiederholt gegen mich erwähnt. Nun schwebte das Bild der schönen verlassenen, königlichen Sünderin, ihr geschichtliches Lieblingsbild, ihr in der Sterbestunde vor.

Dann eine lange Stille. Finger und Lippen ruhten, die Lider waren gesenkt. Ich horchte nach dem letzten Atemzug. Plötzlich aber schlug sie die Augen auf; die Blicke irrten rechts, irrten links, sie richtete den Kopf in die Höhe und ließ ihn machtlos sinken. Ächzende Laute entrangen sich der wogenden Brust.

„Allein! – Ganz allein! – Kein Bruder – keine Schwester – kein Mensch! – Vater tot! – Mutter tot! – Alle tot!“ –

„Nicht alle!“ unterbrach ich ihre Qual, indem ich hinter dem Bettbehang vortrat. „Ich lebe, Lorenza, ein Freund!“

Sie ſah mich ungewiß an. „Herr – Herr! –“ hauchte ſie, „Väterchen? wo – wo?“

„Lori ſchläft,“ ſagte ich, „und auch Sie ſollten ſchlafen, gnädige Frau. Nehmen Sie!“

Ich reichte ihr das Pulver, welches der Doktor für den letzten Kampf zurückgelaſſen hatte. Der ſtarke Moſchusduft belebte ſie einen Moment, bevor die narkotiſche Wirkung eintrat.

„Ich ſterbe!“ rief ſie mit feſter Stimme von wunderbarem Klang. „Aber Sie leben, Sie! Meine Lori, mein Kind – –“

„Wird mein Kind ſein, Lorenza, ſo wahr Gott mir helfe!“ ſagte ich, indem ich ihre Rechte in die meine legte. Sie machte einen Verſuch, ſie an ihre Lippen zu ziehen, und neigte das Haupt bis auf die Bruſt. Dann jener unvergeßliche, große Aufblick, bevor das Auge bricht. Eine Stunde ſpäter ſtand der Atem ſtill.

Ich weckte weder das Kind, noch die Wärterin. Ganz allein ſaß ich neben der ſterbenden, dann, bis der Morgen graute, neben der toten Frau, ihre Hand in der meinen, das Auge unverwendet auf ihr Antlitz gerichtet. Als meine Mutter endete, war ich neugeboren, als mein Vater, nicht daheim. So war ſie der erſte Menſch, deſſen Blut ich erkalten fühlte, deſſen Augen ich zudrückte. Der Adel ihrer Schönheit war mir nie im Leben wie in dieſen erſten Stunden nach der letzten offenbar geworden; ein verklärender Zauber breitete ſich über die ſtillgewordenen Züge. Der Frieden nach dem Kampf! Die Lippen lächelten wie aus lichter Höhe hinab in das Schattental. Wohl ihr! Ihr Erbe aber, ihr einziges, hatte ſie mir vermacht. Ihr Kind war meines geworden. Wohl mir!

Und nun kam der Tag und mit ihm das Schwerſte: eines Kindes erſter Schmerz! Sein Erſtarren, ſeine Schauer vor dem unfaßbaren Totenbild; dann der Ausbruch der Natur, das Aufſchäumen des verwandten Blutes, Liebesrufe, zärtliches Umfaſſen; als aber kein Laut dem Laute Antwort gab, kein Druck der kalten Lippen den warmen Kuß erwiderte, da der volle Jammer der Verwaiſung, Wehklage, ſtrömende Tränen, als ob das junge Leben ſich dem entflohenen nachweinen wollte in den Tod, und unter denen es ſich doch nur in einen kindlichen Schlummer weinte.

Während dieſes Schlummers wurde die Leiche gekleidet, mode- und ſtandesgemäß mit dem Schönſten, was die Garderobe bot: die roſenfarbene Robe, welche die Lebende an ihrem letzten Hoffnungstage getragen hatte. Und dann pflückten ihres Kindes Hände die Anemonen und Veilchen des Gartens und der Heide zum letzten Liebesſchmuck. Nicht reich genug konnte die Blumenhülle werden, nicht Frühling genug über dem Winter Tod. Kindestroſt! Und nach ihm kam die Tröſterin aller, die Nacht mit ihrem Vergeſſen.

Wir hatten Lori in die Förſterwohnung gebettet, da aber ſchon am nächſten Morgen Spuren des Übergangs ſich zeigten, verſchloß ich die Tür des Totenzimmers und wehrte der Tochter, dort einzutreten, daß ſie ein gutes Bild von ihrer Mutter in der Erinnerung trage. Da ſchlich ſie denn lauſchend und lauernd und wimmernd von Tür zu Tür, wie – ich ſchäme mich nicht des natürlichen Vergleichs – wie, ach! ein armes Hündchen, das nach dem verlorenen Herrn ſpürt. Das Hündchen aber winſelt mit trockenen Augen, wenn es den Verlorenen

nicht findet, und das Kindchen weint und weint ſich Troſt.

Das Letzte erſparte ich der Tochter nicht. An meiner Hand ſtand ſie vor der Grube, in welche die Mutter zur Seite des Vaters geſenkt ward, ſtarrte mit neugierigem Grauen in die dunkle Tiefe, bebte und ſchauderte vor dem vollendeten, unbegreiflichen Geweſen, das ein Sandhügel darſtellt. Der lutheriſche Ortspfarrer hatte der katholiſchen Frau den letzten Segen geſpendet. Aſche zu Aſche, Erde zu Erde! Ein Hoffnungsblick in die Höh, dann kehrten wir zu Fuß durch die Heide nach Hauſe zurück. Lori ſprach auf dem Wege kein Wort. Beim erſten Tritt in unſer Heim jedoch, da umklammerte ſie meinen Hals, lehnte das Köpfchen an meine Bruſt und ſchluchzte:

„Väterchen, jetzt habe ich nur noch dich. Ich will dich nun auch noch liebhaben mit der Liebe, die ich für Mama gehabt.“

V

Die geriſſene Lücke füllte ſich raſcher, als ich geahnt. Denn eines Kindes Herz überträgt ſich leicht in eines, wo es wahres Empfinden ſpürt. Loris früheſte Erinnerungen knüpften ſich nicht an die Pflege einer Mutterhand, an Freuden und Sorgen in einem Elternhauſe. Zucht wie Zärtlichkeit waren des Kindes Teil nicht in dem Maße geweſen, daß es ihrer bewußt geworden wäre. So fühlte ſie ihre Verwaiſung kaum, denn ſie hatte einen, zum erſten Male einen, der ihr kindliches Daſein als reine Freude genoß. Schlug ſie den Blick zum blauen Sonnenhimmel empor, ſo ſah ſie mit Kinderglauben Papa und Mama in Seligkeit vereint; drunten

aber, auf der Erde, der sie entflohen, lachte ihrem Kinde der Lenz. Von Tage zu Tage wurden Moos und Rasen grüner, der Garten bunter, der Vögelchor lauter. Sie pflückte Blumen und wand Kränze für das Elterngrab, der Waise einzigen Besitz. Pflänzchen wurden gelegt, Samen gestreut zu seiner immer wechselnden Zier. Bald wandelten und bald trabten wir durch die im Maienschuß duftende Heide; in nicht gar langer Zeit wurde auch der orbis pictus wieder aufgeklappt, und das Mädchen schnurrte in der Laube, um welche das Geißblatt seine Ranken zu ziehen begann. Lori war glücklich.

Und dennoch, wo hätte es ein Menschenkind gegeben, so weltverlassen wie sie? Wie ihre Mutter im Todeskampfe sie gesehen, hatte sie keinen Blutsfreund, keinen Verpflichteten, der nach ihr fragte.

Das städtische Amt dankte daher Gott, in dem wohlberufenen und wohlgestellten Nachfolger ihres Vaters freiwillig einen Vormund und Pfleger für die Waise zu finden, die es sonst in einer Anstalt hätte unterbringen müssen. Der Prinz, es ist sicher, würde ihr seinen Schutz gewährt haben; aber er weilte fern, und ich hatte mich gehütet, ihm den Tod der Baronin anzuzeigen. Ja, zum ersten Male segnete ich das unruhige Volk, dem ich so oft geflucht hatte, weil seiner Oberherrschaft Gut und Blut meines Volkes geopfert wurden, segnete es, weil es eine Manneskraft in Anspruch nahm, deren Wollen und Wirken ich meinem Volke gegönnt haben würde. Denn, seltsamer Widerspruch in einem Kalmäuserherzen! grollender Neid bei der Erinnerung an jene Abendstunden, in welchen ich meinen Herrn ehren gelernt, ein unheimliches Vorgefühl rangen in mir mit dem Bewußt-

sein seines Werts, wuchsen und steigerten sich an diesem Bewußtsein. Es war ja natürlich, diesen Mann zu lieben. Konnte ich es wehren, sollte Lori ihn niemals wiedersehen, nie wieder zu seinen Füßen sitzen, nie wieder seine Hand küssen, mit leuchtenden Augen zu ihm in die Höhe blicken. Sie war mein. Mein Erbe, mein anvertrauter Schatz, mein ein und all. Mein mußte sie bleiben, mein ganz allein.

Zu dieser Eifersucht der Besorgnis gesellten sich nun aber allgemach Bedenken anderer Art, die mir die hellen Tage trübten. Unsere Organistin lobesam regierte das häusliche Instrument mit Kraft und Geschick. Die schwach werdenden Försterseleute waren unsere Kostgänger geworden, wie wir die ihrigen gewesen waren. Die brave Michelin hatte ihre liebe Not mit dem nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse hartnäckigen Zipperlein ihres Michel und außerdem bitteres Herzeleid über das ebenso unerforschliche hartnäckige Junggesellentum ihres Prinzen, da das Aussterben des eigenen Geschlechtes, hätte sie eines besessen, ihr schwerlich näher gegangen wäre, als das des seinen. Bei solchen doppelten Gebresten fing der Kochlöffel an, in ihrer Hand zu zittern, und sie war froh, ihn in eine rüstigere legen zu dürfen.

Auch für die körperliche Abwartung meines kleinen Anwesens war durch Frau Bach hinlänglich gesorgt, für seine geistige Erziehung wollte die Organistenbildung aber doch nicht zureichen. Das freiwillige Väterchen hätte allerdings nichts Weiteres verlangt, als Schritt um Schritt sein Waldkind sich in ein Waldjüngferchen entwickeln zu sehen, unschuldig, fröhlich, nach keiner Welt verlangend außer der, in welcher es bis heute glücklich

gewesen. Hatte der betraute Vormund denn nicht aber die Pflicht, seine Mündel zu einem weltgerechten Fräulein oder auch nur zu einer stadtgerechten Hausfrau ausbilden zu lassen? Was mußte ich tun?

Die Mutter, ich erwähnte es bereits, hatte während ihres trübseligen Witwenstandes sich einer klösterlichen Zuflucht für ihre Tochter getröstet. Nun, an diese trostloseste aller Eventualitäten – eine Nonnerei in Polen! – dachte ich nicht einmal während einer Übergangszeit; wohl jedoch, der katholischen Taufe und Firmelung unerachtet, an ein protestantisches Erziehungsstift, in welches hier und dort ein sächsisches Frauenkloster umgewandelt worden war. Aber meine Lori, fünfzehn Jahre an den freiesten Wuchs gewöhnt, würde sie in dieser Enge, bei dem Verschnitt aller natürlichen Triebe, nicht wie eine Waldblume im Treibbeet eingegangen sein? Und wenn sie es ausgehalten hätte, wenn sie, nach ein paar Jahren, nicht gebrochen, aber verbogen, als Zierpflänzchen entlassen worden wäre, paßte sie dann noch in das einsame Heidehaus? Würde ihrer Mutter Schicksal nicht das ihre geworden sein?

Was aber war gewonnen, wenn ich sie statt dessen in einer gebildeten Stadtfamilie fein bürgerlich schulen ließ? Wenn sie im engen Stübchen der engen Gasse stillsitzen, mit Schmortopf und Nähnadel hantieren lernte; Sonntags zur Erholung ein Spaziergang um die Stadt, am Abend eine wohlweise Unterhaltung mit dem Herrn Professor, der Frau Professorin und derengleichen? Und wenn das Waldkind auch das ausgehalten hätte, wenn es als ehr-, sitt- und tugendbelobte Jungfrau zu mir – und zu wem sonst? – zurückgekehrt wäre, kannte ich denn nicht die Welt? Hörte ich zum voraus nicht ihr Geträtsch und Gemunkel?

Der natürliche Zuſammenhang fehlte, des willkürlichen hatte man ſich entwöhnt. Ich ſchien zu jung zur Vaterrolle, ſie längſt nicht alt genug für die der Haushälterin eines Junggeſellen. Sitte und Herkommen wurden in einem ſchiefen Verhältniſſe gehöhnt, jede natürliche Zukunftsausſicht gefährdet.

Alle dieſe Einwände waren einer vernünftigen Wahrſcheinlichkeitsrechnung gemäß und dennoch nur Vorwände. Der heimliche Grund, aus welchem mein Weſen ſich gegen ſolche Wahl empörte, war Selbſtſucht, nackte Selbſtſucht. Von mir geben mein Kind, mein Glück, es mir entfremden laſſen, es verlieren, vielleicht auf immerdar; ich würde es ja eines Tages müſſen; aber dazwiſchen lagen Jahre, unberechenbare Jahre, würde ich ſie erleben und – brauchte ich über ſie hinaus zu leben? Heute aber lebte ich noch, wollte noch leben für ſie, durch ſie, und darum konnte ich nicht ohne ſie leben.

Blieb demnach eine häusliche Weiterbildung durch eine Gouvernante und ſpäterhin eine ältliche Anſtandsmutter. Barmherziger Himmel! wie widerwärtig waren ſie mir, ſo viel ich ihrer geſehen, von jeher geweſen, dieſe geſchminkten, geſchnörkelten, tänzelnden, näſelnden Franzöſinnen! oder, ärger noch, die täppiſchen deutſchen Landsmänninnen, die jene äfften mit ihrem Papperlapapp und Firlefanz, ihren Knickſen und Faxen! Eine Hölle im Haus, das jetzt mein Himmel war! Geſetzt aber den glücklichen, mir bis dahin nicht vorgekommenen Fall, ich fände eine gebildete und nicht verbildete Frau, eine alte Jungfer mit einem Mutterherzen, wem gehörte das Kind dann noch? Wem hatte es zu gehorchen? Ein ewiger Widerſpruch gegen des Väterchens Methode, Disput ohne Ende, ein unerträglicher Zuſtand für

alle drei. Ich kam aus der Grübelei nicht heraus; forſchte dabei jedoch unter der Hand nach jener ſeltenen weiblichen Perle, die ſich zu meinem Troſte nicht finden ließ. Der Sommer ging hin, und alles war beim alten geblieben.

Aber war ich denn allein der Richter, in dieſem kritiſchen Falle zu entſcheiden? Gebührte meiner Mündel, um deren Wohl und Wehe es ſich doch ausſchließlich handelte, und die in einem Alter ſtand, in welchem ein Mädchen von Rechts wegen wahl- und dispoſitionsfähig iſt, nicht auch eine Stimme, ja die erſte Stimme? Eine Kalmäuſerpflicht dieſe Tutorfrage, die einem Advokatenkniff wie ein Ei dem andern ähnlich ſah, da das Väterchen zum voraus wiſſen konnte, wie das Kind ſie beantworten werde. Gleichviel! Ich wollte dieſe Antwort hören. Pflicht tun gemeinhin ſo ſauer, manchmal iſt es ſüß.

Ich ſaß in der Laube und ſah mit der Luſt eines alten Knaben, der als Junge keine Schmetterlinge gehaſcht hat, wie die Kleine, zwiſchen den Beeten tollend, die weißen Molkendiebe aufſcheuchte, die ſich in Schwärmen entpuppt hatten. Das war der Moment, den ich wählte. Ich rief ihren Namen. Außer Atem von Lachen und Eifer gehorchte ſie meinem Wink und ſetzte ſich an meine Seite. Kein folgſameres Kind als meine Lori. „Ich glaube, Lori," hob ich an, „es iſt an der Zeit, daß wir uns trennen müſſen."

„Biſt du mir böſe, Väterchen?" fragte ſie, helle Angſt im Blick. „Bin ich unartig geweſen?"

„Nein, nein, ſo meinte ich es nicht. Du biſt ein liebes, gutes Kind. Und wir würden auch gar nicht lange voneinander bleiben. Aber was meinſt du, wenn ich dich auf ein paar Jahr – oder auch nur auf eines – nach Dresden brächte, wo deine ſelige Mutter ſo glücklich geweſen iſt?"

„Was sollte ich denn da, Väterchen?“ fragte sie mit dem großen, unschuldigen Augenaufschlag, der mich allezeit mehr als jeder Schmelz und Glanz der herrlichsten Augensterne entzückt hat.

„Du solltest etwas lernen, Lori.“

„Lernen? Du hast mich ja schon so viel gelehrt und lehrst mich alle Tage mehr.“

„Aber nicht das, was ein junges Fräulein braucht.“

„Was ist denn das, Väterchen?“

Ich räusperte mich, denn ich mußte mich besinnen. Was unsere Mädchen so gemeinhin in der Schule lernen, hatte ich diesem allerdings beigebracht und vielleicht noch ein bißchen mehr. „Nun, zum Beispiel richtig Französisch, Lori, die Umgangssprache der guten Gesellschaft,“ brachte ich endlich heraus.

Die Kleine hatte auf einmal Oberwasser. „Que voulez-vous, Monsieur,“ neckte sie, „ne sais-je pas parler français mieux que vous même?“

„Nun ja, ein bißchen plappern! Ich meine lesen und schreiben.“

„Lesen? Ach was! Ich gucke in ein Buch nur, weil du es verlangst, und dazu gibt es deutsche Bücher genug und satt. Und schreiben? Ja, an wen denn wohl? An Papa und Mama im Himmel gelangt doch kein Brief. Und sonst habe ich ja keinen Menschen als dich allein. Und dir brauche ich nicht zu schreiben; dir kann ich es ja sagen. Du bist meine gute Gesellschaft, die allerbeste, Väterchen.“

Ich hatte Mühe, meine Fassung zu behaupten inmitten von feuchten Augen und Lachen in den Bart. „Hättest du nicht Lust, Musik zu lernen?“ fragte ich darauf.

„Ei, ſinge ich denn nicht? Eine Heidelerche nennt mich der Herr Förſter," verſetzte Lori lachend. Und ſie ſprang auf, ſtellte ſich vor mich in Poſitur und trällerte über eine bekannte Volksmelodie eines ihrer Lieblingsliedchen.

Guten Tag, guten Tag, Herr Gärtnersmann,
Haben Sie Lavendel?
Rosmarin und Thymian?
Und ein Sträußchen Quendel? uſw.

„Gefällt dir das nicht, Väterchen?"

„Scharmant, ſcharmant, Kind! Ich meine aber, daneben auch ein Inſtrument ſpielen."

„Spielſt du ein Inſtrument?"

„Ich? Nein."

„Du hörſt es aber gern, nicht wahr?"

„Hm, hm! Ich glaube – ja." Die Wahrheit zu ſagen, haßte ich das Geklimper wie die Sünde. Meines Nero Heulen klang mir lieblicher.

Lori ſann eine Weile, das Fingerchen an der Naſe; dann fröhlich in die Hände klatſchend, rief ſie: „Weißt du was, Väterchen, unſerer Frau Organiſtin Sohn, der, welcher bei den Stadtpfeifern iſt, gibt Stunden auf allen möglichen Inſtrumenten. ‚Er iſt ein ganzer Bach!' ſagt die Frau Organiſtin von ihm. Kaufe mir eine Gitarre, Väterchen; ſooft der Herr Stadtpfeifer zum Beſuche ſeiner Mutter kommt, ſoll er mich ſie ſpielen lehren; ich will ungeheuer fleißig ſein und dir jeden Abend eine ganze Stunde lang vorſpielen, was ich gelernt."

„Eine tröſtliche Ausſicht," dachte ich. Aber ich ſagte: „Nun gut, Lori, gut; allein junge Fräuleins lernen auch noch andere hübſche Dinge. Sie malen Blumen – –"

„Ich pflücke ſie lieber, Väterchen, und pflege ſie.“

„Aber tanzen, Kind, tanzen! Alle Mädchen tanzen gern.“

„Ich auch, Väterchen, ich auch! Aber warum denn lernen, was man ſchon kann?“

Dabei faßte ſie mich bei beiden Händen und drehte ſich mit mir ringelrund, bis ich odemlos auf die Bank zurückſank. „Siehſt du, wie wir können!“ rief ſie jauchzend.

„Ja, wohl ſehe ich es,“ erwiderte ich, nachdem ich wieder zu Atem gekommen. „Das heißt aber nicht tanzen, das heißt tollen. Ich meine Kunſttanz, Anſtand, Konduite, wie man ſie in der Geſellſchaft braucht. Und ſo gibt es noch mancherlei feine Künſte, durch deren Übung man den Leuten gefällt.“

„O, du närriſches Väterchen,“ entgegnete die Kleine, indem ſie mir mit zärtlicher Schelmerei in die Augen ſah, „wo ſind denn die Leute, denen meine Kunſtſtückchen gefallen würden? Und wenn ich für dich Konduite genug beſitze, was brauche ich da mehr?“

Ich äußerte: „Du würdeſt Zerſtreuung haben, Vergnügen.“

Sie dagegen: „Habe ich Zerſtreuung denn nicht ſchon allzuviel? Schilt mein Väterchen nicht wer weiß wie oft: Nicht ſo zerſtreut, Wildfang? Und Vergnügen? ach, die Hülle und die Fülle! Alle Tage ein neues. Sieh nur, ſieh, wie dort die kleinen Zeiſige die Köpfe aus dem Neſte recken!“

„Aber Geſpielinnen, Lori, die ich dir hier nicht verſchaffen kann.“

„Habe ich denn nicht dich? Spielſt du nicht mit mir, Väterchen? Ei, ſo dumm iſt die dumme Lori doch nicht,

daß sie das Spiel nicht merkte, auch wenn du noch so ernsthaft aussiehst und wie aus dem Buche redest. Und ich spiele so gern mit dir und werde alle Tage klüger bei unserem Spiele."

„Unter Mitschülerinnen deines Alters würdest du noch viel klüger werden, Kind."

„Ach, wie schrecklich!" rief sie mit einem Tone, der beinah traurig klang. „Den lieben langen Tag auf einer Bank sitzen mit solchen, die alles schon wüßten, oder im Umsehen lernten, was ich doch nicht lernen kann und auch nicht lernen mag, feinen Fräulein, wie meine liebe Mama ihre Sauvage haben wollte, und wie sie nun einmal nicht sein und werden kann. Ach, wie würde ich mich schämen und grämen und sehnen, nach meinem Pferdchen, meinen Tauben, nach unserem Wald, nach dir, Väterchen, nach dir. Ich würde sterben, ja sterben vor Heimweh. Laß mich bei dir, Väterchen, bei dir bin ich glücklich. Nur bei dir kann ich es sein."

Tränen standen in ihren Augen, und ich glaube, in den meinen auch. Heimlich aber jauchzte mein Herz. Ich hatte diese Antwort ja erwartet, aber nicht so warm aus dem Seelengrunde heraus, weniger aus Liebe, als aus Lust. O, du Engelskind! Ich hätte dich an meine Brust pressen und all das Dankesglück ausströmen mögen, das in ihr wogte! und wahrlich! es war eine Heldenprobe, den ehrbaren Vormund durchzuführen und schließlich die Gouvernante, als Bildnerin zur Dame, in Wahl zu stellen.

Lori hatte von einem derartigen Individuum keine andere Vorstellung als die von Mama aufgeschnappte, einer auf Schritt und Tritt gestrengen Vigilantin, die, weniger erbittlich als ihr Väterchen, sie aus dessen Nähe,

aus der verhätſchelnder Hausgenoſſen, aus Garten und Wald in die öde Schulſtube bannen würde.

„Ich kann nur lernen, was du mich lehrſt, Väterchen," ſchmeichelte ſie; „ich mag keine Kunſt, die du nicht kannſt. Bei Mama ſogar habe ich nichts gelernt, aber du biſt ganz anders als Mama, von dir lerne ich. Laß mich ſo, wie ich bin, ſo, wie du mich liebgehabt haſt bis heute. Wer weiß, ob die feingebildete Lori dir wie dein Wildfang gefallen würde?"

Die junge Weisheit hatte die verkappte alte aus dem Felde geſchlagen. Ach, es tut manchmal ſo wohl, der Überwundene zu ſein. „Selig die Einfältigen!" dachte ich. „Was wäre ein Maiblümchen ohne ſeinen Waldesduft? Setze es in eine Vaſe, und er würde verfliegen, und der alternde Naturfreund, dem, überſatt von dem Moſchusbrodem der Welt, der Duft in das Herz gezogen iſt, würde als Miſanthrop ſeine Tage beſchließen."

Der Friedensſchluß zwiſchen dem Väterchen und dem Vormund konnte indeſſen nicht Dauer haben. Den Sommer hindurch, nun ja, und allenfalls noch einen munteren Herbſt; als aber der Winter kam mit ſeinem kurzen Tagestreiben und der langen Abendſtille, da begann der Quälgeiſt ſeinen alten Rumor; er beſtand auf ſein Recht, und ſein Recht war diesmal ja ein gutes.

Ich tat nun befliſſener als zuvor dieſen und jenen Schritt, machte dieſe und jene Tour, um ohne weitere Zwiſchenreden eine würdige Duenna als fait accompli in das Junggeſellenheim zu verſetzen. Nirgends aber führte die Suche zu einem Ziele. Bei einer jeden fand ich etwas auszuſtellen. Hier hinter frömmelnden Ergüſſen einen trüben Jugendborn, dort unter einer gleißenden

Politur einen hohlen Untergrund. Seltsam aber, wo ich in Bekanntenkreisen die wichtige Angelegenheit zur Sprache brachte, da wurde sie leichthin behandelt, als ein so strenger Wahl gar nicht bedürftiges Anstandsinterimistikum, wurde mit schielenden Blicken, halben Worten und zweideutigem Lächeln ein Verhältnis in Sicht gestellt, dessen Voraussetzung dem alten Knaben das Blut in die Schläfe trieb und das Herz zum Zerspringen klopfen machte. Ja, selbst im eigenen Hause, bei Frau Försterin und Frau Organistin, stieß ich auf die nämlichen Voraussetzungen. Und wenn nun auch Lori auf sie stoßen und um ihr harmloses Vertrauen gebracht werden sollte? Das entlegene Fräuleinstift trat ernstlich in den Vordergrund.

So war es wiederum Frühling und der Todestag der Baronin jährig geworden. Lori an der Hand, kehrte ich von der Mutter Grabe durch die Heide zurück. Das aufrichtige Herz zeigte keine tiefere Betrübnis, als es wirklich noch empfand. „Mama war immer traurig, weil sie ohne Papa leben mußte," sagte sie. „Ist es unrecht, Väterchen, daß ich ohne meine liebe Mutter doch wieder so froh geworden bin?"

„Es ist der Jugend Recht, sich leichter als in reiferen Jahren, auch über den schwersten Verlust, zu trösten," antwortete ich. Lori schwieg eine Weile, dann versetzte sie nachdenklicher, als ich sie jemals gesehen: „Nein, darum ist es nicht. Aber weil ich dich noch habe, Väterchen, weil du mich noch liebhast, darum bin ich froh. Ohne dich wäre ich traurig, wie Mama."

Wie hüpfte mein Herz vor Entzücken bei diesen Worten und dem zärtlichen Blick, der sie begleitete.

Ich hatte mir bis in diese Minute nicht klarmachen

wollen, daß Lori im Laufe des Winters zwar nur wenig gewachsen, aber daß, den knospenden Formen nach, aus einem halbwüchsigen Mädchen ein vollwüchsiges, daß aus dem Kinde eine Jungfrau geworden war. Wenn ich das holde Geschöpf in dieser Wallung in die Arme schloß, ich würde ihm die Schamröte des Weibes in die Stirn gejagt haben, vielleicht – nein, gewiß. Sie muß fort, fort! Oder mindestens eine Scheidewand zwischen uns aufgerichtet werden. Nicht gegen *mein* Blut, gegen einen verräterischen Blick von mir. Bei Gott im Himmel! ich würde sie wie ein Heiligtum gehütet haben vor mir selbst. Aber gegen ihren eigenen Argwohn und gegen den Argwohn, den Geifer der Welt.

In dieser meiner Erregung stieß, auf einem seiner ärztlichen Landwege begriffen, der alte Weise zu uns, der einzige Mensch, den ich allenfalls Freund nennen durfte und der durch die Behandlung der Baronin mit den Leuten und Zuständen im Heidehause vertraut geworden, es auch seitdem als Teilnehmender geblieben war. Ich schätzte den Mann. Er war, was sich selten verträgt, zugleich ein Menschenkenner und ein Menschenfreund; machte nicht allzu hohe Ansprüche an Adamssöhne und Evastöchter, half ihnen aber, soviel er vermochte, nicht bloß als Doktor, aus ihrer Not, hängte der Wahrheit kein Mäntelchen um und lachte, wo ich mich ärgerte. Gibt's eine bessere Lebensphilosophie? Wiederholt hatte mich in meinen Erziehungszweifeln nach dem Rate eines Verständigen verlangt; nun, da stand ja der rechte Mann. Ich brachte ihm mein Anliegen zu Gehör. Lori schwenkte vom Wege ab, Morcheln und Mousserons zu suchen.

Selbstverständlich, daß ich alle gefühlvollen Anwandlungen außer Betracht ließ und die Frage einfach als

Vormund und Erzieher ſtellte: Gouvernante oder Penſionat?

Der Doktor hatte meine Pro und Kontra ſtillſchweigend angehört, um die mit grauen Stoppeln bepflanzten Lippen jenes Lächeln, mit welchem er einer ſpasmodiſchen Schönen ein bogenlanges Rezept verſchrieb, deſſen Grundſtoff klarer Born war. „Nun," fragte ich endlich, „was ratet Ihr? für welches von beiden würdet Ihr an meiner Statt Euch entſcheiden, Doktor?"

„Für keines von beiden, Forſtmeiſter."

„Und für was außerdem?"

„Von vornherein für das, worauf zu guter Letzt die Sache doch hinausläuft."

„Und das wäre?"

„Potzelement, die Hochzeit, was denn ſonſt?"

Ich glaube, ich wurde rot wie ein Schulbube, der als Dieb auf dem Apfelbaum ertappt worden iſt. „Ich ſtellte die Frage im Ernſt, Weiſe," preßte ich zwiſchen den Zähnen hervor.

„Und ich gab die Antwort im Ernſt, Klöſterley," verſetzte ruhig der Alte.

„Sie – ein Kind!" murmelte ich, und er dagegen:

„Sechzehn Jahr, heil und geſund wie ein Schmerlchen im Bache. Juſt das richtige Stadium für den Eheſtand. Allen Hirngeſpinſten und Traumweſen von vornherein die Ader unterbunden. Die Kinderſchuhe werden am beſten in der Kinder-, will ſagen, in der Wochenſtube ausgetreten."

„In Feſſeln legen ein Kind, bevor es weiß, daß es ein Herz hat," rief ich, in richtiger Kalmäuſerwut über meine eigene heimliche Zuſtimmung empört. „Das heißt Menſchenraub, Herr!"

„Ich wüßte einen Titel dafür, der nicht an den Galgen führt, Herr!“

„Ein unerfahrenes, unberatenes Mädchen betrügen um alle Gefühle, die des Weibes Glück machen! Es – –“

„Nun, Gott ſteh bei mir,“ unterbrach mich der Doktor lachend, „noch nicht genug der Koſerei? Schnurriger Kauz, der Ihr ſeid, hängt das Schmeichelkätzchen Euch denn nicht an wie eine Klette? Herzväterchen hinten, Herzväterchen vorne! Nichts für ungut, Freund, mir würde des Liebhabens ein bißchen mehr als zuviel – und Euch, Nimmerſatt, iſt's noch lange nicht genug!“

„Waiſengefühl, Dankbarkeit, Schutzbedürfnis, unbewußtes Autoritätsverlangen – –“

„Ehrerbietung, Gemütlichkeit und derlei guter Dinge mehr, aber die rechte Liebe immer noch nicht, gelt?“

„Indeſſen,“ ſo fuhr er nach einer beiderſeitigen Pauſe fort, in ernſthafterem Tone als bisher, „indeſſen hat neben dieſer ſublimen, die Sache auch noch eine hausbackene Seite, die weniger dem philoſophiſchen Liebhaber, als dem praktiſchen Vormund zu Gemüte zu führen iſt. Für Euch, wie Ihr nun einmal ſeid, paßt die kleine Heideläuferin, ſo wie Mutter Natur ſie geſchaffen, Herzväterchen ſie herangehätſchelt hat, und weder Inſtitut noch Gouvernante Erhebliches an ihr ändern werden. Kein Firnis verdeckt das Geäder des Holzes. Für wen aber paßt ſie außer Euch? Für einen Junker ihresgleichen etwa, ob es ein Krautjunker ſei, der eine Schaffnerin, oder ein Hofjunker, der ein Zierpüppchen ſucht? Für einen Bürgersmann unſeresgleichen, einen Paſtor, Doktor, Amtmann und ſo weiter, deſſen Hausehre vielleicht alle Jahre einmal in der Erntezeit das Korn auf der Feldflur ſtehen ſieht, der der Schlüſſel-

haken wie angeſchmiedet am Schürzenbund klappert und die, mit oder ohne Geſichterſchneiden, es für Gottes Ordnung hält, wenn ihr Oberherr über eine verſalzene Suppe brummt und zwiſchen ſeinen vier Pfählen das Rauhe herauskehrt, das er vor hohem Adel und verehrlichem Publikum mit Hammelsgeduld auf der verkehrten Seite trägt? Gleichviel, ob Ihr das Mädchen von vornherein bei Euch behaltet oder nach Jahr und Tag zu Euch zurückkehren laßt, es iſt in mannbarem Alter, und was wird aus ihm, wenn Ihr es nicht nehmt?"

„Ich bin nicht unvermögend, wie Ihr wißt, Doktor. Ich würde ſie adoptieren und als Tochter in meinem Hauſe ſchalten laſſen."

„Und das Ende vom Liede: eine grämliche alte Jungfer an der Seite eines noch älteren und noch grämlicheren Junggeſellen, anſtatt eines fröhlichen Mütterchens in der Kinder-, und will's Gott! dermaleinſt in der Enkelſtube. Das iſt ihre Welt! Eine Wiege ſchaukeln und Ringelrundtanzen, dazu iſt das herzige Waldkind geboren. Tut der Natur nicht Gewalt an, heiratet Euer Herzblättchen lieber heute als morgen."

In mir wirbelte ein Fieber. Ich zitterte. Was war es denn anders als mein eigenſtes brennendes Verlangen, Tag und Nacht wie ein Frevel zurückgedrängt und jeden Augenblick mit Lerchenſchlag wieder in die Höhe wirbelnd, was hier von einem braven, menſchenkundigen Freunde mir vorgehalten ward nicht nur als mein gutes Recht, ſondern als Pflicht und Schuldigkeit, wie Natur und Vernunft ſie heiſchten?

„Ja," ſtammelte ich, „ja, wenn es ſich um mich handelte, um mein Glück allein – wenn – –"

Der Alte ließ mich den Satz nicht vollenden. Wir hatten unseren Garten erreicht, Lori ordnete in der Laube bereits die gesammelten Schätze. „Wißt Ihr, was ein Kalmäuser ist, Kalmäuser?“ fragte der Doktor, indem er am Eingange stehenblieb.

Ich zwang mich zum Lachen. „Nun,“ erwiderte ich, „wie Ihr, Physikus, die Spezies begutachten mögt, so eine Art von intellektuellem Mondkalb und gefühlvollem Wasserkopf; oder auch nur ein armer milzsüchtiger Schächer, der zum Leben nicht das Zeug hat und zum Sterben keinen Mut.“

„Umgedreht würde allenfalls ein Schuh daraus, Psychikus,“ versetzte der Alte gleichfalls lachend, aber äußerst ungezwungen: „Zum Leben keinen Mut und zum Sterben nicht das Zeug, denn diese Bedenklichkeitskommissarien sind eine zähe Sorte. Vergleichen wir ihn dahero, anstatt einem Mondkalb, lieber so einem graufelligen Gutfreund, der das süßduftende Heubündel beschnuppert und – mit einem Mordhunger im Leibe – nicht hineinzubeißen wagt, weil er schwarz auf weiß nicht belegen kann, daß das Heu auch just für ihn auf unseres Herrgotts Wiese gewachsen sei. Zum Segen für seinen Appetit ist nun aber ein gutmütiges Herzchen bei der Hand, das ihm den legalen Beweis ad oculos zu demonstrieren vermag.“

„Kommen Sie einmal her, kleines Fräulein,“ rief er nach der Laube hinüber. „Ich will Ihnen rasch den Puls einmal fühlen.“

„Ums Himmels willen, seid Ihr toll geworden, Weise?“ schrie ich, ihn bei den Schultern packend.

Schon jedoch war das flinke Kind herbeigesprungen und hielt verwundert dem Alten das Händchen hin. Der faßte

ſie, ſtatt an den Puls, unter das Kinn, richtete es in die Höh, daß unſere Augen ſich begegnen mußten, und ſagte mit einem Tone, deſſen Feierlichkeit mich in anderer Stimmung zum Lachen gebracht haben würde: „Sehen Sie ſich einmal gegenwärtiges Väterchen recht genau von oben nach unten darauf an, Fräulchen; möchten Sie es wohl zum Manne haben? Halt, halt! nicht ſo fix mit dem Nicken! Ich meine, würden Sie ihm als Ihrem richtigen Ehemann ſo gut ſein können, wie bisher als Ihrem Lehrer und Freund?“

„O, ſo gut, über alles gut!“ rief Lori, indem ſie freudig, aber auch nicht mit einer Schattierung höheren Rotes auf den Wangen zu mir aufblickte.

„Proſit, es gedeihe!“ ſagte der Alte, legte unſere Hände ineinander und wendete ſich ſtracks zum Gehen. „Vergeßt nicht, daß ich mir einen Kuppelpelz verdient habe!“ rief er noch zurück, dann ſtapfte er weiter in die Heide hinein.

Ich ſtand wie vernichtet. Scham und Seligkeit ſtritten widereinander in meiner Bruſt. Lori ſchmiegte ihr Köpfchen an meine Schulter.

„Vergiß, was du gehört, Lori!“ ſtotterte ich endlich hervor. „Es war ein Scherz.“

„Nur ein Scherz?“ fragte ſie. „Und ich habe es für wahr gehalten. Willſt du mich denn nicht zur Frau haben, Väterchen?“

„O, ich – ich –! Aber du, du! Weißt du denn, armes Kind, weißt du, was eines Mannes Frau ſein heißt?“

„Ja, ja, ich weiß es, Väterchen!“ rief ſie, „es heißt, einen Mann liebhaben und keinen anderen ſo wie ihn und glücklich mit ihm ſein – –“

„Ein ganzes, langes Leben hindurch, Lori?“

„Kann man denn aufhören, seinen Liebsten liebzuhaben? Immer und ewig, Väterchen!“ sagte sie mit einem Engelslächeln.

Ich war überwältigt, riß sie an meine Brust und küßte ihre Lippen mit einem Bräutigamskuß. Sie nahm ihn hin, als ob es noch der des Vaters wäre, entwand sich darauf meinen Armen, flog in das Haus und jubelte, indem sie die alte Försterin umhalste: „Mutter Michel, ich bin meines Väterchens Braut!“

„Habe ich es Ihnen nicht vorausgesagt, Fräulchen, worauf nach Gottes allweisem Ratschlusse diese Vormundschaft hinauslaufen würde?“ sagte die alte Frau, ihres Lieblings Backen streichelnd. „Nun müssen Sie aber auch hübsch kochen lernen, denn die Küche ist im Ehestande Nummer eins.“

Lori nickte vergnügt. „Ja, ja, gleich morgen. Und was recht Gutes, Mutter Michel!“

Währenddessen stattete die Frau Organistin dem Bräutigam ihren Glückwunsch ab; der Grundtext über die Stufe, welche er, der Bräutigam, durch diese Wahl sich in den Himmel gebaut habe, feierlich variiert wie eine Fuge ihres großen Namensvetters. Auch Vater Michel drückte mir die Hand mit den Worten: „Sie haben sich einen Gotteslohn um die arme Waise verdient, Herr Forstmeister!“

Sie alle, die es gut mit dem Kinde meinten, hatten als ein großes Los für dasselbe erwartet, und leider nicht stillschweigend erwartet, was das Kind nun, ohne deutliche Vorstellung, als die natürlichste Erfüllung ruhig dahinnahm, während der gepriesene Wohltäter, der seit Jahren diese Vorstellung bis in ihre Endwurzeln und Ausläufer

zerfasert hatte, sich wie von einem unbegreiflichen Glücksborn überschüttet fand.

Brauche ich, und diesmal zur Rechtfertigung des Kalmäusers, noch anzuführen, daß er sich den höchsten Gewinn seines Lebens nicht ganz ohne Vorsicht angeeignet und wenigstens eine leichte Probe auf das Exempel, welches die Freunde gelöst glaubten, nicht erspart hat?

Schon am übernächsten Tage war, nicht der Bräutigam mit seiner Braut, aber der Vormund mit seiner Mündel, unter dem Ehrenschutz der Frau Organistin, auf dem Wege nach Dresden, um dem weltfremden Kinde ein Stück buntes Leben kosten zu lassen, bevor es dessen Reizen in der Enge des Hauses entsagte, und, falls es eine Lockung verspürte, das Entsagen zu verzögern oder – noch Schwereres sich abzuringen.

Lori spürte diese Lockung nicht. Der Eindruck war ein weit geringerer, als ich mit Bangen erwartet hatte; die Szene für das kindliche Bedürfen und die freie Gewöhnung gleichzeitig zu weit und bedrückend eng.

In steifer, schleppender Kleidung, als „ehr-, sitt- und tugendbelobtes Fräulein", am Arme ihres Herrn Vormunds, zwischen hohen Häuserreihen oder regelrechten Alleen gleichmäßig Schritt halten zu müssen, nicht ein einziges Mal sich auslaufen, lustig ausspielen, laut auflachen zu dürfen, fiel dem Waldjüngferchen bald unerträglich; an den Schätzen der Kunstgebilde, welche zehn Jahre später das Weib gewürdigt haben würde, ging das Kind ohne Eindruck vorüber; der prunkvolle Gottesdienst seiner Mutterkirche ließ das junge Herz, das nur gewohnt war, den göttlichen Schöpfer in der prunklosesten seiner Schöpfungen anzubeten, ebenso unbewegt wie das Bildnis der hehren Him-

melskönigin, des größten Meisters Meisterstück, vor welchem der ungenügsame Kalmäuser überwältigt seine Knie hätte beugen mögen.

Gesellige Eindrücke hatte die in der Sommerzeit vom Hofe verlassene Residenz wenig zu bieten. Die italienische Oper war geschlossen, die Leute, denen wir im Gasthaus, wie an öffentlichen Plätzen begegneten, gingen ziemlich achtlos an dem kleinen, rotbäckigen Mädchen vorüber, das nicht, wie seine Mutter, eine augenfällige Schönheit war. Nur wer das Sehnen nach einem unentweihten Gemüt, den Reiz ursprünglicher Unschuld empfand, mußte von meiner Lori angezogen werden. So blieb denn auch der Sinn der Eitelkeit, der starke Sinn, den ich bisher auch in dem bescheidensten Weibe aufgespürt hatte, ungeweckt. Lori langweilte sich auf Reisen, sie bangte sich nach ihrer Heide, ihrem Pferdchen, ihren alten guten Freunden; sooft ich sie bei einem Ausfluge fragte: „Ist es hier nicht schön?" antwortete sie: „Bei uns ist es doch viel schöner", und lange bevor die von mir gesetzte Reisefrist abgelaufen war, bat sie mit Schmeicheltönen: „Laß uns heimkehren, Väterchen."

Die Frist wurde gewissenhaft innegehalten. An dem Tage jedoch, wo das von dem Vormund aufgegebene Pensum der Weltkenntnis von der Mündel zu seiner Zufriedenheit abgefertigt war, legte der Pfarrer des nächsten Heidedorfes die Hände von Bräutigam und Braut ineinander, und das Kind gelobte dem Manne, den es Vater genannt hatte, Treue bis in den Tod. Eine Stunde später kehrten sie als Mann und Weib in ihr Heidehaus zurück.

Sage man nicht: die Reue kommt nach der Tat. Sie ist als Zweifel schon da vor der Tat. Was ein Mensch

mit voller Seele getan, bereut er nicht, welches auch immer die Folgen. Ich hatte mir die Geliebte angeeignet gegen den Mahnruf meines Gewiſſens.

VI

Die Reue folgt der Tat aber auch nicht immer auf dem Fuße; Pauſen des Friedens und der Wonne liegen zwiſchen ihnen. Und ſolch eine Pauſe war auch für mich die Zeit, welche dem Tage der Erfüllung folgte. Was jedoch ſoll, was kann ich weiter von ihr ſagen? Das reinſte Glück hat noch nie einen Maler gefunden.

Nach außen hin änderte ſich unſer Leben wenig und nach innen kaum mehr. Ich wußte, daß ich ein Kind zu einem Weibe gemacht und daß ich es nicht mit der ſpäten Glut eines Mannes, der mehr als vierzig Jahre ohne Liebe gelebt, nun, da deren Forderungen ſein Recht waren, aus dem Gleichgewicht bringen durfte. So möchte unſere Ehe, wie entgegengeſetzt auch Naturen und Motive, wohl jenen gut bürgerlichen gleichen, die gewohnheitsmäßig, ohne ſtarke Impulſe geſchloſſen, und vielleicht darum eben, dem Maßſtabe entſprechend, glückliche genannt werden. Nie trübte eine Wolke Loris reine Stirn. Das junge Herz ſchlug im frohen Takte, wie bisher, und das verjüngte genoß, ledig aller unruhigen Zweifelſucht, zum erſten Male im Leben der guten Stunde. Und dieſe friedliche, ſelige Stunde währte nahezu zwei Jahre. O, daß ich mit ihr meine Bekenntniſſe ſchließen dürfte! Denn der Quälgeiſt im Hirn war nicht tot, er ſchlief nur, wie ein Wurm im Sonnenſchein, um neugeſtärkt zu erwachen.

Den erſten Mißklang in unſere Harmonie, das heißt in

mein Gemüt allein, trug während des zweiten Winters unſerer Ehe die Kunde von des Prinzen Rückkehr nach Dresden. Lori nahm dieſelbe mit völliger Unbefangenheit auf; nahezu vier Jahre waren es, daß ſie ein paar Abendſtunden bewundernd zu ſeinen Füßen geſeſſen, ſie hatte ſelten wieder an ihn gedacht und ihn daher ſo gut wie vergeſſen. „Wenn er zu uns kommt," ſagte ſie lachend, „wirſt du ſehen, Väterchen, wie ich der Frau Oberforſtmeiſterin mit meiner Waldkonduite Ehre mache." (Das „Ober" war dem Forſtmeiſter als heiliger Chriſt und Lohn für den vollendeten praktikablen Heideweg angehängt worden.)

In erſter Ordnung ſchien es daher – und war auch wirklich – nicht eiferſüchtige Befürchtung, die mich verdrießlich ſtimmte, zumal auch von der anderen Seite dem Mißtrauen gleichſam ein Riegel vorgeſchoben worden war, indem landläufig das Gerede ſich verbreitet hatte – vielleicht einzig und allein den weiblichen Bewohnern unſeres Heideſchlößchens nicht zu Ohren gekommen –, daß jenes bereits erwähnte ſchöne Weib, die wilde Britin, oder Lady Pandura, wie der Volksmund ſie getauft, auf ihrem Eroberungszuge auch die galante Polenhauptſtadt nicht verſchont habe, alldort unſerem Prinzen nahegetreten ſei und kurz vor ihm nach der ſächſiſchen Reſidenz zurückgekehrt ſei. Dieſes Gerede, das mich völlig hätte beruhigen ſollen, wurde zum Urſprung meiner Beunruhigung: ich witterte den erſten trüben Hauch über einem Herzensſpiegel. Was war nach der Auffaſſung der Welt und im Grunde bei aller verbiſſenen Tadelſucht, auch nach der, an welche ich mich ſelbſt gewöhnt hatte, was war dabei, wenn jenes Gerücht nicht bloß ein ſolches war? Das mehr oder minder flatterhafte Verhältnis eines hohen Herrn, obendrein eines unvermähl-

ten, zu einer schönen Frau seines Lebenskreises, Neid und Mißgunst würde es erweckt haben, ein Ärgernis nimmer. Der Kodex für einen Fürsten ist nun einmal ein anderer als für den gemeinen Mann. Hatte doch selbst der feinsinnigste der Reformatoren eine doppelte Fürstenehe geweiht.

Aber Lori stand für mich außerhalb, nein, weit oberhalb der Welt und hoch über mir selbst. Wie eine Nonne ihren Schleier, sollte sie ihre Unschuld und den Glauben an unbedingte Tugend als Ehrenschmuck durch das Leben tragen; hätte ich früherhin den verführerischen Helden von ihr fernhalten mögen, nun, bei Gott! den gestürzten Helden, den Frevler noch viel mehr.

Der heimliche Mißton sollte nur allzubald zur lauten Unruhe werden.

Es war in der österlichen Zeit; die Zugvögel kehrten aus dem Süden heim. Der Schnepfenstrich hatte begonnen. Ein Frühlingskultus für hohe Herren; daß er es auch für schöne Damen sei, erlebte ich mit Ingrimm heuer zum ersten Male. Lady Pandura war zur Feier desselben als umhuldigter Gast eines standesherrlichen Hauses in unserer Nachbarschaft eingekehrt; ich hatte sie mehr als einmal, ganz allein, bloß den Büchsenspanner hinter sich, auf einem feurigen Berberhengst kreuz und quer durch die Heide sausen oder auch in weidmännischer Gesellschaft zwischen dem Unterholz nach einem der auszurottenden Eber zielen sehen und den Zufall gesegnet, daß Lori bei keiner dieser Begegnungen an meiner Seite gewesen, das Dasein der befremdlichen Amazone ihr demnach verborgen geblieben war.

Wo aber die Dame sich divertierte, konnte ihr deklarierter Kavalier ja nicht lange ferne bleiben, und in der Tat wurde er nach kaum einer Woche zum Weidgenuß in seiner städti-

schen Residenz angemeldet. Daß er das Heideschloß nicht verschonen würde, darauf machte ich mich gefaßt, verschonte der Himmel es nur gnädig vor der Widerwart der Männin, die sich ein Weib zu heißen erdreistete!

„Nun gilt es die Probe der Unschuld auf Weltlust und Eitelkeit – und vielleicht auch noch auf jene stärkere Macht, die alle Schuld gebiert – aber auch alles Glück!" so murmelte der Störenfried im Herzen, während ich, abgesondert von meinen Mitbediensteten, zum Empfang des Herrn vor dem Stadtschlosse auf und nieder schritt.

„Sind Sie krank, Klösterley?" fragte der Prinz, als die Reihe der Begrüßung an mich gekommen war. „Ein junger Ehemann sollte bessere Miene haben."

Ich sah, das heißt von meinem Stimmungslicht beleuchtet, sah ich einen ironischen Zug um seine Lippen spielen und übersetzte mir die Frage: „Alter Sauertopf, wie konntest du dich noch in den Irrgarten der Jugend wagen?" Um so dreister antwortete ich:

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, ich könnte mich nicht wohler fühlen."

„Und Ihre kleine Waldfee?"

„Desgleichen, Durchlaucht."

„Das freut mich, Freund!"

Mein Stimmungsohr hörte: „Das bezweifle ich, Narr!"

Indessen schien die Prüfungszeit gnädig zu verlaufen. Bei unseren geschäftlichen Unterhaltungen und den Jagdexkursen, selbst in Begleitung der Amazone, zeigte der Herr wiederum den praktischen Vorausblick, den ich an meinem früheren Gebieter so gründlich vermißt hatte. Über dem weidgerechten Schützen stand der holzgerechte Förster; er begriff, was der mißhandelte Wald künftigen Geschlechtern

zu bedeuten habe, lobte meine Einrichtungen und gab manchen Fingerzeig. Da er überdies nicht ein einziges Mal in unserem Schlößchen einkehrte, söhnte ich mich von Tage zu Tage mehr mit ihm aus, und sogar mit der schönen Widerwart, welche in Begleitung ihrer gräflichen Hauswirtin und anderer hoffähiger Damen regelmäßig, wie auch ich, an der prinzlichen Tafel teilnahm. Gott sei Dank, daß die Oberforstmeisterin Klösterley nicht hoffähig war und es zu sein auch nicht verlangte. Die Frist zur Schnepfenjagd war überdies nur kurz bemessen worden, weil der Prinz eine Frühkur in Karlsbad in Aussicht genommen hatte. Zu besserem Gedeihen ohne Zweifel unter liebenswürdigem Geleit. Die Lenzstille im frischgrünen Tepeltale mußte erotischen Stimmungen jedenfalls günstiger sein, als das Treiben der hohen Saison.

„Übermorgen ist die Luft rein!" Der Gedanke würzte mir jeden Bissen und Tropfen der letzten Tafel, zu der ich befohlen war. Ich vergaß in meinem Wohlgefühl, daß vor dem Übermorgen noch ein Morgen liegt.

Der Prinz hatte für den Tag der Reisevorbereitung mich vom Dienst entbunden und mit den Worten verabschiedet: „Grüßen Sie Ihre kleine Waldfee von mir."

(Der Name Waldfee schien für Lori in der Nachbarschaft gang und gäbe und war mehr als einmal von dem Prinzen und seinen Tischgenossen ausgesprochen worden, wie mich dünkte, mit dem stillen Nebengedanken an einen Kobold oder Drachen, der das Feechen hütete. „La belle et la bête!")

Ich küßte dem Prinzen mit Inbrunst, weil zum Lebewohl, die Hand und verbeugte mich vor seiner Dame, die nebenbei in einer Fensternische stand.

„A propos! Feenschlößchen!" rief sie mit ihrem kurzan-

gebundenen, metalliſchen timbre, „uns bleibt noch ein freier Tag, um es kennen zu lernen. Auf morgen denn, Monsieur!“

Es mochte wohl ein kläglich hülfeflehender Blick ſein, den ich zu dem Prinzen hinüberwarf, denn er machte Mylady in ihrer Landesſprache einen Einwand, den ich mir ſelbſt nicht unterſtehen durfte und der, ſeinem Tone nach, dahin auszulegen war, daß die Kenntnis nicht lohnen werde.

Widerſpruch aber reizt.

„Ganz recht, Durchlaucht! Ich bin weder Märchenprinzeſſin, noch Schäferin,“ ſagte ſie in verſtändlichem Franzöſiſch. „Eben darum aber liebe ich Feenſpiele und Idyllen, würde auch gern eines von beiden, oder beide vereinigt, einmal in Wirklichkeit leben ſehen. Erwarten Sie mich alſo, Monsieur.“

Der Prinz runzelte die Stirn. Verdroß ihn der ironiſche Trotz, die veränderte Disposition – oder was ſonſt? Noch ſchwieg er eine Minute lang.

„Melden Sie uns denn Ihrer lieben Hausehre für morgen nachmittag auf ein Schälchen Kaffee an,“ ſagte er endlich mit gezwungenem Lächeln, indem er mir die Hand reichte.

Er wagte, er durfte wagen, eine Kreatur von dieſem Ruf – und wenn auch nur ein Bruchteil desſelben Wahrheit war – in mein Haus, an meinen reinen Herd, unter die Augen meines kindlichen Weibes zu führen! Mein Großvater, der Schneider, hätte ihm die Tür weiſen und ſagen dürfen: „Herr, wir deutſchen Bürgersleute pflegen andere Sitten.“ Und wer weiß, ob er es nicht wirklich geſagt und getan haben würde. Sein Enkel, der Bewunderer antiken Tugendſtolzes, öffnete chapeau bas mit einem untertänigen Bückling der Kurtiſane und ihrem Cicisbeo die Tür.

Aber auch mit welchem Gift im Blut!

Eine gewisse Genugtuung, ja, eine schwächliche Schadenfreude gewährte es mir, daß auch der Herr, als er seiner Begleiterin vom Pferde half, sich keineswegs in der Laune eines Amoroso zu fühlen schien. Er kniff die Lippen übereinander, wie er es bei verdrießlichen Anlässen zu tun pflegte. Hatten sie sich bei Wege überworfen? Es heißt zwar, tapfere Soldaten seien den Frauen gegenüber fromm, von Lady Pandura aber sagte die Welt, daß täglich wenigstens eine querelle d'Allemand, ein éclat, eine rupture, so gut wie ein Parforceritt, zu ihres Lebens Notdurft gehören. Oder – empfand der Herr in meiner Seele die Ungebühr dieser Heimsuchung, spürte er wohl gar die Schädigung eines unbefleckten Menschenherzens?

Sein Blick begegnete dem von Lori, die auf der Rampe ihren Gästen entgegenlächelte, in heiterer Erwartung, aber ohne einen Zug von Unruhe oder Mißtrauen in ihre gesellschaftliche Unerfahrenheit. Sie war nicht mehr das Kind von dazumal, trug keine langen Zöpfe und kurzen Röckchen mehr, allein auch weder einen modischen Panier, noch Puder und Turnüre. Im weißen Kleide, die blonden Haarwellen natürlich aufgewunden, mit den blühend gerundeten Wangen und den goldbraunen, nach innen dunkelnden Aurikelaugen, mit ihren ungekünstelten Bewegungen glich sie auch heute noch dem Bild der Unschuld, einem Kind. Wie sie sich jetzt vor der stattlichen Dame im goldverbrämten, scharlachroten Reitanzug und wallenden Federbusch verneigte, hätte die letztere ihre Mutter vorstellen können, freilich eine schönere Mutter, als die Tochter war, schöner, weil regeren Blutes, sogar als deren wirkliche Mutter es gewesen.

Eine Pariser Rose neben dem lebenden Veilchen. Wie

würde bei strahlendem Kerzenlicht dessen duftiges Blau vor Farbe und Parfüm der gemachten Blumenkönigin verschwunden sein! In klarem Sonnenschein stach die Natur das Kunstgebilde aus.

Ich machte diese Bemerkung nicht allein, vielleicht nicht einmal zuerst. Auch der Dame Stirn zog sich in eine Falte unter dem kleinen schwärzlichen Halbmond, welcher deren Weiße als Folie aufgedrückt war: ihre Blicke waren denen des Begleiters gefolgt, wie diese, sich senkend von der hohen Gestalt, auf der kindergleichen ruhten und die Sonnenwenden zu zählen schienen, welche die Waldblüte der Weltblüte nachzuleben hatte.

Lori hatte des Prinzen Hand gefaßt, dieselbe zu küssen, wie sie es Vater und Mutter dereinst getan, wie sie, meinem Sträuben zum Trotz, es auch mir noch bei jedem Morgengruße tat. Er duldete die Ehrfurchtsbezeugung nicht, aber er behielt ihre Hand in der seinen, als er, den merklichen dépit seiner Begleiterin unbeachtet lassend, nicht diese, sondern die junge Hauswirtin in das Zimmer führte, wo er an jenem verhängnisvollen Abende die Mutter zum letzten Male gesehen und welches unverändert die Spuren von deren Dasein trug. Ein warmer Druck der Hand mochte eine beileidige Erinnerung bedeuten. Eine Träne stieg in den klaren Kinderaugen auf; bald genug von einem fröhlichen Lachen abgelöst. Der ist ja lange tot, der vor einem Jahre starb, und seit Frau Lorenza starb, waren es ihrer drei; ihre Lori aber wußte nichts von konventionellen Gefühlspausen und war von Natur weder Schauspielerin noch Pleureuse.

Der Kaffee wurde genommen an dem nämlichen Tische und aus dem nämlichen Gerät, wie dazumal der Tee, und

wie dazumal war der hohe Gast nicht in ausgiebiger Stimmung. Die Dame hatte sich, nach einem schier indignierten Blicke auf ihren Galan, hinter dem voranschreitenden Paare drein das Armgeleit des Hauswirts gefallen lassen müssen; inmitten von drei bescheiden oder verdrießlich Schweigenden führte sie nunmehr das Wort. Offenbar, daß sie ihre Märchenneugier bereute. Ein schüchternes, unflügges Piepmätzchen in einem Schuhuneste aufgezogen und darin mit Argusaugen gehütet, mochte sie erwartet haben. Nun flatterte ein niedliches Waldvögelchen ganz wohlgemut vor ihr her, hohe Augen senkten sich gefällig zu ihm herab, und der alte Schuhu machte gute Miene zum bösen Spiele. Und da wollte es ihm, dem Schuhu nämlich, denn bedünken, als wäre es darauf abgesehen, nach dem zerstörten Märchenreiz, auch dem des Schäferspiels gründlich den Garaus zu machen und das Waldvögelein, das kein Piepmätzchen war, als richtiges Landgänschen darzustellen. Seinethalben! Er hätte um dieser Wirkung willen sein Vögelchen desto lieber gehabt! Wenn nur nicht der, auf welchen die Wirkung berechnet war, sich so geflissentlich zum Schwanenritter gegen den stolzen Paradiesvogel aufgeworfen hätte!

Das Frage- und Antwortspiel, das sich nunmehr erhob, gellt mir noch in den Ohren, als hätte ich es gestern gehört. Hier ein Bruchstück desselben, wenn es sich in deutscher Übertragung auch weniger pikant, als im welschen Original ausnehmen wird.

Lady. „Haben Sie Nachbarschaft, Umgang, Madame?"

Lori. „Zur Jagdzeit sehen wir manchmal Leute. Im Sommer aber kommt selten jemand, außer unser guter, alter Doktor."

Lady. „In dieſer Einöde verbringen Sie auch den Winter?“

Lori. „O, gnädige Frau, wenn Sie uns einmal im Winter beſuchen, werden Sie ſehen, wie ſchön unſer Wald da erſt iſt.“

Lady (in Parentheſe: Es hieß von der tollen Britin, ſie ſpiele die Geige wie ein Zigeunerhauptmann. Aber Hörenſagen iſt ja halbe Lüge. Vermutlich hat ſie nur die Laute geſchlagen). „Sind Sie muſikaliſch?“

Lori. „Ich glaube nicht, gnädige Frau. Mein bißchen Singen und Gitarrenſpiel heißt wohl kaum Muſik.“

Lady (in Parentheſe: Sie galt für eine Philoſophin, Freundin ihres Landsmannes Hume und gelehrte Schülerin ſeines geiſtreichen Vorläufers Locke. Soll ſie doch ungeſcheut deſſen Theſe von der Denkkraft der Materie verteidigt und ſogar weiter ausgeführt haben. Vielleicht, daß fälſchlich aufgefaßt, ſie nur das Denkvermögen ihrer diverſen Anbeter in Schutz genommen hat, oder den Intellekt ihres arabiſchen Hengſtes, des einzigen männlichen Weſens, deſſen ſie bei näherer Bekanntſchaft bis dato nicht ſatt geworden war). „So leſen Sie zum Zeitvertreib wohl viel?“

Lori. „Wenn Väterchen, ich meine meinen Mann, mir vorlieſt oder von dem, was Hübſches in ſeinen Büchern ſteht, erzählt, höre ich es gern. Allein aber leſe ich nicht.“

Lady. „Auch nicht Romane oder Gedichte?“

Lori, die, was ein Roman war, nicht wußte und von Gedichten etwa nur ein paar Gellertſche oder Hagedornſche Lieder und Fabeln kannte, ſchüttelte den Kopf.

Lady (zu dem Prinzen gewendet). „In Wahrheit ein Idyll! Wie finden es Durchlaucht?“

Prinz. „Höchſt lehrreich, Mylady, da es auf Ihre pſycho-

logiſche Theſe in effigie die Antitheſe gibt, die Mylady uns ſchuldig blieben."

Lady. „Und die wäre?"

Prinz. „Liebt man bisweilen, was man nicht iſt, ſo iſt man bisweilen, auch was man nicht liebt; zum Beiſpiel: ein Gedicht!"

Lady. „Scharmant! Die Poeſie des deutſchen Hausmütterchens, ein Stilleben am Herdfeuer und Spinnrocken!"

Lori (beſchämt einfallend). „Ach nein, gnädige Frau. Unſere Frau Bach kocht ganz allein, und ich ſpinne auch ſchlecht und gar nicht gern."

Lady (lachend). „Wirklich nicht? Aber um des Himmels willen, junge Frau, womit vertreiben Sie ſich die Zeit, was machen Sie den lieben, langen Tag?"

Lori (gleichfalls lachend). „Ja, was mache ich denn, Väterchen? Ich glaube, nichts."

Prinz (an Stelle des ſchweigenden Väterchens). „Sie macht Freude, Madame, das beſte Geſchäft für eine Frau, und das am ſeltenſten gelingt."

Lady (ſcharf). „Weil es auf Gegenſeitigkeit beruht. Glücklich macht, wer glücklich iſt."

Prinz. „Oder gut!"

Lady (die Achſeln zuckend). „Haben Sie nie Langeweile, Madame?"

Lori. „Niemals, gnädige Frau."

Lady. „Keine Wünſche?"

Lori. „Was ſollte ich mir wünſchen? Ich habe ja alles!"

Lady (zu mir gewendet). „Mein Kompliment, Herr Gemahl. Sie ſind ein Unikum."

Prinz (mir die Hand reichend). „Oder beſitzen es, Freund! Hüten Sie es wie bisher. Unter der Brillantierung zerſplittert manches Juwel.“

Lady (mit unverhülltem Hohn). „Ein wenig galanter Vergleich, Durchlaucht. Ungeſchliffene Diamanten ſind Kieſel. Warum ſagten Sie nicht Perle?“

Prinz. „Das Produkt einer Krankheit als Bild der Herzensreine?“

„Trève d'allégories!“ rief die Dame, erhob ſich raſch und ſchritt mit flüchtigem Gruß nach der Tür. Ihr Kavalier folgte ihr nach einem Händedruck an Wirtin und Wirt. Die Idyllenprobe hatte kaum eine Viertelſtunde gedauert; aber für zwei von den Vieren doch zu lange. Für den Schuhu und den Paradiesvogel!

Auch war es kein verſöhnlicher Augenſtrahl, welcher die Amazone ſtreifte, als ſie den Fuß auf die Hand ihres Ritters ſetzte, um ihren Araber zu beſteigen. Wie ein Pfeil jagte ſie voran. Der Herr folgte ihr, nachdem er noch freundlich dem ungeſchliffenen Edelſtein und ſeinem glücklichen Beſitzer zugewinkt hatte. Ob er die zürnende Diana eingeholt hat, kann ich nicht ſagen.

„Iſt die Dame unſeres lieben Herren Gemahlin?“ fragte, als er unſeren Augen entſchwunden war, Lori, die, noch immer beſtürzt über den jähen Aufbruch, an der Rampenbrüſtung lehnte.

„Vielleicht wird ſie es noch,“ antwortete ich. „Vor der Welt heißt ſie ſeine Freundin und er ihr Freund.“

„So wie wir es waren, ehe wir Mann und Frau wurden, nicht wahr?“

„Ungefähr ſo. Ich kann es nicht wiſſen, und du, Kind, würdeſt es nicht verſtehen.“

„Ich möchte aber gern verstehen lernen, Väterchen, was unseren Herrn glücklich macht."

Ich ahnete, was ihn glücklich machen würde – und auch wer.

„Gefällt dir unseres Herrn Freundin?" fragte Lori von neuem nach einer nachdenklichen Pause.

„Sie wird als Schönheit und großer Geist in der vornehmen Gesellschaft bewundert," wich ich aus, um weder zu lügen, noch schlechthin nein zu sagen.

„Bewundert? das hätte ich nicht gedacht," versetzte Lori kopfschüttelnd mit großen, ungläubigen Augen.

„Du kennst eben noch keine berühmten Leute, die bewundert werden, Kind."

„O, unseren Herrn!" rief sie voll Stolz, setzte aber nach abermaliger Pause vertraulich, als wäre sie zu einem besonderen Resultate gelangt, hinzu: „Weißt du was, Väterchen. Ein berühmter Mann gefällt mir viel besser, als eine berühmte Frau. Und weißt du was noch? Ich hätte unserem lieben Herrn eine andere Freundin gewünscht."

„Dem Himmel sei Dank," dachte ich, als ich mich nach diesem Tage der Unruhe am Abend zur Ruhe begab. „Morgen sind diese Berühmtheiten über alle Berge, und vor ihrer Wiederkehr wollen wir uns sicherstellen!"

Leichteren Herzens als seit Wochen, weil mit dem festen Entschluß, vor Beginn der herbstlichen Jagdzeit meine Dienstentlassung nachzusuchen, machte ich mich früh am anderen Tage zur Abschiedsreverenz auf den Weg nach der Stadt. Wie ein Keulenschlag gegen die Brust traf mich daher die Begegnung des hochbepackten prinzlichen Küchenwagens, den ich mitten in der Heide kreuzte. „Was bedeutet das?" fuhr ich den Kutscher an.

„Proviant ins Schlößchen," lautete die Antwort.

Ich sprengte weiter, halb betört.

Auf der Rampe des Stadtschlosses hielt statt des Reisewagens eine leichte Jagdkalesche. Des Prinzen alter Kammerdiener wartete des Herrn. Er war meines Vaters Freund gewesen und behandelte mich mit kameradschaftlicher Vertraulichkeit. Das runzelige Gesicht strahlte vor Vergnügen.

„Das Fegefeuer ist fort!" raunte er mir in das Ohr.

„Fort – fort – wohin?" preßte ich heraus.

„Ja, was weiß ich? Ins Pfefferland meinetwegen."

„Und er – der Prinz – –?"

„Gott sei Dank, daß er noch so vor Torschluß mit einem blauen Auge davongekommen ist. Die fackelt nicht, das war sein Glück. Du meine Güte! Bei der im Joche stehen, – lieber Schildwache vor einem Pulverturme, wenn über einem ein Donnerwetter kracht."

„Aber der Prinz, der Prinz – –"

Eben trat er aus dem Portal, dem Ansehen nach durchaus nicht wie ein abgesetzter Amoroso, sondern leichten Schrittes und frohen Auges, so, als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Ja, von dem seinen, auf meines!

„Ihr alter Weise", sagte er, mir die Hand reichend, „findet die Jahreszeit für Karlsbad noch zu früh. Ich gebe auf diesen erfahrenen Mann mehr als auf unsere superklugen Speichellecker. Da er als Vorkur zu einem ländlichen Aufenthalte rät, bei starker Bewegung und schmaler Kost, finde ich Ihr Schlößchen den geeignetsten Ort. Ich hoffe, Sie nehmen mich gern für ein paar Tage darin auf."

Was solch ein hoher Herr nicht alles hoffen darf! In das Pfefferland zu seinem Fegefeuer hätte ich ihn jagen mögen.

Ich mußte zu ihm in den Wagen steigen; er war gesprächig wie noch nie, Gott weiß, über was. Ich kniff die Zähne aufeinander und preßte das Herzblut hinunter, das mir in jachen Stößen zu Kopfe stieg. In meinen Füßen lag es wie Blei. Der Prinz schoß bei Wege ein paar Schnepfen. Ich fehlte.

„Was haben Sie, Klösterley?" fragte der Prinz verwundert. „Ihre Hand zittert."

„Ein Krampf, wie manchmal," murmelte ich und ballte die Hand zur Faust.

Im Schlößchen brodelten bereits Kessel und Pfannen. Der Fourgon war angelangt, die frohe Mär von des Prinzen Einkehr hatte Herzen und Hände rege gemacht, die alte Michelin wollte es sich nicht nehmen lassen, neben der Frau Organistin wiederum in Funktion zu treten. Lori empfing uns unter dem Gartentor mit einem Jubelruf. Sie hatte sich einen Strauß von Himmelsschlüsselchen vor die Brust gesteckt und einen gleichen in einem Wasserglas in des Prinzen Kabinett gesetzt. Für das Väterchen hatte keiner mehr gepflückt werden können.

Der Prinz bat sich bei uns während seines Aufenthaltes zu Gaste, das heißt, es waren seine Töpfe, die er an unserem Herdfeuer schmoren ließ, und seine Leckerbissen, die wir an seiner Tafel in seinem Speisesaal ihm verzehren halfen. Wermut und Scheidewasser würden mir köstlicher gemundet haben! Am Abend nahmen wir den Tee in unserer „guten Stube", dem Salon der seligen Baronin. Loris und mein gemeinsames Bereich war das

früherhin von mir allein bewohnte. O, hätte ich gedacht, daß ich, eines Tages, dieſes Heiligtum mit Argusaugen hüten würde! Wir aßen ſonſthin zum Nachtmahl eine ſtandfeſte deutſche Suppe; unſer hoher Gaſt hatte jedoch engliſchen Brauch angenommen, und wir fügten uns ihm in geziemender Untertänigkeit.

Die halbe Nacht plauderte Lori von dem berühmten Mann.

„So ſchlaf doch, Kind! es iſt ſpät," rief ich aufgebracht.

„O, ich bin noch gar nicht müde," ſagte ſie.

„Aber ich!" grollte ich.

Sie ſchwieg und ſchlummerte endlich ein. Aber noch lange bewegten ſich die Lippen in flüſterndem Traum. Nur daß ich das Geliſpel nicht verſtand. Denn ich, ich ſchlief nicht.

Das Martyrium hatte angehoben, nein, die Folterqual!

Am Morgen ging der Prinz in meiner Geſellſchaft oder auch allein auf die Pirſch; nach Tiſch machten wir zu drei eine Waldfahrt; der Prinz und Lori im Innern der zweiſitzigen Kaleſche; ich an Stelle des Kutſchers die Zügel führend; der Leibjäger folgte zu Pferd. Das weitere Gefolge, mit Ausnahme des Kammerdieners, war im Stadtſchloſſe zurückgeblieben, Gäſte wurden nicht geladen.

So den nächſten Tag und alle folgenden. Nach dem Tee verweilte der Prinz noch ein paar Stunden bei uns. Er war mitteilſam geſtimmt; wie vieles hatte er zu erzählen, und wie verſtand er zu erzählen, einfach und anſchaulich, humoriſtiſch ohne Ironie, der Abſicht nach gegenſtändlich, das heißt, von ſeiner Perſon abſtrahierend und

doch unwillkürlich und ganz naturgemäß er selbst allezeit im Mittelpunkte der geschilderten Szene, der Held, welchem Ehrenpforten errichtet und Lorbeerkränze zugeworfen wurden. Lori horchte andächtig zu; ich, ich spannte mit Augen und Ohren, nicht auf das, was er vortrug, sondern auf die Art, wie sie es empfing. Denn der Weg der Liebe wie des Hasses geht zum Herzen weit weniger durch den Geist, sondern durch Auge und Ohr. Jeder Blick gab mir einen Stich, jeder Laut ätzte eine Wunde.

Und was sah und hörte ich denn, das mir das Blut so tödlich versetzte? Ach, wie es in der Erinnerung vor mir auflebt, nichts, als was ein Menschenkenner, der zu sein ich mich brüstete, hätte natürlich finden, was einen wahren Freund hätte erfreuen müssen. Daß einen von allen Reizmitteln der Existenz, von Genüssen und Gefahren übersättigten Mann ein Wohlgefühl überkommt beim Anschauen eines Wesens so unberührt von Lust und Verderben der Welt, wie Natur und Schicksal nur selten eines sich entwickeln lassen, ist das ein Frevel? Hätte nicht auch ihn, den mehr wie ich und noch in jüngster Zeit von Moschusdünsten Angewiderten, der Duft einer Waldblüte erquicken sollen, wie sie mich selbst erquickt hatte, hätte es ihm nicht Wonne und ein guter Lohn dünken sollen, sein reiches Leben zum ersten Male im Spiegel einer unentweihten Seele zu betrachten?

Und ist es nicht ein froher Anblick, wenn einem unentwickelten Menschenkinde ein Sinn nach dem anderen aufgeht, indem ein hochgestellter, geistvoller Mensch die Bilder eines ungeahnten Zeit- und Weltwesens mit geschickter Hand vor ihm entrollt? Wenn es, gleichsam aus einem Traume erwachend, mit Augen der Bewunderung und

Dankbarkeit zu ihm in die Höhe ſchaut? Jawohl, ein froher Anblick für den Erzieher, den Vater. Aber für den Gatten, mit der ſcheu verborgenen ſpäten Glut ſehen, wie ein anderer die Geliebte hören lehrt, hören, wie er ſie reden, ahnen, wie er ſie empfinden lehrt; wie durch Zauber eine neue Welt in ihr lebendig wird, aber nicht durch den, welcher ſie zuerſt geliebt, ſie liebt ganz allein!

O, hütet euch vor denen, die nur einen einzigen Menſchen im Herzen tragen, hütet euch vor der ſtillen Leidenſchaft eines Zweifelmütigen! Kein gefährlicherer Brand als der, welcher unbemerkt unter der Aſche geglimmt hat, keine giftigere Lohe als der Wahn des Toren, der ſeine beſte Empfindung ſcheu wie eine Sünde unter Schloß und Riegel wahrt. Nein, nein, die Liebe zwiſchen Mann und Weib iſt von Natur keine Tugend. Und wenn ſie, wie keine andere Menſchenkraft, hohe Tugenden gebiert, ſo gebiert ſie nicht minder die niedrigſten aller Sünden: Eigenſucht, Argwohn, Neid und Haß, bis endlich Zorn und Wut die übervolle Schale ſprengen.

So dazumal! Ich ſah aus der Wurzel der Bewunderung den Frühlingstrieb der Liebe in einem reinen Frauenherzen ſprießen und unter dem Strom der Begierde den Auguſtſchuß ſich aus einem luſtgewohnten Mannesherzen drängen. Und ich ſtand dabei, ein wurmſtichiger Geſell, der nicht leben und nicht ſterben konnte, mehr denn jemals der Kalmäuſer. Denn was meine Eiferſucht von der jedes Schildbürgers oder Theaterhelden unterſchied, war der Widerſpruch, daß ſich wohl mein Argwohn, aber in keinem Augenblicke mein Groll gegen die richtete, welche die Qual einflößte und welche gemeinhin unter ihren Ausbrüchen zuerſt und zumeiſt zu leiden hat. Lori hat meine Kämpfe

nicht geahnt. Schämte ich mich vor ihr, oder unbewußt vor mir selbst? Ich habe sie mit keinem Worte gewarnt, mit keinem Blicke gestraft, ihr, wozu doch schon der Vater verpflichtet gewesen wäre, ihr nicht die Augen geöffnet über die Gefahr, in der ich sie schweben sah. Ja, es gab Momente, wo Mitleid für sie das eigene Leiden überwog, wo ich jene vorempfundene Reue in Bitternis nachempfand. Hätte ich das Kind nicht seiner Freiheit beraubt, durfte das Weib jetzt glücklich sein, glücklich ohne Schuld. Nein, ich zürnte Lori nicht, ich liebte sie inbrünstiger denn je; den ich haßte, das war der Mann, der sie unglücklich machte, oder – glücklich durch Schuld.

Ich will den Becher voll Gift und Galle, den ich zwei Wochen lang tropfenweis geleert, euch nicht nachkosten lassen. Möchte ich doch, ich könnte mit einem einzigen Schrei auspressen, durch einen Blitz jene Heimlichkeit beleuchten, um deren Buße willen ich mir diese Beichte als eine Geißelung auferlege. Wenn Scham allein, Liebe allein entsühnen könnten, so wäre ich entsühnt.

VII

Tag für Tag war in solcher Unseligkeit hingeschlichen. Vom Aufbruch des hohen Gastes schien keine Rede mehr zu sein, auch über das Zerwürfnis mit der berühmten Freundin wie ihren gegenwärtigen Aufenthalt verlautbarte nicht eine Silbe. Lori, wenig neugieriger Natur, und nur froh, daß sie nicht wiederkam, fragte nicht nach ihr. Die Zwiegespräche zwischen dem Herrn und seinem Beamten beschränkten sich auf Geschäftliches.

In erster Ordnung handelte es sich um den Ankauf einer

Waldparzelle, die unſer Revier vorteilhaft abgerundet und die Wegführung weſentlich erleichtert haben würde. Der gräfliche Beſitzer machte ſich indeſſen die gute Gelegenheit zunutze und ſtellte Forderungen, welche der Prinz, der erſte verſtändige Haushalter ſeiner Sippe, nicht zu gewähren willens war; ſo hatte der Abſchluß ſich verzögert.

Es war am erſten Mai, Loris Geburtstag; wir hatten desſelben gegen den Prinzen nicht erwähnt, Lori aus beſcheidenem Taktgefühl, ich noch außerdem aus einem Grunde, der ſich errät. Die Hausgenoſſen waren in gleichem Sinne von uns inſtruiert. Im übrigen lagen feſtliche Überraſchungen auch außer unſerer einförmigen Tagesordnung. Ich kehrte von einem Ausflug kaum jemals heim ohne eine kleine Spende, eine Zierat, Blume oder Frucht. Kinder lieben, daß man ihnen etwas mitbringt; bei Loris geringen Bedürfniſſen blieb für beſondere Tage daher kaum ein Geſchenk übrig, und für gemütliche Erfindungen fehlte mir die Phantaſie.

Die geſtrige Abendunterhaltung hatte ſich bis nach Mitternacht ausgedehnt, und ſo ſchlief Lori noch, als ich am Morgen mit dem Prinzen in den Wald ritt. Auf dem Heimwege erklärte er mir, daß er den erwähnten Ankauf unter ſo unbilligen Bedingungen aufgegeben habe. Ich ſtimmte ihm zu. Die Sache ſchien abgemacht.

Das Diner wurde, auf des Prinzen Verlangen, nach unſerer guten deutſchen Gewohnheit, pünktlich um die Mittagsſtunde genommen. Als wir kurz vor derſelben zurückkehrten, fanden wir Loris Zimmertür mit einer Girlande von Tannenreis umwunden, und die gute Frau Förſterin, die ſegenbringende Feſtſchürze von grasgrünem Taffet, die noch aus ihrer ſtolzen Muhmenzeit ſtammte, vorgebunden,

im Begriffe, einen mit achtzehn Wachsstöckchen und einem dicken Lebenslicht in der Mitte geschmückten Geburtstagskuchen die Treppe hinan in den Speisesaal zu tragen. Das Geheimnis war verraten.

Der Prinz machte seiner „ältesten Freundin" Vorwürfe, ihm nicht, behufs einer kleinen Überraschung, einen Wink gegeben zu haben. Indessen hatte er die Aufmerksamkeit, das Geburtstagskind, als es eine Viertelstunde später an seines Väterchens Arm zur Tafel erschien, nicht im bequemen Hausanzug, sondern in Gala zu empfangen: Escarpins, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, goldene Knöpfe und Stickerei an dem Gilet von weißem Atlas und dem grünen Sammetrock; den Federhut unter dem Arm. Auch ein paar Ordenssterne blitzten an seiner Brust. Wie strahlten, ob der Ehre, die großen Augen der kleinen Frau! ach, und wie giftig mögen, ob des Neides, die kleinen ihres Väterchens gezwinkert haben. Nein, blind macht sie nicht, die Liebe, und blind auch nicht der Haß. Da, an der Seite des kindlichen Weibes saß ein Held, ein Fürstensohn, im Kriegslager gestählt, eine breite, hohe Gestalt, blühend heitere Züge, jugendlich über ihre Jahre hinaus; und ihr gegenüber, als Spiegelbild zurückgestrahlt, grau und dünn der Schneiderenkel, ein Bücherwurm, vor der Zeit am Schreibtische gebeugt, mit spärlichem Haar über der mit frühen verdrießlichen Altersfalten durchzogenen Stirn.

Und wie stumm saß das trübselige Männlein auf seiner Stuhlkante, die Zunge am Gaumen angeklebt, die Lippen übereinander gekniffen, während Ohren und Gedanken jedes Wort seines glücklichen Nebenbuhlers auf der Goldwage wogen und die Blicke die Schale des Erfolges sich immer tiefer senken sahen! O, wie gut gewählt waren auch diese

Worte, wie heiter einem kindlichen Sinne und dem festlichen Tage gemäß, wie zart die Galanterie! Blind und taub, eine Närrin hätte das junge Weib sein müssen, hätte es zwischen den beiden anders gewählt, als der Argus ihm gegenüber es wählen sah.

Der Prinz hatte zum Ausbringen der Gesundheit Champagner auftragen lassen und trank gegen seine Gewohnheit stark. Für mich war dieses fränkische Produkt ein chasse-ennui ohnegleichen; aber ich brauchte scharfe Augen und scharfes Ohr, ich durfte nicht sorglos werden, schützte daher Kopfweh vor und trank keinen Tropfen. Lori dagegen schlürfte mit Behagen den süßen Schaum, den ihre Lippen zum ersten Male kosteten. Immer höher färbten sich ihre Wangen, immer goldener klang ihr Lachen, immer verlangender weiteten und weideten sich des Gastgebers Blicke.

Beim Dessert kam er, wie vom Zaune gebrochen, auf den vielbesprochenen Landkauf zurück. „Ich denke, Klösterley, wir tun dem Grafen den Willen," sagte er.

(Vor ein paar Stunden hatte er gesagt: Wir tun ihm den Willen nicht!)

„Der Boden ist besser als der umgebende," fuhr er mit Geläufigkeit fort, als ob er sich selbst übertölpeln wolle, „er könnte mit der Zeit eine Eichenschonung nähren – –"

(Nun, wahrhaftig, mir, dem Forstmann, brauchte er das doch nicht zu demonstrieren!)

„Das Birkenwäldchen zur Rechten gleicht einer Oase in der Wüste, wir bauen ein Hüttchen hinein, für unsere Jagdpartien das gelegenste Rendezvous und für eine holde Spaziergängerin – –"

(Aha!)

„–ein trefflicher Erholungsplatz. Wir würden ihn ‚Lorisruhe‘ nennen.“

(Darum also! Ein Angebinde! Und wie klatschte das Geburtstagskind vor Lust und Dank in die Hände.)

„Daß wir die Sache doch heute noch abmachen könnten!“ rief der Prinz. „Ein Glückshandel, der an solchem Freudentage abgeschlossen wird! Es ist kein Aberglaube um die gute Stunde. Morgen könnte sie verpaßt sein. Aber es ist ja auch noch nicht zu spät. Wieviel Uhr denn? Ein Viertel nach zwei. Nehmen Sie mein Pferd, Freund, es ist rascher als das Ihre. Eilen Sie. Ich gebe Ihnen plein pouvoir, nur daß die Sache heute noch zum Abschluß komme!“

Wie ein glühender Stahl zuckte jedes Wort durch mein Hirn. O, wer begriff sie nicht, die gute Stunde! Er wollte mich entfernen, allein sein mit der Geliebten, zum ersten Male ohne den widerwärtigen Späher, den alten eifersüchtigen Pedanten, der keine Sekunde von der Seite seines jungen Weibes wich. Allein mit Lori!

Ich schwieg, auf eine Ausflucht sinnend; halb in der Hoffnung, daß Lori sagen würde: „Ach nein, Väterchen, es ist ja mein Geburtstag, gehe heute nicht von mir!“ Aber Lori rief nur ein über das andere Mal: „Ach, wie schön! wie herrlich! Lorisruh! Ja, reite, Väterchen, reite, kaufe das Wäldchen heute noch!“

Auch sie wollte mich forthaben, auch sie! Sollte ich ihm mein Patent vor die Füße werfen, Knall und Fall meinen Posten verlassen und mit meinem Weibe flüchten, gleichviel wohin, und wenn es in den jenseitigen Urwald wäre, nur wo der Blick dieses Lüstlings sie nicht mehr traf?

Ja, ich war entschlossen, es zu tun, nicht erst wenn der Kündigungstermin gekommen, nein, morgenden Tages. Aber heute, heute war ich noch ein Sklave. Hieß ich nicht Christian Klösterley, der Kalmäuser, und wer scheut das Stigma der Lächerlichkeit so wie ein Kalmäuser, der ein Emporkömmling ist? Ich schämte mich vor dem hochgeborenen Herrn, aber mehr noch schämte ich mich – ja selbst in diesen Minuten – vor Lori, dem Kinde, meinem Weibe.

Ich sprengte von dannen; mit verhängtem Zügel setzte ich quer durch die Heide über Knorren und Gräben. Aber auf meinem eigenen sicheren Gaul, nicht auf des Prinzen feurigem Renner. Er hätte mich abwerfen können, die gute Stunde verlängern ad infinitum. Was lag mir am Leben? Aber nicht als Hahnrei wollte ich es verlassen und nicht – wer weiß? – auf schlaue, unverfängliche Weise – gemeuchelt.

Des Grafen Gut lag Meilen fern, beim stärksten Ritt, beim kürzesten Handel konnte ich erst mitten in der Nacht wieder heim sein. Zehn Stunden, zum Genuß der guten! Alle hundert Schritte dachte ich: „Kehre um, jage den Schänder aus deinem Tempel, sei ein Mann!“ und in den nächsten: „Sei kein Tor! Ist Unschuld denn ein Wahn, Treue eine Lüge? Glaube an das Kind, dein Weib!“ Und in diesem Wogenschlag der Gedanken hetzte ich vorwärts, Christian Klösterley, der Kalmäuser.

Da jubelte ich denn über den glücklichen Zufall – ach, der unseligste war es! –, der mich nahe der Stadt auf den Mann, mit dem ich unterhandeln sollte, stoßen ließ. Der Graf war auf dem Wege zu seinem dort wohnenden Gerichtsdirektor, vermutlich in der nämlichen Angelegen-

heit, die mich zu ihm führte, und sehr wahrscheinlich, um gelindere Saiten aufzuziehen. Was fragte ich danach? Ich begleitete ihn, schloß unter den verwunderten Blicken des alten mich gut genug kennenden Judex ohne Markten die Punktation ab und hetzte, wie ich gekommen, meinen Weg zurück. Es war noch Tag; um viele Stunden die gute abgekürzt; aber wie vieler Minuten bedarf es denn, um sie zur bösen werden zu lassen?

Bevor ich in Sicht kommen konnte, band ich mein Pferd in einem Dickicht fest und schlich wie ein Dieb von der Rückseite um das Haus. In der Küche wurde gebrodelt, ein schwelgerisches Nachtmahl den Glücklichen bereitet. Die Fenster unseres Erdgeschosses reichten bis wenige Fuß über die Rampe; die von Loris Zimmer standen geöffnet. Noch nie hatte der Prinz dieses Zimmer betreten; heute hörte ich seine Stimme in demselben. Ich schämte mich nicht, zu horchen. Ich hätte das Zimmer übersehen können, aber ich wäre bemerkt worden. So drückte ich mich denn an die Wand und spannte mit angehaltenem Atem. Nur den Klang vernahm ich, nicht die Worte.

Der Prinz redete rasch, feurig, mit Entzücken, eine Frage. Nun Lori. Ihre Stimme, sonst ein Lerchenklang, war heute ein Lispeln. Ich hielt mich nicht länger, trat vor. Ein einziger Blick! Lori stand vor dem Prinzen, beide ihre Hände in den seinen. Ihre Wangen glühten, Augen und Lippen schimmerten feucht. Sie sah mich nicht, aber – Er!

Die Faust um den Hirschfänger geballt, stürzte ich nach der Tür; bevor ich sie geöffnet, trat der Prinz heraus, erhitzt, erschüttert. Rasch wollte er an mir vorüber. Ich packte seinen Arm. Meine Faust zuckte zu einem tödlichen

Streich – sie sank herab wie gelähmt; in meiner Kehle brannte ein tödliches Wort – die Stimme versagte.

Endlich, endlich machte sie sich Luft: „Herr," knirschte ich, „dieses Haus ist das Ihre, aber dieses Zimmer betrete nur ich! Morgen wird es von mir geräumt sein und zu Ihrer Verfügung stehen."

Der Prinz hatte seinen Arm freigemacht. Er maß mich von unten bis oben mit einem langen Blick. Ob er etwas geantwortet hat, oder was, weiß ich nicht, denn vor meinen Ohren sauste es. Den Blick aber verstand ich. So blickte König David herab auf den „ehrlichen armen Schächer Uria, den Hettiter, der ein Weib besaß, das dem König gefiel."

Er rief seinem Jäger und schritt hastig dem Walde zu. Ich trat in Loris Zimmer. Sie stand noch auf dem nämlichen Platze, die Arme schlaff niederhängend, die Lider gesenkt; sie hörte mich nicht. „Lori!" herrschte ich sie an.

Sie schreckte auf, als erwachte sie aus einem Traum.

„Lori, was wollte der Herr in diesem Zimmer?"

Sie schüttelte langsam den Kopf und blieb stumm.

„Du weißt es nicht, willst nicht sagen, was – –"

Sie starrte mir in das Gesicht, als ob darin etwas Entsetzliches geschrieben stehe, etwas Entsetzliches, jawohl – ihre Sünde! Ein Schauder überlief ihren Leib; jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht; sie zitterte und blieb stumm.

„Du schweigst," schrie ich. „Nun wohl, so wird mir ein anderer Rede stehen!"

Ich schlug die Tür in die Angel, warf meine Büchse über die Schulter und rannte durch das Hinterhaus in den Wald. Ihm nach! Wozu? Was wollte ich? Wollte ich überhaupt etwas? Wer kann sagen, was er will, was

in ihm vorgeht, wenn das Blut in seinen Adern kocht, vor den Augen Funken sprühen und vor den Ohren Zungen gellen. Rache! zischten die Teufel in der Brust; Rache! krächzten die Raben, die, ehe sie sich zur Nachtruhe niederließen, über den Wipfeln kreisten, Rache! brauste der Sturm, der ein Wetter vom Himmel niedertrieb oder es verscheuchte. Rache! Rache!

Ich habe späterhin in England ein Theaterstück aufführen sehen, das mich wie kein anderes erschüttert hat. Ein Neger, von Grund aus keineswegs ein Unheilspürer wie ich, sondern ein argloses Naturkind, erwürgt in jacher, kannibalischer Wut sein schönes, angebetetes Weib um eines eingeblasenen Verdachtes willen, dessen Fälschlichkeit auf der Hand liegt. Erklärlich bei einem Wilden, einem Wüstenkumpan von Tigern und Löwen, dessen Vater vielleicht noch ein Menschenfresser war. Aber ein gesitteter Europäer, ein Denker, ein Philosoph, ei, nun! auch er mordet, mordet mit Recht, mit Gier, aber nicht das schwache Weib, das er geliebt, das er noch liebt, selbst wenn dasselbe keine Desdemona, sondern eine Bathseba ist. Er mordet den Verführer, den Ehrenräuber, den Feind. Sein Mordrecht ist der Zweikampf, und wenn – der Prinz von Geblüt, der unter einem Ausnahmsgesetze auch der Ehre steht, dem Lakaiensohne, dessen Tempel er geschändet, in das Gesicht lacht – – nun dann – –

Wohin war er? Der Haß schärft die Sinne gleich denen des indianischen Jägers. Der geknickte Halm, ein Fußtritt im Sande, ein aufgescheuchter Vogel, der Duft eines zertretenen Krautes werden zur Spur. Aber er hatte einen Vorsprung, die Spur verlor sich im Gestrüpp; es dämmerte über den Wipfeln, Wolken verhüllten den Sonnenuntergang, der Wind wirbelte Staubwehen in die Luft.

„Nacht und Wetter ziehen heran," ſtachelte der Quälgeiſt im Hirn. „Wie lange wird Er heimgekehrt ſein – zu ſeiner Luſt. Kehre raſch heim, auch du!"

Ich kehre um. Da, in der Ferne ein Knall. Ich preſſe einen Jubelſchrei hinunter. Er iſt noch da. Ein armes Tier mochte verendet ſein.

„Blut ſtillt Blut!" warnt heimlich ein Friedensgeiſt. „Stille auch du, Unmenſch, dein Lechzen im Blute einer tieriſchen Kreatur, und dann – Hahn in Ruh!"

„Narrenspoſſen! Den Hahn geſpannt! Vorwärts, Kalmäuſer!"

Alles wieder ſtill wie zuvor.

– Jählings ein Schwirren, ein Fauchen in der Luft; ſtoßweiſes Zittern des Gezweigs jenſeits des ſchmalen Pfades, auf dem ich ſchlich. Ein Weidmann kennt dieſes Fauchen, dieſes Zittern. Das lichtſcheueſte aller Jagdtiere, eine Wildkatze, iſt aus ihrem Schlupfwinkel aufgeſcheucht, wird gehetzt, flüchtet in Sätzen von Aſt zu Aſt. Struppiges Unterholz deckt den verfolgenden Jäger, ſeine Tritte der weiche Sand. Ein Todfeind aber wittert des anderen Nähe; kaum zehn Schritte ihm gegenüber, da lauert er mit geſpanntem Rohr, und ihm zu Häupten, auf einem abgeſtorbenen Stamm, da funkeln die wütigen Lichter.

Der Lauſcher nimmt ſein Ziel – auf die Beſtie? auf den Jäger? Ein Gedankenblitz, das Zucken eines Gliedes, einer Fiber, das Bruchteil einer Sekunde entſcheiden über Leben und Tod, über Himmel und Hölle. Wer ſchildert ſolch ein Atom der Zeit, das eine Ewigkeit bedeutet? Da – – da – – ein Etwas ſtreift den Lauf des Rohrs, ein Schatten verdunkelt den Blick. Ein Schnauben am Ohr, eine Laſt auf der Schulter; die Tatzen der Beſtie krallen ſich um den

Hals, ihr Geifer ſpritzt an die Wange. Und raſcher, als die Hand ſich hebt zur Wehr, ja, raſcher, als das Bewußtſein der Gefahr, blitzt eine Flamme vor den Augen auf, ſauſt eine Kugel harſch am Ohr vorüber, ein heißer Strom überrieſelt den Leib, dann ſchwinden die Sinne. Ich ſtürze zu Boden.

VIII

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der nämlichen Stelle, die Beſtie mit zerſchmettertem Kopf zur Seite. Des Prinzen Jäger kniete vor mir, bemüht, mir mit dem Inhalt ſeiner Jagdflaſche die Schläfen zu reiben.

„Das war ein Schuß, ein Meiſterſchuß!“ rief er. „Der Schweizer Tell hat keinen glücklicheren getan. Ja, unſer Herr, unſer Herr! Ein halber Fingerbreit weiter links, und es war um Sie geſchehen; biß die Canaille aber zu, dann erſt recht. Mitten durch die Schnauze, im äußerſten Moment! Gott ſei Dank, Sie ſind unverletzt; der Krall am Ohr hat nichts zu bedeuten; der Geifer floß abwärts; nur der Rock, der iſt futſch!“

Er drückte ein Stück Pfeifenſchwamm auf die Wunde, nachdem er ſie mit Wein ausgewaſchen; reichte mir die Flaſche zum Trunk und half mir in die Höhe.

Die Füße trugen mich; ich hörte und ſah; nur die Sprache verſagte noch.

„Schaun Sie den Kerl!“ ſagte der Jäger, auf das Tier weiſend. „In meinem Leben iſt mir kein Kater von dieſer Größe vorgekommen. Schade, daß das Kopffell durch und durch zerſchoſſen iſt. Ein Prachtexemplar im Naturalienkabinett hätte er abgegeben.“

So plaudernd, begleitete er mich bis in die Nähe des Hauſes unſeres Hegemeiſters, riet mir, mich in demſelben zu erholen und reinigen zu laſſen, da meine Kleider vom Blut und Hirn des Tieres beſudelt waren; jedoch es den Leuten recht plauſibel zu machen, daß ich die Beſtie ſelbſt erlegt. Der Herr habe ausdrücklich befohlen: „Gegen keinen Menſchen ein Wort von der Geſchichte!“

Nach dieſer Weiſung empfahl er ſich, da er den Wagen des Prinzen, der allein im Walde zurückgeblieben, für die Rückfahrt zu beordern hatte. Ich trat nicht in das Haus; ich fühlte mich ſtark zum Heimgang, und wer ſah die blutigen Spuren? Ehe ich das Schlößchen erreichte, mußte es völlig dunkel ſein; im Walde nachtete es bereits. Ich war allein und ich war bei Sinnen. Ja bei Sinnen, aber, ſeltſam! nur halb bei Sinnen.

Es ringen gute und böſe Geiſter in unſerer Bruſt; wer hätte ihren Zweikampf erfahren, wie ich ſelbſt in dieſer nämlichen Stunde; Stimmungen, Wallungen, ihrer Natur nach Gegenſätze, wachen gleichſam in getrennter Herzkammer auf und ſchlummern ein. Auch vergeſſen lernen wir mit der Zeit. Daß aber das Bewußtſein nicht ein Ganzes, ſondern ein Teilweſen ſei, welches wie ein gleichgültiges Ehepaar in abgeſonderten Räumen ſchaltet und ruht, ich hatte es nimmer geahnt, faſſe es heute noch nicht; aber ich habe es erlebt, es kann ſo ſein, es iſt ſo geweſen.

Ob die ſtarke körperliche Erſchütterung des Schuſſes und Sturzes das Problem bewirkt hat, oder die ſtärkere ſeeliſche, die jenen voranging, Wahrheit iſt, daß der Winkel in meinem Hirn, darin der Feind niſtete, gleichſam verriegelt war. Ich erinnerte mich deutlich des jüngſten Vorgangs, aber ich atmete nur Dankbarkeit, Lebensfreude, Liebe.

Der Herr war mein Erretter, mein hoher Freund; mein Weib das reine, holde Kind von einſt; der Glaube an die natürliche Macht der Unſchuld, die jeder Verſuchung widerſteht, ja für die es eine Verſuchung gar nicht gibt, war niemals mächtiger in mir geweſen. Ich entſinne mich wenig froherer Lebensſtunden als der während dieſes nächtigen Ganges durch meinen Wald, heim zu dem geliebten Weibe.

Im Begriff, nach dem Hauptwege einzubiegen, erkannte ich den Prinzen, der ſeinen Wagen beſtieg. Ich hätte auf ihn zuſtürzen, ihm die Wohltat des Lebens, das er mir erhalten, danken mögen, aber voran rollte das Gefährt, nach der Richtung der Stadt, nicht nach der des Schlößchens. Die veränderte Dispoſition nahm mich nicht wunder. Ob ich gänzlich vergeſſen hatte, daß der Herr wochenlang mein Hausgenoſſe geweſen, iſt mir nicht mehr klar bewußt; jedenfalls hatte ich allen Argwohn vergeſſen, alle Schmähung, die ich ihm angetan, den mörderiſchen Haß, mit dem ich ihn vor einer Stunde noch verfolgt. Ich grübelte nicht. Ein heißes Verlangen nach Lori, ſo als hätte ich ſie ſeit Jahren nicht geſehen, ein Jünglingsgefühl, ſo als wäre ſie meine Braut und heute mein Hochzeitstag, haſteten meinen Schritt.

Ich betrat meine Wohnung von der Hofſeite; im oberen Stock rüſtete man die Abendtafel, der Prinz wurde noch erwartet. Raſch wechſelte ich die Kleider und trat in Loris Zimmer. Es brannte kein Licht darin.

Sie ſtand am offenen Fenſter, wartend – auf wen? Ich fragte nicht danach. War ihr Geſicht noch ſo blaß wie am Nachmittag, oder warf nur der Mond ſeinen fahlen Schein auf ſie, wenn er minutenlang die ſich ſcheuchenden Wolken durchdrang? Ich preßte ſie in meine

Arme mit lange gebannter, frei entbundener Glut. Sie — — o, nicht in jener Wonnennacht, aber heute, heute blicke ich in ihr Gemüt wie in ein aufgeschlagenes Buch! — sie stand noch unter dem Eindruck meines grimmigen Ausbruchs, meiner Drohung, am Nachmittag, sie wehrte sich nicht, aber sie scheute, sie fürchtete sich vor mir. „Dein Herz schlägt so laut, daß ich es höre," stammelte sie mit einem Blick der Angst, „was hast du, was ist geschehen?"

„Ich liebe dich, Lori!" raunte ich in ihr Ohr, zum ersten Male, seit ich sie liebte, ja zum ersten Male in ein Menschenohr, seitdem ich lebte.

Und ich preßte sie von neuem an mein Herz und küßte ihre Lippen, die sonst so rot und warm waren und heute kalt und bleich.

„Was ist das?" fuhr sie auf. Ein Blutstropfen war auf ihre Hand gefallen; die kleine Wunde hatte sich geöffnet.

„Es ist nichts!" sagte ich leichthin.

Derlei Verletzungen kommen einem Forstmann ja häufig, und nicht bloß bei Fährlichkeiten wie die, welchen mein Vorgänger im Amt erlegen war. Der angeschossene Hirsch, der Keiler setzen sich zur Wehr, das Pferd strauchelt über einen Knorren, der Reiter stürzt; ein der Axt verfallener Baum streift ihn im Fall. Ich pflegte kein Wesen von solchen Begebnissen zu machen, und auch Lori hatte es bisher nicht getan. Heute aber stieg eine furchtbare Ahnung in ihr auf.

„Wessen Blut ist das?" fragte sie tonlos.

„Meines!" antwortete ich lachend. „Der Ritz eines Kiefernastes. Komm, Herz, laß uns zur Ruhe gehen."

Sie zögerte. „Unser Herr – –?“ fragte sie noch immer voll Angst.

„Der Prinz ist nach der Stadt gefahren, Kind.“

„Wahr?“ atmete sie auf, „wahr, – er lebt?“

„Warum soll er denn nicht leben, Liebchen? Geschäfte, Gäste, wer weiß, was er hat? Komm!“

Noch stand sie eine Weile stumm und starr, dann folgte sie mir, aber sie seufzte, indem sie es tat.

Ob sie in der Nacht ein Auge geschlossen, sie, die bisher friedlich wie ein Kind in meinem Arm geruht hatte? Als ich am Morgen aus dem beseligendsten Traume erwachte, lag sie mit wirrem Haar und ringendem Atem in einem halben Schlummer, jener gleichsam durchsichtigen Betäubung eines Fiebernden.

Und – o, der Qual dieser Erinnerung! – und unter diesen stöhnenden Atemzügen erwachte, wie durch bösen Zauber, der Feind in meinem Hirn. Der sperrende Riegel war zurückgeschoben, das Bewußtsein ungeteilt; Zweifel und Glaube, Liebe und Haß stürmten wieder gegeneinander wie feindliche Zwillingsbrüder.

Ich hörte einen Wagen vorfahren und sprang aus dem Bett. Der Kastellan des Stadtschlosses brachte die Kunde, daß der Prinz mitten in der Nacht nach dem Karlsbad aufgebrochen sei.

Warum so plötzlich? fragte ich mich. Floh er vor der Gefahr, oder – oder – nach – –? Die Vorstellung wirbelte mein Blut empor.

Er hatte mein Leben in der Hand gehabt, warum rettete er es? Aber hatte er es denn retten wollen? nicht bloß aus Schützenübermut das verfolgte Beutetier auf meiner Schulter erlegt, wie er es auf einem Baumzweig

erlegt haben würde? Oder – oder – hatte er mit dem befreienden Schuß nicht vielleicht gar einen Fehlschuß getan? War das rechte Ziel nicht etwa der Hettiter, der seinen fürstlichen Gelüsten im Wege stand, und kein arglofer Uria, – der die Faust gegen ihn zu ballen gewagt? Auch eine Meisterhand zittert wohl bei solchem Schuß. Und wenn sie das rechte Ziel nun getroffen, das Hirn des Mannes statt dessen der Bestie zerschmettert hätte, würde er, der Fürst, vor der Welt ein Mörder geheißen haben? würde er, der Verführer, sich als Mörder angeklagt haben, wie doch der gekränkte Gatte in Momenten, wo der Dämon sich in seinen Winkel verkroch, sich als Mörder anklagte, als Mörder dem Willen nach, wenn auch nicht der Tat? War er, der Retter, der Held und Überwinder, nicht eben solch ein Mörder wie ich?

Eine scheußlichere Niedertracht als diese Vorstellung ist nicht auszudenken. Aber ich habe sie gehegt, freilich nicht stetig, nur stoßweise, so wie in der Nacht eine Sternschnuppe niederschießt; habe sie trotz aller noch späterhin empfangenen Wohltat gehegt; trotz der Skorpionen, mit welchen das göttliche Geheimnis, Gewissen genannt, mich geißelte, immer von neuem gehegt; an ihrem Gedächtnis werde ich mich verbluten.

Und was dem heimlichen Wurm, sooft ich ihn tot wähnte, immer neues Leben gab, das war Lori, das Weib, das ich liebte, selbst als Sünderin noch geliebt haben würde.

Ich hatte, in bänglicher Scheu, die Nachricht von des Herrn unerwarteter Abreise Lori gegenüber verzögert. Als nun die Försterin, sich die Tränen von den Backen wischend, mit dem Rufe: „Er ist fort, fort!“ in unser Zimmer stürzte,

verfärbte Lori ſich, wie ſie es geſtern nachmittag getan. „Fort!“ murmelte ſie, „fort!“ und dann ſaß ſie, die Hände im Schoß gefaltet, ſtarr und ſtumm. Ohne daß ſie es bemerkte, wendete ich meine Blicke nicht von ihr ab. Nein, ich täuſchte mich nicht, ſie war verwandelt. Aus dem Kinde war über Nacht ein Weib geworden.

Sie erwähnte des Prinzen nicht, und ich tat es auch nicht. Mit reinem Gewiſſen wie noch geſtern, ſo dachte ich, würde ſie kaum von etwas anderem als Ihm geſprochen haben. Daß aber ich mich hütete, durch Mitteilung meiner durchlebten Gefahr und der Selbſtüberwindung, welche das Kunſtſtück, das mich aus ihr errettete, zu einer Heldentat machte, den Geliebten noch höher als bisher in ihrem Herzen zu erheben, möchte von allen meinen Niedrigkeiten die verzeihlichſte ſein. Vor mir ſelbſt rechtfertigte ich dies Verſchweigen mit des Herrn ausdrücklichem Befehl. Lori – und das iſt die Erklärung für den Abſchluß meiner heimlichen Geſchichte Lori hat mein Waldabenteuer niemals erfahren.

Am nämlichen Morgen ſetzte ich kurz und bündig mein Abſchiedsgeſuch auf, bat, mit Verzicht auf jeden Gnadengehalt, um ſchleunige Erledigung und beförderte das Schreiben an den Herzog, deſſen, nicht des Prinzen, Diener ich ja in erſter Reihe war. Nur fort, fort von hier, lieber heute als morgen. An Amerika dachte ich freilich nicht mehr; aber bei Loris einfacher Gewöhnung und meiner eigenen war ich wohlhabend genug, um als ſelbſtändiger Mann allerorten zu leben. Wie ſchwer fiel es nun aber dem eingefleiſchten Kalmäuſer, ſein armes junges Weib auf dieſe Veränderung vorzubereiten, wie viel ſchwerer noch, deren Beweggrund zu erklären, der ſichtlich vor Sehnſucht

ſich Verzehrenden die Hoffnung auf ein Wiederſehen zu zerſtören. Sie ſchlich umher wie nach dem Tode ihrer Mutter, ſo als ob ſie etwas ſuchte; rief ich ihr zu, folgte ſie mir in den Forſt, aber nicht hüpfend und trällernd wie ſonſt; ſie fragte nach nichts, bückte ſich nach keiner Blume, flatterte keinem Schmetterling nach, ſchaute wie verloren in die Weite, hing ſich, bald ermüdet, an meinen Arm, und heimgekehrt ſtreckte die allezeit Bewegliche, die von Träumereien bisher nichts gewußt hatte, ſich, ohne zu ſchlafen, auf ihr Ruhebett. Mutter Lorenzas Schickſal ſchien ihrer Tochter plötzlich überkommen.

Und in dieſer Stimmung ihr ſagen zu ſollen, daß ihres Weilens nicht länger ſei in der Heimat ihres Waldes, den ſie von jeher ſo geliebt und der ihr jüngſt zu einem Paradiesgarten geworden war!

Sie dauerte mich. Ich brachte die Schreckenspoſt nicht über die Lippen, bis am übernächſten Tage eine andere zu uns drang, wahrlich nicht geeignet, mir das ſchwere Bekenntnis zu erleichtern. Die Kunde von unſeres Herzogs Tod. Er war dem Erbübel ſeines Geſchlechts, einem jachen Schlaganfall erlegen, der Prinz unſer Landesherr geworden an dem Tage, den er einen Glückstag genannt, in der nämlichen Stunde, in welcher er – gewiß ein bedeutungsvolles Zuſammentreffen für den gläubigen Chriſten, der er war! – in der nämlichen Stunde, in welcher er die Schmähung eines Dieners, ſeines Todfeindes, mit deſſen Lebensrettung vergolten hatte.

Die Stafette, welche ihn vergeblich zuerſt in Dresden, dann im Stadtſchloſſe und endlich bei uns geſucht hatte, trug die Botſchaft nunmehr in den entlegenen Badeort. Es mußten Tage vergehen, bevor er ſeine neue Reſidenz

erreichte, Wochen, bevor im Drang der nächsten Obliegenheiten mein Gesuch erledigt ward. Und wie entschieden? Würde der Herr den widerborstigen Diener ungnädig ziehen lassen, seinem Gesuch zuvorkommend, ihm wohl gar den Laufpaß geben? oder um seines holden Gemahles willen ihm zu bleiben befehlen, mindestens bis zum verpflichtenden Termin?

Lori nahm die Rangerhebung des Herrn ohne merkliche Freude auf. Er stieg nicht höher dadurch in ihren Augen.

„Nun, da er so wichtige Aufgaben hat und so viel schönere Schlösser sein eigen nennt, wird er schwerlich wieder zu uns kommen," bemerkte ich, als Vorbereitung zu meinem Zweck.

„Niemals!" sagte sie mit traurigem Klang, aber einer Zuversicht, die ich nicht zu deuten wußte.

„Möchtest du nicht auch lieber in angenehmerer Umgebung leben, Lori?"

„Wo denn?" fragte sie. Gewiß dachte sie an die neue Residenz.

„Nun, in einer großen, schönen Stadt. In Wien etwa, oder Paris?"

„Ach, was sollte ich dort?" versetzte sie. „Hier ist es am besten für mich. So grün und still!"

Sie hoffte doch noch, ihn wiederzusehen!

Von Tage zu Tage wurde die seltsame Veränderung ihres Wesens augenfälliger. Das kernfrische Geschöpf siechte auch körperlich, die Blüte der Wangen und Lippen schwand, der Glanz der Augen erlosch, blaue Ränder umzogen deren Höhlen; unsere einfache Mahlzeit schmeckte ihr nicht mehr. Hatte sich der Gaumen an der fürstlichen Tafel verwöhnt? Nein. Sie wies auch Leckerbissen zurück; keine

Blume, kein Vogelſang freuten ſie noch; von ihrem Pferdchen wollte ſie erſt recht nichts wiſſen. Nur im Schlafe – oder Traum? – ſchien ihr wohl zu werden. Fragte ich: „Biſt du krank, Lori?“ „Gar nicht!“ antwortete ſie, „bloß müde, ſo müde!“

Müde, lebensmüde! hinſiechend wie ihre Mutter aus Mangel an Freude, obſchon einer höheren Freude als jene, an der höchſten! Eine Schattenblume auch ſie! Wenn ich ſie welken ſehen müßte! Nein, lieber, lieber in meines Todfeindes Arm, und mir, mir – eine Kugel durch den Kopf. Ohne mich Elenden blühte ſie heute im Sonnenſchein und wäre glücklich!

Gottlob, daß endlich, endlich der alte Weiſe, zu dem ich als Arzt und Freund wie zu keinem anderen Vertrauen hatte, heimgekehrt war und ich in meiner ſchweren Sorge Zuflucht bei ihm ſuchen durfte. Sein Schwager Haller, ein angeſehener Bürger meiner Geburtsſtadt, hatte ihn zu Hülfe gerufen, weil ſeine Frau in Todesnöten lag. Der Helfer kam zu ſpät; aber der neue Herzog hielt ihn zurück, indem er ihm das erledigte Stadtphyſikat und zugleich die Funktionen eines Leibmedikus bei ſeiner Perſon auf das dringlichſte antrug. Der Dorfdoktor ſchwankte eine Weile, er ſchätzte den Herrn und hätte ihm gern gedient; ſchließlich jedoch lehnte er ab. „Wenn ein alter Baum noch Früchte tragen ſoll, darf er nicht verpflanzt werden,“ ſagte er. „Im gewohnten Boden hält er es noch ein paar Jährchen aus.“

Loris Hinfälligkeit war ſo in die Augen ſpringend, daß ihre Behauptung, ganz geſund und nur ein bißchen müde zu ſein, bei dem erfahrenen Manne nicht zog. „Müde, ganz recht,“ ſagte er. „Aber warum ſind Sie denn müde,

Frauchen? Sein Sie ruhig! Ich verschreibe Ihnen keine Mixtur. Mein Rezept soll Ihnen munden!" Unter vier Augen mit mir erklärte er darauf: „Dem genügsamsten Heidekräutchen kann der Sand auf die Dauer zu dürr werden. An einem frischen Born jedoch wird es das hängende Köpfchen bald wieder tragen lernen. Schneidet kein Gesicht, Psychikus! Mag Dame Mode unseren Modedamen den Kurenteufel auch bis zur Ungebühr in das Eingeweide treiben, unser Herrgott hat nicht für die Langeweile absonderliche Quellen sprudeln lassen. Schon das Ruckeln der Reisechaise ist eine heilsame Motion. Auf, den Käfig, Freund! fort mit dem flügellahmen Vögelchen, fort mit ihm – –"

„Nach dem Karlsbad?" unterbrach ich ihn lauernd. Wer wußte denn, ob der neubackene Herr Herzog nicht in Bälde seine unterbrochene Kur alldort vollenden werde? ob der alte Schlaukopf, der uns seinen durchlauchtigen Gönner schon einmal auf den Leib gehetzt, nicht dessen vertrauter Helfershelfer war? O, wer zählt sie alle auf, die Ausgeburten eines Kalmäuserhirns!

Der alte Schlaukopf blinzelte hinter seiner grünen Brille schier hämisch zu mir hinüber: „In das Karlsbad?" versetzte er, „ja, Euch, alter Gallenknecht, würden als Katharsis, – um mich humanistisch, wie Ihr es liebt, auszudrücken, – Euch würden so ein Dutzend Maßkrüge voll Sprudelwasser, acht Wochen lang jeden Morgen geschluckt, und nebenbei, als Dämpfer, jeden Abend eine Dusche auf den hirnverbrannten Schädel möglicherweise erwünschte Dienste tun; aber so ein Lämmchen von Weib und – Glaubersalz, – warum nicht gar! Ein bißchen Eisen in sein Geblüt, daß es tapfer bleibe gegen den Griesgram;

nicht gegen den eigenen, welcher, Gott sei Dank! nicht vorhanden ist, aber gegen den des wertgeschätzten Herrn Allernächsten. Nach Spaa würde ein feiner Hofmedikus raten. ‚Alldorten fleußt der Quellen beste, was sie nicht tut, das tun die Gäste.‘ Der Bauerndoktor aber meint, das Ruckeln nach Spaa würde dem Lämmchen ein bißchen zu lange währen, und dem allernächsten Herrn Griesgram unter allen Umständen das Treiben alldort zu kunterbunt deuchen. Pyrmont tut's auch. Bringt sie nach Pyrmont!"

„Gut, wir gehen nach Pyrmont!"

Selbige Stunde erneuerte ich, und noch dringlicher als das erste, mein Abschiedsgesuch an den nunmehrigen Landesherrn. Des alten Weise Lektion hatte gewirkt; ich schrieb mit erleichtertem Herzen, daher es wahrlich keine Redensart war, wenn ich bekannte, daß ich mich nicht länger würdig fühle, in Seiner Durchlaucht Dienst zu stehen, und gesonnen sei, in das Ausland zu verziehen.

Das Schreiben konnte sein Ziel noch nicht erreicht haben, als manu propria von dem Regierenden die Replik auf das Gesuch an den Hochseligen eintraf. Ein Kurier, welcher, betreffs des Regimentswechsels, amtliche Depeschen an die Stadtbehörden beförderte, hatte es bei Wege im Schlößchen abgegeben, während ich auf einem Ausritt begriffen war. Bevor ich, heimkehrend, noch vom Pferde gestiegen, wurde es mir von Ehren-Michelin gleich einer Trophäe entgegengestreckt. Welch hohe Gunst mochte es enthalten? Seiner Liebden Huld konnte nach Gottes väterlichem Ratschlusse gar keine Grenzen finden. Außer einer goldenen Schnupftabaksdose für seinen alten braven Förster Michel und einer silbernen Zuckerdose für seine alte treue Muhme Michelin war von dem durchlauchtigen Kurier auch noch,

als nachträgliches Geburtstagsangebinde, ein allerhöchstes Cadeau an die Frau Oberforstmeisterin abgegeben worden.

Ein Cadeau an Lori! Das Schreiben uneröffnet in der Hand, eilte ich in ihr Zimmer.

Freudentränen in den Augen – der erste Wonnenstrahl seit Wochen – blickte sie auf ein Medaillon, das an feinem Goldkettchen zwischen ihren Fingern zitterte.

„Von Seiner Durchlaucht?" fragte ich.

Sie neigte den Kopf und reichte mir ihren Schatz.

Von einem fürstlichen Liebhaber fürwahr ein bescheidenes Angebinde! Unter einem Kristall, fein auf Elfenbein gemalt, en miniature die Kopie der beiden Engelsköpfchen, welche auf Raffaels Meisterwerke mit so kindlich idealem Behagen zu der Himmelskönigin in die Höhe sehen. Um den schmalen Goldrand war der Spruch graviert: „Selig sind, die reines Herzens sind."

Fürwahr, ein unverfängliches Cadeau. Nur, daß seine Rückseite eine Kapsel bildete und daß, als ich diese öffnen wollte, Lori ihr Kleinod hastig aus meiner Hand nahm und dunkelerrötend sagte: „Bitte, bitte, laß zu!"

„Des Herrn Porträt?" fragte ich.

Sie schüttelte.

„Eine Haarlocke?"

Sie schüttelte wieder.

„Die Wahrheit, Lori, die Wahrheit!"

„Kann ich lügen?" fragte sie mit einem Blick und Klang von Trauer, ja von Bitternis, der mir durch und durch schnitt. Die erste Bitternis in ihrem reinen Herzen! „Kann ich lügen?"

„Ich glaube nicht, Kind. Aber warum darf ich den Inhalt nicht sehen?"

„Ich weiß nicht," ſtammelte ſie verwirrt. „Mir iſt, als ob es nicht recht wäre. Tue es mir zuliebe, Väterchen, blicke nicht hinein."

Ich blickte nicht hinein, habe auch niemals wieder nach dem verfänglichen Inhalt geforſcht; ſooft ich jedoch die Engelsköpfchen zwiſchen meines Weibes Halskrauſe lugen ſah – Lori hatte das Medaillon umgehängt und legte auch in der Nacht es nicht ab –, da iſt es mir wie die Schneide eines Dolches durch die Bruſt gezuckt. Zu der nur geahneten Heimlichkeit hatte ſich eine eingeſtandene geſellt.

Unter dem erſten Eindrucke dieſer Heimlichkeit öffnete ich das Handſchreiben. Es lautete nach keiner Seite wie ich erwartet hatte: beſchämend und ſtachelnd zu gleicher Zeit. Der Abſchied wurde verweigert, da man ſich der Leiſtungen eines ſo trefflichen Forſtwirtes nicht entraten möge und ſie auf umfänglicherem Gebiet zu verwerten wünſche, ſobald die diesſeitigen Kulturanlagen ihre Vollendung erreicht haben würden. Da jedoch infolge der mancherlei Anfechtungen auf ſeinem bisherigen Poſten das Geblüt des Entlaſſung Suchenden augenſcheinlich krankhaft affiziert ſei, werde ihm bis zum Beginn der herbſtlichen Jagdzeit eine Beurlaubung zum Zweck einer Badekur oder Erholungsreiſe zugebilligt, auch, in Anerkennung ſeiner Meriten, das Salär ſeiner Charge entſprechend erhöht und ihm der Titel eines Hofjägermeiſters verliehen.

Großmut oder Verliebtenlaune? Wurden auf eines Unwürdigen Haupt feurige Kohlen gehäuft oder wurde ein Betrogener ſchadlos gehalten, durch Eitelkeiten verblendet, ihm der Mund geſtopft? Hoffte man wohl gar, ihn zeitweiſe zu entfernen und auf einer demnächſtigen Huldigungsreiſe, bis auf das Heideſtädtchen ausgedehnt, von einer

Strohwitwe empfangen zu werden? Enthielt die geheimnisvolle Kapsel etwa eine Anmeldung?

Ich schreibe eine Beichte: ja, ein so gemeiner Schuft war ich geworden, daß mir das Odium dieser Vorstellung nicht widerstand! In jener Stunde wenigstens nicht. Fest entschlossen, auf meiner Verabschiedung zu beharren, sah ich vorderhand keine Wahl, als zu akzeptieren und die Strohwitwe aus dem Huldigungskreise zu entfernen.

„Willst du Seiner Durchlaucht eigenhändig danken, Lori?" fragte ich.

„Mit Worten möchte ich es schon und könnte es wohl auch," antwortete sie lächelnd; „aber mit meinen pattes de mouche! Ich schreibe ja so schlecht. Tu du es für mich, Väterchen!"

Die Engelsköpfchen und das, was hinter denselben auf ihrem Busen ruhte, hatten ihr plötzlich Kinderlaune und Kindeslaute wiedergegeben!

So sagte ich denn Dank für sie und mich. Aber, bei Gott! nicht aus dankbarer Brust. Der Argwohn ist ein hartnäckiger Feind, und Dankbarkeit eine schwere Tugend selbst gegen einen Freund. Vor der Großheit gibt es eben keine Zuflucht als die Liebe.

Das Verdikt der Badereise nahm Lori nicht mit Freuden auf, allein ohne Widerspruch. Gab es doch nimmer ein lenksameres Kind und ein willigeres Weib! Schon am übernächsten Tage traten wir in Begleitung unserer Organistin die Reise an.

Der alte Weise hatte diesmal indessen mit seiner Prognose fehlgeschossen. Das Ruckeln der Chaise war nichts weniger als eine heilsame Motion für das stauende Geblüt; die heimische Müdigkeit schlug zur unruhigen Widerwart um;

wir durften nur kurze Tagfahrten machen, mußten wiederholt Raſtſtationen halten. Die Umſchau in den größeren Städten, die wir paſſierten, würde auch ohne körperliches Unbehagen wenig Reiz auf Lori geübt haben; mir bot die Umſchau nur Bekanntes, und ich war voll Sorge.

Erſt als wir die Weſer überſchritten hatten, weitete in dem köſtlichen Bergwald mit ſeinen Eichen und Buchen aus Urväterzeit ſich des Naturfreundes Bruſt. In dieſer Gegend ſoll es ja ſein, daß das deutſche Volk die römiſchen Ketten, welche in anderer Geſtalt es nachher ſo lange geduldig getragen, abgeſchüttelt hat. Geſchichte und Sage reden hier laut und am lauteſten die Mutter Erde. Auch Lori war ja ein Forſtmannskind, der Wald ihre Freude, und Wälder wie dieſe hatten ihre Augen niemals geſehen; aber ſie ſchlug dieſe kaum auf, ſo empfindlich war ihre Pein; die Wege waren, ſeitdem wir die Niederung verlaſſen hatten, nicht einmal dem Namen nach Kunſtſtraßen; ſie mußte zeitweiſe in einer Sänfte getragen werden. Ich ſchritt zu Fuße nebenher; die Sorge und das Mitleid für mein armes Weib abgerechnet, der frohmütigſte Geſell. Zieht die Reiſeſtiefel an, Gallenknechte! der Dämon, der euch plagt, hockt hinter dem häuslichen Herd.

Endlich erreichten wir unſer Ziel. Mein Rückzugsplan war ja durch des Herrn Entſcheid nur vertagt, nicht aufgegeben. Wahrlich, in dieſem friſch grünen Neſte hätte ich mich einheimſen mögen, mindeſtens für die neun Monate im Jahre, wo es einem ſtillen Dorfe und nicht einer Allerweltsherberge glich.

Der Badearzt wurde gerufen, kam, unterſuchte, verordnete vorderhand nur Ruhe, kam wieder und – –

Und – – nein, es gibt kein Wort, das vollſtändig aus-

drückte, was bei seinem abschließenden Spruch in meiner Seele vorgegangen ist. O, du unergründliches Geheimnis des Lebens! Wo wäre der Mann, nicht bloß ein alternder Mann und nachdenklichen Schlages wie ich, den deine Offenbarung nicht mit Schauern des Entzückens überrieselte? Nein, keine Spitzfindigkeit löst oder leugnet das urewige Rätsel des Blutes. Dennoch hatte ich solche Hoffnung, solche Sehnsucht nicht gehegt. Mein Weib war ja mein Kind, mein Zukunftsleben! Und nun auch noch es lieben zu müssen um des anderen Lebens willen, das es erst recht eigentlich zum Weibe machte, – ich wähnte solche Überfülle in meinem Herzen nicht bergen zu können.

Bei alledem war die selige Erwartung erst mein zweites Empfinden; das erste war die Befreiung von bleierner Zweifellast. Möchte für einen George Dandin und Konsorten die entgegengesetzte Wirkung die berechtigte gewesen sein, dem Manne, welcher das Traumbild einer Lori in der Seele gehegt und seine Verwirklichung erfahren hatte, ihm löste der Pulsschlag der Natur den Sinn für das Sonnenlicht. Ich sah den bleiernen Nervendruck auf das Gemüt des jungen Weibes, die Verwandelung seines Wesens jetzt erklärt. Ist es doch das Wehelos der Frauen, daß sie die Bedingungen und Bestimmungen der Natur unter einem Martyrium, Ahnen und Sehnen nach dem eigensten Glück nicht wie der Mann mit Wonnen zur Erfüllung bringen, sondern mit Leiden erkaufen, unter denen der Wert der Erfüllung sich umhüllt.

So mindestens erfaßte Lori die unerwartete Offenbarung; sie kam ihr *vor* dem Ahnen, *vor* dem Sehnen; sie schien sie kaum zu verstehen. Ihr Herz blieb matt, ihr Köpfchen müde gesenkt, für die künftige Mutterfreude zahlte sie den

Preis aller eingeborenen Kindesfreude, um erst nach der Stunde der Erfüllung – wie die Natur es mit ihren Angebinden hält – ihn mit Wucherzins zurückgezahlt zu erhalten.

Eine Brunnen- oder Badekur war hinfällig, nur zur Erholung eine Ruhepause vom Arzte geboten worden. Lori schien alles gleich. Sie neigte bei jeder meiner Anordnungen schweigend das blasse Gesicht oder sagte leise: „Ja, Väterchen," wankte an meinem Arm in den prächtigen Schattengängen auf und ab, ohne sich an der würzigen Laubkühle, dem Duft der Lindenblüten zu erquicken, oder die geputzte Menschenwelt zu beachten, deren teilnehmende Blicke das bleiche, holde Wesen streiften, für dessen Vater man den Führer halten mochte. Denn mit ihrem wehmütigen Lächeln sah Lori selbst in ihrem Siechtum jünger aus, als sie war, und Christian Klösterley selbst in seinem Frohgefühl älter, als seine Jahre zählten. Der Kalmäuser und das Kind waren wir auch für die Badegäste von Pyrmont!

Im Inneren des Kalmäusers aber verharrten, länger als in jener unheimlichen Nacht, alle bösen Rückwärts- und Vorwärtsgedanken in tiefem Schlummer. Ich war ganz voll Glück, ganz voll Dank gegen Gott und Menschen, so voll Verehrung gegen Einen Menschen, daß selbst die Reue von dem hohen Gefühl verzehrt ward. Zum ersten Male beugte ich mich vor einem Erdgeborenen – vor einem ganzen Mann. Ich dachte an Rücktritt nicht mehr, nur an möglichst baldige Rückkehr in mein Haus, das mir erst jetzt als Heimat, als gesegnete Werkstatt erschien. Und dieser heiterfreie Zustand des Mannes währte wie der unfreie des Weibes bis zum Momente der Erfüllung, um

– als wäre auch das ein Naturgesetz – mit Wucherzins gebüßt zu werden.

Ende August waren wir heim; der Herbst schlich hin und der Winter heran, unter tatsächlichen Ängsten, die alle eingebildeten scheuchten. Wie ein Lailach lag der Schnee über der braunen Nadelschicht, wie ein Sterbehemd über den ineinander verschlungenen dunklen Wipfeln der Heide, als die Stunde kam, die eine Todesstunde zu werden drohte. Unser alter Doktor war seit Tagen im Schlößchen einquartiert. Auch er bangte für einen Liebling. Denn es war etwas Eigenes um Lori. Vielleicht hätte sie keinem Jüngling, keinem Stutzer mindestens, das Blut bewegt; jedem alternden Mannesherzen tat sie es an, vom Prinzen herab bis zu dem schlichten Förster und Ehren-Adam, dem schlafseligen Dachs. Sie alle standen unter dem Zauber dieses kindlichen Weibes.

Seit vierundzwanzig Stunden war ich nicht von der Seite ihres Lagers gewichen. Die zweite Nacht brach an; der Doktor und die Helferin nahmen eine Pause der Qualen wahr, um sich im Nebenzimmer zu erholen. Ich war mit Lori allein. Sie hob die matte Hand nach dem Halse, deutete auf das Medaillon und flüsterte: „Laß es mit mir begraben werden, Väterchen."

„Willst du denn sterben, Lori?" schluchzte ich. „Du wirst leben, du mußt leben, du mein Engel!"

Sie lag eine Weile ganz still mit gefaltenen Händen. Plötzlich rief sie: „Selig sind die –" Weiter kam sie nicht, sie machte ein Zeichen, daß ich mein Ohr an ihren Mund lege, und dann sagte sie stoßweise ganz leise: „Ich will reinen Herzens – in den Himmel kommen. – An meinem

Geburtstage – als du – in mein Zimmer tratest – und mich so böse ansahest – – so zornig, da – –"

Ein Weheschrei unterbrach sie. Die Helfer eilten aus dem Nebenzimmer herbei. Ich war am Bett in die Knie gesunken. Der Doktor richtete mich auf und führte mich hinaus. In halber Betäubung starrte ich durch die Türspalte in den halbdunklen Raum. Wenige Minuten – für mich eine Ewigkeit – und der alte Weise öffnete die Tür.

„Viktoria!" rief er lachend über das ganze Gesicht, indem er mich an beiden Schultern zur Besinnung rüttelte, „Viktoria, ein Sohn!"

IX

Und nun möchte ich wieder, wie bei der Schilderung jenes unseligsten Lebenstages, mit der Schärfe und Schnelle eines Blitzes enthüllen, was zu enthüllen bleibt. Zu erklären ist es ja nicht. Wer erklärt die Triebe, die Schuld und Scham gebären, wenn auch nicht immer Schuld und Scham der Tat!

Lori genas rasch zu völligem Leben, zu einem Glück, wie es nur ein Kind oder die Mutter eines Erstlings empfindet. Ich aber, unter dem Gleichmaß der Tage, ledig aller Sorge, im erfüllten Besitz, krankte an der alten bösen Sucht. Jählings im hellen Sonnenschein tauchte der schwarze Schatten, mitten im frohesten Bewußtsein stieg der Wahnsinn auf. Was hatte Lori in der Stunde, die sie für ihre letzte hielt, mir bekennen wollen? was war geschehen, als ich sie an jenem Nachmittag überraschte? das Kind, ihr Kind, ihr Glück, ihr alles – war es –?

nein, ich kann die Schmach dieſes Wahnes nicht laut werden laſſen.

Ich forſchte in des Knäbchens Zügen. Wie ein Geck betrachtete ich im Spiegel die meinen. Es glich mir nicht. Gelbe Löckchen, blaue Augen, Grübchen in Wangen und Kinn: Lori, ganz Lori! Aber auch ein anderer hatte blondes Haar, blaue Augen und, wenn er lächelte, eine Vertiefung im Kinn. Sein Bild, ein Geſchenk, hing in meinem Zimmer. Ich entfernte den Störenfried, was half es? um ſo leibhaftiger ſtand er vor meiner Seele auf. Und wie friedlich und freundlich war der Knabe! Die weiſe Frau erklärte, niemals ein ſo lammfrommes Kind unter Händen gehabt zu haben. Die alte Förſterin hegte um ſeiner Engelhaftigkeit willen ſogar ſchwere Sorge, da, nach Gottes unerforſchlichem Ratſchluſſe, nur Schreikinder Gedeihkinder ſind. Mich, als ich in Windeln lag, wird die weiſe Frau nicht ein frommes Kind genannt haben. Mein Leben war mit dem meiner Mutter bezahlt worden, und ſolche Kinder, heißt es, haben einen finſteren Blick. Nein – und heute ſage ich Gott Dank dafür! – nein, der Knabe glich mir nicht.

Mehr als einmal ſtand ich im Begriffe, an Lori die erlöſende oder vernichtende Frage zu ſtellen: „Was wollteſt du mir bekennen, um mit reinem Herzen in den Himmel zu kommen?“ Wenn ſie die Augen aber ſo offen zu mir in die Höhe ſchlug, oder wenn dieſelben ſo durch und durch erfüllt auf dem Kind in ihrem Schoße ruhten, dann ſagte ich mir: nein, ſo glücklich blickt keine Schuldbewußte; dann brannten mich Scham und Scheu, in dieſes lautere Gemüt den erſten Gifttropfen zu träufeln, und der böſe Feind im Buſen wurde ſtill.

Leider nur auf kurze Frist. Daß doch ein guter Wille so oft nur Böses wirkt! Denn was den Unhold tückischer als jemals ätzte, das war wiederum ein Zeichen der großmütigen Gunst unseres Herrn. Er hatte unter anderen Gnadenerweisungen, wie sie bei einer Huldigungsfeier üblich sind, für etliche bürgerliche Beamte des Herzogtums von dem kurfürstlichen Senior seines Hauses ein Adelsdiplom erwirkt, und mir unter ihnen. Ich sagte mir nicht, wie ich wohl hätte sagen dürfen, denn in meinem Berufe wirkte ich, seit ich den Höflingsdienst mit dem der freien Natur vertauscht, klaren Blickes und festen Willens mit sicherer Hand, da war ich kein Kalmäuser, – ich sagte mir also nicht: Es ist, dem Manne weder zuliebe noch zuleide, eine Anerkennung des treuen Verwalters, so wohlverdient wie die der anderen in ihrem Amt. Statt dessen zischelte der Feind: Dir diese Erhebung, dem Lakaiensohne, dem Schneiderenkel, dem widerborstigen Beleidiger? O, du Tropf! der Frau gilt sie, die du von ihrer Rangstufe herabgedrängt hast, dem Sohne gilt sie, der ihres Gatten Namen tragen wird, der – –

Diesem Zustande mußte ein Ende gemacht werden, so oder so, wenn der periodische Wahnwitz nicht zum dauernden werden sollte, und ich muß es den männlichsten Entschluß meines Lebens nennen, daß ich die erste und wahrlich die schwerste Gelegenheit beim Schopf faßte, um die Entscheidung zu bewirken.

Fast gleichzeitig mit dieser Rangerhöhung erging an mich nämlich von seiten des herzoglichen Ministers die Aufforderung, mich etlichen hervorragenden deutschen Männern auf einer Reise nach England anzuschließen, um zu Nutzen der seit zwei Jahrhunderten arg verwüsteten und vernach-

läſſigten Bodenkultur unſeres Vaterlandes im weiteſten Sinne Beobachtungen und Erforſchungen in jenem vorgeſchrittenen Reiche anzuſtellen. Die Idee ging von unſerem Herzog aus. Er kannte Land und Leute alldort, von wiederholten Beſuchen und dem Studium jener eigenartigen Inſtitutionen, er war dem britiſchen Hofe anverwandt, Inhaber des hohen Ordens, der nur an Ausländer von fürſtlicher Diſtinktion vergeben wird. Die Erwägung würde daher nahe gelegen haben, daß dem bürgerlichen Mosjö Klöſterley der Adel gleichſam als Paſſepartout verliehen worden ſei, einmal um ihn ſeinen Begleitern, mindeſtens dem Klange nach, gleichzuſtellen, und dann, um ihn durch dieſen Klang bequemer in ein Gemeinweſen einzuführen, das ſich ſtolz zwar das freieſte nennt, über welches jedoch noch ausſchließlicher als anderwärts die Ariſtokratie die Zügel in den Händen hält. Jawohl, dieſe Erwägung würde nahe gelegen haben. Wie Toren aber gemeinhin Kurzſichtige ſind, ſo ſehen Beſeſſene meines Schlages nur den Punkt am Horizont, und für die nächſte Nähe brauchen ſie eine Brille. „Man ſchickt dich auf Reiſen, um freies Spiel zu haben, hinter deinem Rücken in deinem Revier zu jagen!“ züngelte der Feind, und ich ſchalt ihn nicht: Verleumder!

Aber die Probe ſollte gewagt, die Wahl geſtellt werden. Die Zukunft würde über die Vergangenheit entſcheiden. Ich nahm an.

Lori hatte wohl kaum eine deutliche Vorſtellung von der Weite und Dauer meiner Entfernung. Sie war ſo hingenommen von des Herrn Güte, vielleicht auch von ein wenig Stolz auf die Ehre, die ihrem Gatten widerfuhr, jedenfalls ſo erfüllt von ihrem jungen Glück, daß ſie mich arglos und ſorglos ſcheiden ſah.

„Möchteſt du während meiner Abweſenheit nicht nach Dresden gehen? Die Zeit wird dir hier lang werden," ſagte ich.

„Ich habe ja das Kind!" verſetzte ſie. „Bitte, Väterchen, laß mich ruhig hier."

Sie wollte bleiben, wo ſie – vielleicht nicht klar bewußt – Ihn, Ihn wiederzuſehen hofft.

Mit dieſem Gedanken riß ich mich los von Weib und Kind, feſtgewillt, zu ihnen zurückzukehren, befreit von drückendem Alp – oder niemals.

X

O Wanderſtecken, du Aaronsſtab, der für die Rotte der Murrer den ſtillenden Born aus dem Felſen ſchlägt! Wie vor dem freien Strom der Luft alles heimliche Ungeziefer flüchtet, wie die Bruſt ſich hebt und dehnt.

Zum erſten Male ſah und hörte ich das Meer, glitt ich inmitten der beiden Elemente, die uns ein dichteriſches Bild der Unendlichkeit geben, der Unendlichkeit, an deren Weſen der Gedanke zum Narren wird. Das Treiben auf dem Schiff, im Hafen, alles war mir neu, und danach das Fußfaſſen auf dieſem geſegneten Erdenfleck im Ozean.

Ich kannte außer meiner Heimat nur den unwirtlichſten Teil des deutſchen Nordens und die kulturelle Trübſal mit dem Sklavenmüßiggang von Polen, gegen welche mein vaterländiſcher Grund, trotz ſeiner wurmenden Verſäumnis, ſich mir bei jeder Heimkehr wie ein blühendes Gartenbeet abgehoben hatte. Nun betrat ich dieſen Inſelboden mit ſeiner hochentwickelten Anbauung und Induſtrie, mit

einem Bürgertum, das in ſtolzer Freiheit um die Weltherrſchaft ringt. Welch eine Luſt für den Mann, welcher, als Freund, der Natur in die Hand zu arbeiten trachtet, für den Mann, welcher, als Freund, der Menſchheit ſeine Handbreit Scholle um ein Bruchteil lebenſpendender, als er ſie betreten, hinterlaſſen möchte; dieſe Straßen und Kanäle, dieſe geſchonten Parks und Triften, welche Luſt für den Forſtwirt der armen Heide.

Gott ſei Dank, daß es für den Mann noch Pflichten und Genüſſe gibt über denen des Ehegatten und Familienvaters, eine Welt außerhalb ſeiner vier Pfähle und des ſogenannten Gemüts! In dem freien Bewegungsrecht, darin liegt das ſeiner Erſtgeburt vor dem häuslich beſchränkten Weibe. Seltſam, daß ich innerhalb dieſer beengenden vier Pfähle doch niemals einer weiblichen Kalmäuſernatur begegnet war, wie der männlichen in der Freiheit doch ſo mancher! Dieſe contradictio in adjecto fiel mir jedoch nicht ein. Ich hätte lachen mögen über den moraliſchen Topfgucker und Stubenhocker, der ich geworden war; als welch ein weitherziger Geſell dachte ich in meine Heimat zurückzukehren, welche neuen Aufgaben würde ich erfaſſen; wie freute ich mich, die Epiſteln, die ich bei jeder Schiffsgelegenheit meinem herzigen Frauchen in ſeine Einſamkeit ſandte, nachzuleſen und Blatt für Blatt zu einem buntheiteren Bilderbuche zuſammenzufaſſen.

Daß des Frauchens pattes de mouche um ſo ſeltener und kürzer gefaßt waren, kümmerte mich nicht. „Das Kind gedeiht – es lallt – es hat einen Zahn – es läuft – es iſt ein Engelchen, und ich bin ſo glücklich," viel mehr enthielten Loris Briefe nicht. Aber war das nicht auch genug? Von dem gehaßten, gefürchteten Nebenbuhler keine Rede,

kein Gedanke an ihn in mir, nur der weise, großherzige Fürst und Gönner lebte in meiner Seele.

Und dieses Wohlgefühl unter einem sprudelnden Lebensborn währte nahezu zwei Jahr, um dann jäh durch einen sengenden Strahl vernichtet zu werden – auf ewig.

Ich weilte im schottischen Hochlande, als der Strahl niederfuhr. Ein veraltetes Zeitungsblatt, zufällig mir in die Hände fallend, enthielt die Kunde von dem Tode des Herzogs, dem raschen Tode seines Geschlechts. Tausende und Abertausende hat diese Kunde getroffen wie die des persönlichsten Verlustes, wie das Verschütten eines kaum erschlossenen Segenquells. Mich, – nein, ich übertreibe nicht, – mich hat sie getroffen wie ein verübter Mord mit allen Qualen eines eingeschläferten Gewissens. Wehe dem Schuldigen, welcher die Knie des Wohltäters, den er gehaßt, nicht mehr reumütig umfassen kann! O, Tod, Tod! du Erleuchter, du Verklärer! Flügel hätte ich mir anheften mögen, um dort zu sein, wo Er nicht mehr war, und mußte wochenlang warten, die Gelegenheiten abpassen, mich im Sturme verschlagen, durch Sandwellen schleifen lassen, bevor ich meine trauernde Heimstatt erreichte.

Ich hatte eine rückkehrende Stafette benutzt, welche den Regimentswechsel verschiedenen kleinen Höfen offiziell kundgetan und mich überholte, um meiner Frau Tag und Stunde wissen zu lassen, an welchen sie, bei gutem Reiseglück, mich erwarten durfte; und zu berechneter Zeit hielt denn auch meine Extrachaise vor der städtischen Posthalterei. Das kurfürstliche Wappen prangte an Stelle des herzoglichen über der Torfahrt; unter derselben schwenkte der alte Bäsler, ein gemütlicher Kumpan nach Sachsenart, der Postmeister, wie er im Buche steht, seine Pudelmütze mir zum Will-

kommen. Ich drückte ihm, keines Wortes mächtig, die Hand, in Erwartung eines weheleidigen Ausbruchs. Und wirklich stieg, indem er nach dem neuen Wappen deutete, eine Träne in seinen Augen auf, vielleicht die erste, welche keine weinselige war. In der nächsten Minute jedoch lachte er die Träne hinweg und rief in echter Postmeisterlaune:

„Gratulor, Hofjägermeisterchen! Gratulor, Glückspilz, der Ihr seid!"

„Ja so," fuhr er darauf fort, als er meine verwunderte Miene bemerkte. „Ja so, Ihr wißt es noch nicht! Der Allerhöchste letzte Wille ist vorigen Sonnabend publiziert worden. Euer Junkerchen hat den Talhof in der Residenz geerbt. Eine Staatswirtschaft, sage ich Euch; ein Rittergut Spaß dagegen. Des guten Johann Puppe! Potz Velten! Unsereiner hat wohl auch einmal seinen Turkel. Wenn einer aber drei- und viermal einen hat – –"

Ich hörte den gemütlichen Gratulanten nicht zu Ende. Wie zweideutig zwinkerten bei der These vom Glück seine lachenden Äugelchen! Ich hatte mir einen Wagen bestellen wollen; nun stürmte ich voran, als würde ich gehetzt. Er war wieder los, der Feind, der Höllengeist im Hirn. Meines Weibes Sohn – Sein Erbe. Mein Sohn – oder – –?

O, vor einem Zweifler besteht keine Wohltat, keine Hoheit, besteht nicht einmal der Allversöhner Tod!

Vor dem Hause des Hegemeisters, an welchem der neue Heimweg vorüberführte, hielt meine Kalesche. Ich war erwartet worden und von weitem erkannt; denn aus dem Hause kam eine weibliche Gestalt mir entgegen – Lori!

Ja, Lori, aber nicht flatternd mit ausgespannten Armen, wie wenn ich früherhin nach kurzer Entfernung heimkehrte,

nein, ernſt und gemeſſen wie eine Leidtragende, eine Witwe ſchreitet im ſchleppenden Trauerkleid. Und ſchattenblaß ſah ſie aus. War ſie nicht auch noch gewachſen in den Jahren, daß ich ſie nicht geſehen, dieſen Jahren der Erfahrung?

„Ach, unſer Herr!“ ſchluchzte ſie, indem ſie den Kopf an meine Bruſt lehnte.

Unſer Herr! Die Klage um ihn – ihr Willkommen!

Engel und Teufel rangen um den Obſieg in des elendeſten Menſchen Bruſt.

„Haſt du ihn wiedergeſehen?“ fragte ich.

Sie ſchüttelte traurig den Kopf. Ich richtete ihn in die Höhe und blickte während einer langen Stille in die großen, tränenſchweren Augen. Dann ſprach ich: „Du haſt eine Heimlichkeit mir vorenthalten, Lori. Faſſe ein Herz! Vertraue heute, heute, wo – Er nicht mehr iſt, ſie mir an. Nicht die Gattin dem Gatten, aber das Kind dem Vater.“

Sie ſah zu mir auf mit einem Blick, in welchem die natürliche Unſchuld ſich zu des Weibes höchſtem Adel verklärt hatte.

„Die Gattin dem Gatten,“ ſagte ſie mit feſter Stimme.

Dann löſte ſie langſam das Kettchen von ihrem Halſe, reichte mir das Medaillon und ſprach: „Öffne!“

Ich drückte die Kapſel auf. Ein Papierſtreifen fiel in meine zitternde Hand – die großen Züge des Herrn:

„Gott ſegne dich, Kind, daß du mich nicht verſtandeſt. Du ſollſt mein Folgeengel ſein!“

Ich war vernichtet. Ich fragte nicht: Haſt du ihn geliebt? Ich ſah es ja. Wäre es denn auch möglich geweſen, den Herrlichen *nicht* zu lieben, nicht *ſo* zu lieben

wie sie? Lori aber sagte, indem sie das Kleinod wieder an ihrem Halse befestigte:

„Er irrte, Christian," – zum ersten Male nannte sie mich statt des gewohnten Kosenamens mit dem des Mannes. – „Ich habe ihn verstanden. Als du, nachdem er mich verlassen hatte, mir gegenübertratest, Zorn in Rede und Blick, den ersten Zorn, da verstand ich ihn und – mich selbst. –"

„Und du haßtest mich, Lori – mich, den – –"

„Hassen?" unterbrach sie mich. „Meinen Wohltäter hassen? den edlen, gütigen Mann? ich, sein Kind, seine Frau?"

„Lori!" rief ich, stürzte vor ihr nieder und umklammerte ihre Knie, „Lori, dieser Mann ist – –"

Das grausame Geständnis verhallte unter einem markerschütternden Aufschrei, der aus dem geöffneten Fenster gellte, eines Kindes Schrei! Lori riß sich von mir los und eilte in das Haus. Ich wankte ihr nach.

Sie hatte ihren Knaben von dem Arme der Wärterin genommen; er wurde von Krämpfen durchzuckt; ein blutrotes Mal zeichnete sich an seinem rechten Ohr, der Narbe gleich, die an dem meinen seit jenem Krall zurückgeblieben. Die Lippen waren blau, die Händchen geballt, die Augen wie verglast auf die des schwarzen Hauskaters geheftet, der aus der Kammer geschlichen und mit einem Satz auf den Tisch gesprungen war, an dem der Knabe gespielt hatte.

„Mein Kind!" schrie ich, indem ich ihn an mich riß; „mein Sohn!"

*

Dieser Sohn war der Katzenjunker.

Die Geſchichte meines Urgroßvaters

Einleitung

Wenn ich dir, lieber Leſer, die Geſchichte des alten Bürgers, meines Urgroßvaters, erzähle, ſo ſetze beileibe keine tiefſinnige Abſicht in mir voraus, keinen großartigen Standpunkt oder kühnen Griff in die Region des Zopftums; nicht eine ſpirituelle hiſtoriſche Auffaſſung, eine vaterländiſche moraliſche, wohl gar äſthetiſche Tendenz. Denke ja nicht etwa an einen Nettelbeck oder Lorenz Stark und Wirt zum Goldenen Löwen.

Tu mir das nicht zuleide, guter Leſer, verdirb mir nicht die Freude an meinem Urgroßvater; lege lieber ſeine Geſchichte aus der Hand, bevor du ſie angefangen haſt. Willſt du mir aber den Gefallen erweiſen, ſie anzuhören, ſo ſiehe von vornherein in mir nichts als einen Enkel, den es glücklich macht, von dem Werte ſeiner Ahnen zu plaudern, auch wenn dieſe Ahnen nur ſchlichte Bürger eines kleinen Landſtädtchens geweſen ſind, und von der Geſchichte meines Urgroßvaters erwarte nichts als das Leben eines Mannes, der unangefochten bis zum letzten ſeinen Zopf im Nacken und ſeinen Gott im Herzen trug.

Sein Bild hängt noch heute über dem Sofa ſeiner Enkelin, meiner lieben Mutter. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen, als er, wie jeden Sonntagsmorgen nach der Kirche, am offenen Fenſter ſeiner Ladenſtube ſtehend, die ſtädtiſche Garniſon, zwei Kompagnien von Prinz Xaver, zur Wachtparade auf den Markt marſchieren ſah. Da trat ein junger Menſch an ihn heran, der demütig ſeinen Hut abzog und ſchüchtern fragte: Ob Herr Haller nicht geneigt ſeien, ſich von ihm malen zu laſſen? Er betreibe dieſe Kunſt.

Ich habe in meines Vorfahren Leben keinen weiteren Zug aufzuſpüren vermocht, welcher Neigung oder Eitelkeit eines Mäzen bekundet haben würde. Heute aber: ein raſcher Blick auf den bittſtellenden Künſtler – und er ward's! Der junge, blaſſe Menſch ſah aus wie guter Leute Kind. Wie ſorgfältig gebürſtet war ſein knapper Rock, aber wie abgetragen und fadenſcheinig! Wie blank gewichſt glänzten die Stiefeln, aber wie bedenklich drohten die Flicken auf den Ballen wieder auszuplatzen! Und das mitten im Januar! Er mochte wohl der Truppe angehören, die ſeit voriger Woche, nicht wie in der guten alten Zeit in der Scheune des Gaſthofs zum Goldenen Scheffel, nein, Gott ſei's geklagt! im ehrwürdigen Rathausſaale ihre Schauſpiele zum beſten gab, in dem nämlichen Saale, wo vor dreißig Jahren David Hallers Hochzeitsfeſt gefeiert worden war.

Ob es nun die Vorſtellung dieſes Zeitenwandels bewirkte, oder eine noch weheleidigere Erinnerung, kurzum, eine jähe Röte ſtieg in meines Ahnherrn Geſicht, und ein Schatten tiefer Traurigkeit breitete ſich über ſeine ſonſt ſo freundlichen Züge. Er winkte den Komödianten in die Ladenſtube und ward ohne Handeln mit ihm einig um ſein Porträt; gleichviel ob in Waſſer oder Öl, aber verſteht ſich in natürlicher Couleur und in voller Figur. Zwei Sitzungen und drei Laubtaler Honorar wurden bewilligt, die Ausführung der Muße des Künſtlers überlaſſen.

Vor Ablauf der Woche war das Bild fix und fertig unter Glas und Rahmen, das Honorar erſtattet; aber noch ſelbigen Abends lohnte der großmütige Bürger extra und heimlich mit einem Paar neuer rindslederner Stiefeln und ſechs Ellen vom derbſten, grünen Kalmuck aus ſeinem Geſchäft dem Verfertiger ſein wohlgelungenes Stück.

Ich habe mich vergeblich bemüht, etwas Näheres, oder eigentlich Ferneres über diesen doppelter Kunst beflissenen Jüngling in Erfahrung zu bringen; er würde eine interessante Staffage für mein Stilleben abgegeben haben. Denn obgleich ich fast zweifle – ich bin kein Kenner –, ob das werte Familienbild einem Kunstwerk entspreche, da es in ein paar Tagen gefertigt worden ist und im Grunde doch nur drei Laubtaler gekostet hat (Stiefeln und Kalmuck waren ja Geschenk!), so lasse ich mir es nicht nehmen, daß der blasse, junge Mensch ein großer Künstler gewesen oder geworden ist, denn das Bild leibt und lebt.

Gerade so habe ich meinen Urgroßvater fast dreißig Jahre später noch gekannt; gerade so sorgfältig aus der Stirn gestrichen und im Haarbeutel zusammengefaßt das starke, nunmehr auch ohne Puder schneeweiße Haar; genau nach dem nämlichen Schnitt der grüne Pattenrock und die safrangelbe Weste über dem rundlichen Leib; dieselben feingefältelten Busenstreifen, das in den Zipfeln gestickte Halstuch, die goldenen Schnallen an der schwarzen Manschesterhose; die weißseidenen Strümpfe und blanken Schuhe und vor allem dasselbe schöne, volle, ja rosige Gesicht mit dem seelenfreundlichen Blick, gerade so stand er an dem nämlichen halbrunden Fenster seiner Ladenstube und sah die Kompagnien allerdings eines anderen Regiments als des Xaver auf die Wachtparade ziehen, wenn Sonntags früh meine Mutter und ich über den Marktplatz kamen, um seine Mittagsgäste zu sein.

Der alte Herr hatte, soviel ich weiß, eine einzige Liebhaberei: das waren Uhren. Von jeder Leipziger Messe brachte er eine Uhr, in jeder Auktion forschte er nach einer Uhr. Ein Stück Kulturgeschichte des achtzehnten Jahr-

hunderts hätte ich an den Uhren über und auf dem Schreibpult meines Urgroßvaters studieren können, wenn ich bei seiner Lebzeit nicht noch ein gar zu einfältiges Menschenkind gewesen wäre. Da standen und hingen sie nun alle nach der Größe gereiht und waren also gestellt, daß eine zu schlagen immer anfing, wenn die andere aufgehört hatte. Das Bimmeln war mein Gaudium, Nummer Eins aber, nach der Rathausuhr uns gegenüber gerichtet, der Regulator des Hauses.

Sobald die zwölfte Stunde ausgehoben hatte, stellten wir vier uns hinter unsere Stühle. Der Urgroßvater nämlich, die Großmutter, die Witwe seines einzigen Sohnes, deren einzige Tochter, meine Mutter, und ich, wieder ein einziges Kind. (Obgleich es in diese Geschichte just nicht gehört, will ich beiläufig bemerken, daß der, welchem der fünfte Platz an dem Familientische gebührt haben würde, mein Vater, zur Zeit dieser Erinnerungen beim Kleistschen Besatzungskorps in Frankreich stand und von da ab verschiedentlich das Quartier wechselte, bis er als Landwehrmajor dauernd in meine mütterliche Heimatsstadt versetzt wurde. Was aber die ledigen Gehülfen des Geschäfts und des Gesindes anbetrifft, die beide an Werkeltagen am Herrentische teilnahmen, so tafelten die ersteren sonntägig nach Belieben außerhalb des Hauses, die letzteren unter sich in der eigentlichen Eßstube, die nach dem Hofe hinaus gelegen war. Um der gebührlichen Abwartung dieses Leutetisches willen war der der Familie auch von der elften Stunde in die zwölfte hinausgerückt.)

Also wir standen mit gefalteten Händen hinter unseren Stühlen; der Urgroßvater betete laut, dann verneigten wir uns gegeneinander, setzten uns, und das Mahl begann.

Auf zinnernem Gerät nichts als Suppe und Braten; nur an hohen Feiertagen, inklusive der Geburtsfeste der Familie, der noch Lebenden und der Toten, eine Schüssel mehr: gewöhnlich Polnischer Karpfen. Aber wie delikat war alles zubereitet! es zerging einem auf der Zunge. Ach, diese Gänse! Sie wurden auf dem Hofe gezogen; nicht etwa genudelt, das heißt unmenschlich gemartert, nein sattsam gefüttert, ganz nach ihrem gänslichen Belieben. Und dieses Füllsel von Beifuß und Borsdorfer Äpfeln! Kein Enkel ißt wieder solchen Gänsebraten; schon um sein Andenken auf die Nachwelt zu bringen, hätte ich die Geschichte meines Urgroßvaters und seines Hauses schreiben müssen.

Wir tranken auch Wein, alten guten Rheinwein; jeder ein Glas und der Urgroßvater zwei; nie mehr und nie weniger. Sobald der Braten aufgetragen war, stand der alte Herr auf, zog das schwarze Käppchen von seinem weißen Haar, klingte an den grünen Römer und sprach mit lauter Stimme: „Seiner Kurf .... hm, hm! Seiner Majestät dem König!" Unsere Stadt gehörte nämlich zu denen, welche kürzlich nach dem Frieden einem gewissen Kurfürsten genommen und einem gewissen König abgetreten worden waren. Schon hatte sich die Jugend an den letzteren und an den Staat, welchen er repräsentierte, angeschlossen; die Alten aber, und mein Urgroßvater unter ihnen, hingen vor wie nach an dem, der ihr guter Kurfürst geblieben, auch nachdem er dem Namen nach ein König geworden war, dessen Haar sich mit dem ihren gebleicht und der so vieles erduldet und verloren hatte. Sein Leben lang hatte David Haller mit jedem ersten Tropfen, der seine Lippen benetzte, die Gesundheit Seiner Kurfürstlichen Gnaden getrunken; nun wurde es ihm herzlich sauer zu sagen: Seiner

Majestät dem König! Aber: „Alle Obrigkeit ist von Gott", darum schluckte David Haller die alte Liebe hinunter und tat seine Schuldigkeit in diesem wie in jeglichem Stücke.

Die Tafel war aufgehoben, die Danksagung laut vom Urgroßvater gesprochen; wir wünschten uns eine gesegnete Mahlzeit. Die Großmutter, selber schon nahe den Sechzigern, knickste bis zur Erde und küßte dem Herrn Vater ehrerbietig die Hand. Wie aber die Zeiten sich geändert hatten, das sah man wieder einmal deutlich an dem Mahlzeitsgruße meiner lieben Mutter. Die schlanke, holdselige Frau mit den sanften, schwarzen Augen umarmte den Greis und sagte lächelnd: „Wohl bekomm's Ihnen, Väterchen!" Und gar ich, ich nannte ihn du und Papa, kletterte auf seinen Schoß, zupfte ihn am Haarbeutel und leckte ein Stückchen Zucker, das er in seine Kaffeetasse getaucht hatte.

Der Urgroßvater trank nämlich Sonntags seinen Kaffee schwarz und gleich nach dem Essen, wegen des Wachbleibens in der Nachmittagskirche. Zwar war es nichts Auffälliges, im großen Bürgerstuhle neben der Kanzel ein Weilchen einzunicken; die Mehrzahl der würdigen Herren ruhte während der Predigt auf der harten Bank so sanft als ohne Predigt daheim im gepolsterten Ohrenstuhl. Meinem Urgroßvater aber entging keine Silbe von dem göttlichen Wort; sein frommer Wille und der Kaffee hielten ihn rege.

Bei aller Andacht indessen möchte dieser nachmittägige Kirchgang wesentlich als pflichtschuldiger Akt des Bürgers und Ratsherrn, guten Beispiels halber, zu betrachten sein; Herzens halber war er schon einmal im Gotteshause gewesen; früh um fünf in den Metten. Denn nur ein einziges Mal seit seinen Mannesjahren, an einem bitterbösen Lebenstage, hat David Haller diese morgendliche Betstunde ver-

säumt, und alles, was der bedrängte Mensch mit seinem Gewissen und mit seinem Herrgott abzumachen hatte, das machte er ab in dieser stillen Feier.

Aus den Metten ging es dann regelmäßig, ob's regnete oder ob die Sonne schien, im Winter noch bei Sternenschein auf den Gottesacker, zu welchem der Schlüssel in der Tasche des Sonntagsrocks seinen Platz hatte. Dort ruhte er eine gute Weile zwischen den Gräbern seiner Vorangegangenen auf einer Bank, an deren Stelle er einmal versenkt sein wollte und versenkt worden ist. Bevor aber um acht seine Schwiegertochter mit dem Hausgesinde zum großen Morgengottesdienste aufbrach, da saß er schon wieder gelassen und freundlich wie alle Tage vor seinem Pult in der Ladenstube, der einzigen, in welcher ich ihn jemals gesehen habe. In einem Alkoven, richtiger: in einer anstoßenden kalten, stockdunkeln Kammer schlief er. Heutzutage würde man es für den hellen Tod eines Menschen halten, in solchem luft- und lichtlosen Raume aus- und einzuatmen: David Haller, dem nie in seinem Leben ein Finger weh getan hat, ist nahezu achtzig Jahr darin geworden.

Seine Schwiegertochter wohnte im oberen Stock, neben der guten Stube, die meinerzeit nur noch geöffnet ward, um gelüftet und gereinigt zu werden. Früherhin hatte alljährig an dem Tage, an welchem der Hausherr Bürger und Meister geworden war, für städtische Honoratioren und werte Freunde ein Traktament in dieser guten Stube stattgefunden und David Haller bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß er zu leben verstehe und einen würdigen Aufwand nicht scheue. Die Hausfrau, die natürlich in Küche und Keller alle Hände voll zu tun hatte, erschien erst, wenn

der Kaffee gereicht ward, die Gäste zu begrüßen und für die Ehre zu danken, die ihrem armen Hause erzeigt worden sei.

Wie gesagt, zu meiner Zeit hatten diese Festlichkeiten aufgehört; ich weiß nicht, ob infolge der beiden großen Sterbefälle in der Familie oder des Königlichwerdens, das einen Wechsel in den Beamtenverhältnissen mit sich gebracht hatte. Die gute Stube blieb unbenutzt.

Nach dem Tode ihres Schwiegervaters und bis zum eigenen lebte die Großmutter weiter in dem alten Hause, das nun mein elterliches geworden war, eine rührige, muntere Matrone, auch dann noch, als der Körper schon recht gebrechlich und das Ingenium zum Fassen und Behalten merklich schwach geworden war. Ihr fehlte der große Haushalt; es fehlten die alten Genossen und Zeiten. Wenn ich, gegen Abend aus der Schule kommend, sie in ihrem Zimmer besuchte, rief sie mir einmal wie das andere entgegen:

„Ich sitze hier wie auf einer wüsten Insel. Erzähle mir was Neues, mein Lämmchen."

„Es passiert gar nichts Neues, Großmutter," erwiderte ich.

„Nun denn was Altes, Sohnemann."

„Ich bin noch so jung, ich weiß gar nichts Altes, Großmutter."

„So erfinde was, mein Junge, lüge was; die Zeit wird mir gräßlich lang."

„Erfinden kann ich nichts, und lügen darf ich nicht. Aber weißt du, Großmutter, erzähle du mir was vom seligen Urgroßvater; das hör ich so gern."

Und gleich war sie im Zuge. Stundenlang hörte ich

die alten oft gehörten Geschichten von neuem mit an. Oftmals mochte ich wohl an etwas anderes dabei denken; unwillkürlich aber prägten sie mir sich ein, so, als hätt ich mit dem alten Mann, der mir ein liebes Bild hinterlassen hatte, Stück für Stück erlebt. Die Großmutter erzählte nämlich allezeit nur gern von ihrem Schwiegervater; die Erinnerung an seinen Sohn machte sie traurig. Den hatte sie wohl geliebt, aber jenen hatte sie verstanden; darum wurde sie immer wieder jung, wenn sie an ihn zurückdachte.

Die alte Frau hatte eine Redensart, mit der sie ihr Temperament bezeichnete. „Ich, wie ein Wetter!" hieß es Satz um Satz. „Ich, wie ein Wetter, zum Bette heraus! Ich, wie ein Wetter, die Treppe hinunter oder den Boden hinauf!" und so weiter.

Ihr Schwiegervater wird diese Redensart im Leben niemals angewendet haben, und sie würde auf ihn niemals anwendbar gewesen sein.

„Ich, wie eine Uhr," hätte der von sich sagen dürfen, wenn er selber nicht der Meister gewesen wäre, der streng nach seinem Gewissen und nach seines Gottes Gebot den Gang dieser Uhr und ihren Schlag gerichtet hätte.

Erstes Kapitel

Ein Wunder!

Die alten Geschichten fielen mir heute alle wieder ein, als ich nach langer Abwesenheit von der Heimat über unseren Friedhof ging, der sich so malerisch in einer Schlucht zwischen zwei schützenden Bergen hinanzieht. Die Gräber

meiner mütterlichen Familie liegen liebreich gepflegt auf dem höchſten Punkt, von dem weit hinaus man den weſtlichen Horizont überblickt. Die Sonne ſank wie in einem grünen Rahmen und ſpiegelte ihre letzten Strahlen im ſtill dahingleitenden Fluſſe.

Der älteſte der alten Leichenſteine meiner Ahnen trägt unter der unvermeidlichen Urne ſeiner Zeit die folgende Inſchrift:

„Allhiero ruht in Gott weiland Meiſter Andreas Haller, Bürger und Tuchmacher hieſigen Orts. Der Herr hatte ſein Haus geſegnet. Er überlebte drei Ehefrauen, deren Gebeine an ſeiner Seite ſchlummern, und allwelche ihm zweiundzwanzig Kinder gebaren, von denenſelbigen eilf ihn hienieden beweinen, eilf ihm in das ewige Freudenreich vorangegangen ſind.“

Das älteſte von dieſen eilf überlebenden Kindern war mein Urgroßvater David Fürchtegott Haller. Bei vierzehn Jahren hatte er ſchon eine Mutter und eine Stiefmutter verloren; von des Vaters allererſter Frau lebten gar keine Nachkommen mehr. Über ſeine Kindheit ſchweigt die Familientradition, und die zuverläſſigen Nachrichten über ihn reichen nur bis zu der denkwürdigen Silveſternacht 1758. Er ging dazumal in die Katechismuslehre und ſollte an Palmarum zum erſten Genuſſe des heiligen Mahles zugelaſſen werden.

Alſo Silveſterabend. Meiſter Andreas hatte mit ſeinen Eilfen und dem Geſinde den landesüblichen Heringsſalat verzehrt, der an keinem heiligen Abend, wie viel weniger am Neujahrsheiligenabend fehlen darf. Denn wer, heute noch wie vor hundert Jahren, am Silveſter nicht Hering und am Gründonnerstag nicht etwas Grünes oder min-

bestens frischen Honig genossen hat, wie dürfte der die Hoffnung hegen, das Jahr über Glück, will sagen Geld, zu haben? Der Abendsegen war verlesen; nach der alltäglichen Hausordnung würde jeder sein Kokellämpchen angesteckt haben und zu Bett gegangen sein. Aber Silvester war ein Ausnahmstag, an welchem keiner rechtzeitig zur Ruhe wollte und auch die Kleinsten sich nur zögernd entfernten, mit dem Vorbehalt, um Mitternacht wieder aufwachen und mitjubeln zu dürfen.

Meister Andreas setzte sich in den tiefen, ledernen Ohrenstuhl am Fenster, in welchem er sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte. Er wußte nicht recht, wie er die drei ungewohnten Stunden hinbringen sollte. Wie sonst an Festtagen zu einem Krug Bier in den Ratskeller gehen, das Haus an dem unruhigen Abend mit Mägden und Kindern allein lassen, wagte er nicht; würde in so feierlichen Entscheidungsstunden auch nicht schicklich befunden worden sein; die guten Freunde aber, die sonst, als seine Hausfrau noch lebte, am Silvester vorgesprochen waren, um ein Gläschen Punsch aufs neue Jahr zu leeren, sie blieben heuer aus.

Warum sie eigentlich nicht kamen, der reiche Gerbermeister Hans Adam Vogel, der ein Witmann, und Keller, der Russe, der gar nicht verheiratet war, die also beide keine Abhaltung haben konnten, weiß ich nicht zu berichten, bemerken aber will ich an dieser paßlichen Stelle, warum Keller, der Kürschner, den Namen „der Russe" bekommen hat. Er behauptete nämlich, auf der Wanderschaft bis hinten noch über Moskau hinaus gekommen zu sein, und erzählte die wunderlichsten Schnurren von den Menschen und Bären in dieser pelzreichen Gegend. Mochte dieser

und jener auch viele seiner Eis- und Schneeabenteuer bezweifeln, ein jeder hörte sie doch gern, und keiner wurde müde, wenn Keller, der Russe, erzählte.

Meister Andreas blieb demnach zu Haus und allein, und da er just nichts Wichtigeres mehr zu tun wußte, gab er seinen Gedanken Audienz, und über diesem ungewohnten Zeitvertreib nickte er ein. Eine Weile saßen die beiden ältesten Knaben, ohne sich zu rühren, ihm gegenüber; als es aber auf der Straße immer unruhiger ward, duldete es sie nicht länger im Hause; Silvester ist ja der Abend der Freiheit. Ganz leise auf den Zehen schlichen sie zur Tür hinaus.

Es war eine bitterkalte Nacht, ein schneidender Ostwind pfiff; der Fluß und selber die Brunnen waren eingefroren, kein Flöckchen wärmenden Schnees deckte Gärten und Felder. Trotzdem aber waren die Straßen belebt; Hökerinnen, die Feuerkieken zwischen den Füßen, hielten Obst und Heringe feil, auf die Gefahr hin, die unabgesetzten Äpfel erfrieren zu sehn; in manchen Häusern wurde der Christbaum wieder angezündet, in allen brannte Licht; man wachte und saß gesellig beieinander.

Von zehn Uhr ab wird's immer reger und lauter; Knaben und ledige Bursche ziehen straßauf, straßab in Erwartung des Stundenschlags, der zwei Jahre trennt. Die Hallerschen Brüder schließen sich ihnen an; das ungewohnte nächtliche Umherstreifen ist ein Plaisir trotz Sturm und Frost. Sie trampeln mit den Füßen und hauchen sich in die Hände. Auch Singen und Juchheien erwärmt das Blut. Je näher die verhängnisvolle Stunde rückt, um so dichter drängt sich der Menschenknäuel nach dem Markt. Die Stadtpfeifer erscheinen auf dem Rat-

hausſöller. Man öffnet die Fenſter, ſchaut und ſpannt. Die vorlauten Stimmen, die mit einem Proſit Neujahr! herausplatzen, werden immer häufiger, kaum daß noch einer ſie verhöhnt in der Angſt, den erſten Glockenſchlag zu verpaſſen.

Da – endlich! – ein einziger, einſtimmiger Schrei! Alle Fenſter fliegen auf, alle Menſchen draußen und drinnen ſtürzen ſich in die Arme. Dann Glockenläuten, vom Turme Poſaunenſchall: Herr Gott, dich loben wir.

Schweigend, mit gefaltenen Händen lauſcht alt und jung dem erſten Vers. Beim zweiten fallen die Stimmen ein, und: Herr Gott, dich loben wir! ſchallt's durch die kalte Nacht aus tauſend Menſchenherzen.

Allmählich verliert ſich die Menge, hier und dort noch einen Gruß nach einem hellen Fenſter werfend. Auch die Brüder eilen heim; ſie hatten drüben an der Ecke geſtanden, dort, wo die Schöſſerwitwe wohnte, mit deren Tochter David in die Abendmahlsſtunden und Sonntags in das Kirchenexamen ging, und als mit dem erſten Glockenſchlage das helle Köpfchen ſich am Fenſter zeigte, da hatte David ſeine Biberkappe geſchwenkt und gerufen: „Proſit Neujahr, liebes Chriſtelchen!“ Klappernd vor Froſt treten ſie nun wieder in das Zimmer, wo der Vater rechtzeitig aus ſeinem Schlummer erwacht iſt, küſſen ſeine Hand, nippen ein Spitzgläschen heißen Punſch aufs neue Jahr und gehn zur Ruh!

Um ein Uhr iſt im Ort kein Laut und Tritt mehr rege; alles liegt im erſten, feſten Schlaf, und lange bleibt daher ein rotes Flämmchen unbemerkt, das anfänglich ſchwach, aber immer ſtärker und breiter aus einem Fenſter des Eckhauſes züngelt, vor welchem David dem hübſchen Kinde

ein frohes Neujahr zugerufen hatte. Die Lohe hatte schon weit um sich gegriffen, als des Türmers erster Feuerschrei erscholl. Und die müden Schläfer sind so schwer zu ermuntern, und der Wind bläst immer schärfer von Morgen her, und alles Wasser ist fest gefroren, und auf die Löschanstalten vor hundert Jahren nach denen von heute zu schließen, – o, wie ist es da natürlich, daß eine Stunde später eine unzähmbare Glut die unglückliche Stadt überströmt.

Wie beschriebe ich aber das Entsetzen in dem so nahe bedrohten ururgroßväterlichen Hause? Die Gefahr machte den alten Andreas zum Jüngling. Er schrie und riß seine verblüfften Kinder aus den Betten, trieb und zerrte sie in die Ladenstube, aus deren niederem Fenster äußerstenfalls ein Sprung sie retten konnte, und stellte den Gottlieb als ihren Wächter an. Nun erst eilte er, um mit David von Hab und Gut das Wertvollste zu bergen. Aber wo ist David? Niemand hat ihn gesehn. „David, David!" kreischen die Stimmen wirr durchs Haus. Keine Antwort, keine Spur. „David, David!" schreit händeringend der Vater und stürzt vor die Tür.

Und siehe, da drängt der brave, starke Junge sich durch das Gewühl. Er trägt die halbtote Schösserin auf seinen Armen wie ein Kind und schleppt ihr kleines Christelchen, an seinem Rockschoß geklammert, hinterdrein. Sein erster Gedanke ist die Gefahr der unglücklichen Frauen gewesen, in deren Hause das Feuer ausgekommen ist. Ohne Bedenken stürmt er hinüber und findet die Witwe, wohl den Flammen entronnen, aber von Entsetzen gelähmt, von Rauch halb erstickt auf den Fliesen des Flurs liegend, in Gefahr, totgetreten oder von den zusammenstürzenden

Balken erschlagen zu werden; neben ihr steht das jammernde Kind, das sich vergeblich bemüht, sie aufzurichten. In diesem äußersten Augenblicke erscheint der Knabe wie ein rettender Engel; er trägt die Witwe in das bis jetzt verschonte väterliche Haus, legt sie auf das Himmelbett in der schon erwähnten dunklen Kammer und eilt hinaus, seinem Vater beizustehn.

Fast vierundzwanzig Stunden saßen die zehn armen Kinder, ohne ihre nächsten Beschützer wiederzusehn. Soweit ihre Blicke reichten, Markt und Straßen ein Feuermeer! Sie sahen die Sonne nicht auf- und nicht untergehn, nur Flammen, Flammen, Flammen; sie hörten keinen Stundenschlag, kein frommes Festgeläut, nur Sturm, Sturm, Sturm. Sie drängten ihre Köpfchen gegen die Scheiben; die Scheiben waren sengend heiß, aber nicht eine war geborsten; die Kleinen saßen wie in einer Arche inmitten des tobenden Elements.

Wie das zugegangen ist? Ganz naturgemäß ohne Zweifel. Keinem Menschen würde hundert Jahre später der erklärlichste Grund für die Rettung just dieses einzigen Hauses gemangelt haben. Der alte Haller fand keinen natürlichen Grund, aber er suchte auch keinen: er sah und glaubte Gottes Wunder.

Die alte Schwarzwälder Uhr hatte eben wieder Mitternacht geschlagen, als er mit David zu seinem zitternden Häuflein zurückkehrte. „Der Herr hat Großes an uns getan," rief er ihnen entgegen. „Preiset ihn, danket ihm, meine Kinder!"

Sie sanken auf ihre Knie, der Greis voran. Sein Kopf neigte sich auf den Stuhl am Fenster, in welchem er gestern den Jahreswechsel erwartet hatte. Regungslos

lag er eine lange Weile; eines der Kinder nach dem anderen erhob ſich und ſchielte lautlos zu dem Vater hinüber; ſie glaubten ihn vor Erſchöpfung eingeſchlafen.

David wollte ſich entfernen, um ſich noch einmal den Löſchenden auf der Straße zuzugeſellen. Der Wind hatte ſich gelegt, dem Umſichgreifen des Brandes war zunächſt Einhalt getan, aber die Glut noch keineswegs gedämpft; ein jacher Windſtoß konnte ſie von neuem verbreiten. Draußen welch ſinnbetäubendes Gekreiſch und Gewirr, und hier im Zimmer alles ſo feierlich ſtill und geborgen.

Er ſtand ſchon unter der Tür, als ſein Blick noch einmal auf den Vater fiel. Die ſteif geſtreckten Glieder und die Bläſſe der Wangen befremdeten ihn. Er umfaßte ihn, um ihm eine bequemere Lage auf dem Kanapee zu geben: der Vater regte ſich nicht; David rüttelte ihn, er rief ihm ins Ohr: keine Antwort, kein Lebenszeichen! Die Haut war wie Eis, das Auge gebrochen, die Stirn voll kalter Tropfen, der Atem ſtill. „Tot!“ ſchrie David; „tot!“ widerhallten die Kinder im Chor.

David ſtürzte nach einem Arzt. Wo aber in dem Wirrſal einen finden? Stundenlang irrte er umher und kehrte endlich zurück mit dem erſten beſten Feldſcher, der ihm in den Weg gelaufen war. Der Feldſcher beleuchtete den Körper von allen Seiten, begoß ihn mit kaltem Waſſer, hielt ihm einen brennenden Schwefelfaden unter die Naſe, legte ein Federchen auf die Lippen, – keine Regung, kein Hauch! Meiſter Andreas Haller war tot. Schreck und Angſt hätten ihm das Herz abgedrückt, erklärte der Feldſcher.

Zweites Kapitel

Noch ein Wunder!

Ein wahres Glück, daß die Frau Schösserin und Christelchen im Hause waren! Sie vergaßen ihre eigne Not über der fremden und hatten alle Hände zu rühren, um das Hauswesen nur einigermaßen in Rand und Band zu halten. Der arme David fand keinen ruhigen Augenblick für seinen Schmerz. Was lastete nicht alles auf dem guten Jungen, was sollte er nicht alles bedenken und beschaffen!

Nur allein das Begräbnis! Er hatte bei der Bestattung der Stiefmutter gesehn, hatte es oftmals aus des lieben Seligen Munde gehört, wie sehr derselbe auf Anstand und Würde, ja auf ein gewisses Gepränge bei derlei Feierlichkeiten hielt. Nun aber in dieser allgemeinen Bestürzung: zeigten Prediger und Küster, und Kirchenvogt und Leichenbitter, und Totengräber und der Tischler – wegen des Sarges, – und der Zinngießer – wegen der Handhaben des Sarges, – und der Kantor – wegen der Kurrende, – und der Türmer – wegen des Läutens, – und der Stadtpfeifer – wegen der Trauermusik –: zeigten sie nur ein Fünkchen Bereitwilligkeit für den armen, zitternden Knaben? Und nun gar vollends das gute Leichentuch, das mit der silbernen Stickerei und den Fransen, das der wohllöblichen Schneiderinnung dreihundert Taler anzuschaffen gekostet, dafür alljährlich aber auch an dreißig Taler Leihgeld von den Honoratiores eingetragen hatte, war das gute Leichentuch nicht mit der Wohnung des Altmeisters verbrannt? Und der Ratskellerwirt, er, der immer so stolz

gewesen war, die Bewirtung der Leidtragenden zu übernehmen und zu allseitiger Zufriedenheit auszuführen, hatte er nicht den Kopf geschüttelt, ihm den Rücken zugekehrt und schier verächtlich ausgerufen: „Aber, Davidchen, um Jesu Christi willen, ich frage dich, wer soll denn nachfolgen? Es wäre ja schade ums liebe Gut, schaffte ich's an."

Es war abends gegen zehn, als der arme, müdegehetzte Knabe nach Hause zurückkehrte. Die Schösserin, die Kinder, das Gesinde, alles schlief oder rang mit dem Schlafe. Der Leichnam war unten in der Ladenstube liegen geblieben; da ruhte er, auf ein Brett gebunden und mit einem weißen Laken zugedeckt, auf dem Kanapee, das mit schwarzem Leder bezogen war; aber niemand erzeigte dem Seligen den Liebesdienst der letzten Wacht. Wer hätte auch Kraft und Mut dazu gefühlt nach den beiden grauenvollen Nächten?

So matt er war, so eindringlich die Frau Schösserin abmahnte und sagte: „Es kann dein Tod sein, Davidchen, und deinem Vater hilft's ja nichts, der wacht ja doch nicht wieder auf", der treue David entschloß sich ohne Besinnen zu dieser Pflicht; er nahm ein Licht und ging hinunter. Ihn fror, ihn schauderte, seine Zähne schlugen aneinander, die Knie schlotterten; wankend erreichte er einen Stuhl, der Kopf sank kraftlos auf den Tisch.

In dieser äußersten Erschöpfung hatte er regungslos gelegen lange, er wußte nicht wie lange. Jählings schreckt er auf. Er spürt Geräusch, leise, ganz leise. Sind das nicht Tritte? klopft es nicht? geht nicht die Tür? hört er nicht seinen Namen „David" flüsternd und bebend wie Geisterhauch? Heiland der Welt, wie fliegen seine Glie-

der, wie hämmert sein Herz, wie tropft der eiskalte Schweiß von seiner Stirn! Er will den Kopf in die Höh recken, will um sich blicken. Die Blicke sind wie gelähmt, der Nacken wie umklammert von einer ehernen Faust.

In dieser Folterqual kommt es über ihn wie eine Eingebung. „Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geist," betet er; ob er's laut gebetet, weiß ich nicht; aber er betet's im Herzen, und – wundervolles Wort! kaum ist es verhallt, so richtet sich der Nacken in die Höh, der Kopf wendet sich nach der Tür, und – was erblicken seine Augen? Ein Gespenst?

Ach nein, just das Gegenteil von einem Gespenst, ein liebes, rundes Kindergesicht, wenn auch die Bäckchen kreideweiß gefärbt sind, und Hände und Füße zittern wie dürres Laub. Christelchen, ein klapperndes Kaffeegeschirr im Arm, steht wie eingewurzelt unter der Tür.

„Ich habe dir was Warmes gekocht, Davidchen," hauchte sie kaum vernehmlich, ohne sich zu nähern. „Komm doch her und hol's. Du bist ja noch nüchtern, armer Junge!"

„Ja, wie verschmachtet!" versetzte David, „mir ist, als stürbe ich auch."

„Trink ein Schälchen," nötigte die Kleine. „Aber schwarz, David; es sind keine Möhren drin."

Er nahm das Brett aus ihrer Hand, trug es auf den Tisch, schenkte ein und stürzte eine Tasse hinunter. Das ungewohnte, heiße, starke Gebräu wirkte gleich einem Zaubertrank; in der nächsten Minute fühlte sich David so kräftig und rege wie je.

„Wie das gut tut!" sagte er, indem er dem lieben Mädchen dankbar die Hand reichte. „Aber du zitterst, du bist wie Eis, du fürchtest dich wohl, Christelchen?"

Sie nickte und blickte ſcheu nach dem Kanapee. Nach einem Weilchen jedoch ſagte ſie: „Seit du aber mit mir redeſt, Davidchen, iſt mir ganz getroſt geworden; gib mir nur deine Hand, dann fürcht ich mich gar nicht mehr.“

Sie ſchlüpfte bei dieſen Worten aus ihren Pantöffelchen und ſchlich an Davids Hand zum Tiſch, ſchenkte ihm eine zweite Taſſe ein, nippte, auf ſein Nötigen, ein paar Schlucke aus derſelben und fühlte ſich ſo geſtärkt wie er ſelbſt. Nun ging ſie zum Ofen, fachte das Feuer an und ſtellte die Kanne in der Röhre warm, alles ganz allein und beherzt, aber ganz behutſam und ſachte, daß der Tote nicht dadurch geſtört werde. Und als ſie es ihrem jungen Freunde auf dieſe Weiſe zu ſeinem ſchweren Dienſt behaglich gemacht hatte, nahm ſie ſeine Hand und ließ ſich von ihm über den Flur bis zur Treppentür geleiten.

„Du haſt mir eine große Güte getan, Chriſtelchen,“ ſagte David gerührt, „ich werd es dir niemals vergeſſen.“

„Ach, ich weiß ja,“ antwortete ſie, und ein Tränenſtrom überflutete ihre Wangen, „ich weiß ja, wie es einem armen Kinde zumute iſt, dem der Vater auf dem Leichenbett liegt. Und ich habe doch noch meine gute Mutter, die du mir aus dem Feuer gerettet haſt, David, aber ihr armen Waiſen ſeid ganz allein auf der weiten Welt.“

Sie ſprang die Treppe hinauf, und er ging wieder hinein zu ſeinem Toten. Verwaiſt, allein, ganz allein auf der weiten Welt, er und die zehn kleinen Geſchwiſter! Der Gedanke wurde ihm zum erſten Male klar in ſeiner vollen Bedeutung. Keinen Menſchen, keinen nahen Verwandten, der für die armen Kinder Sorge trug, und die allgemeine Not in der Stadt, welche die Not des einzelnen ſo wenig in Betracht kommen ließ! Er hatte den Vater mit der

Stiefmutter öfters darüber reden hören, daß der Erwerb wohl allenfalls hinreiche, um die starke Familie zu ernähren, daß aber an Zurücklegen wenig zu denken sei; was sollte aus den hülflosen Kleinen werden? Der Gedanke vernichtete ihn fast.

Er trat zu der Leiche und schlug das Tuch zurück; da lag er, der teuere Mann, der Versorger aller, fast unverändert, aber so kalt, so steif! Er warf sich über ihn und umklammerte ihn mit seinen Armen; seine Tränen fielen in Strömen auf das weiße Totenangesicht.

„Erwache, Vater, erwache!" schluchzte er, seine Hände ringend. „Vater im Himmel, Mutter im Himmel, laßt euere armen Kinder nicht ganz allein auf der Welt!"

Alles Grauen war von ihm gewichen; er fühlte gar nicht mehr die Nähe einer Leiche, er fühlte nur seine ungeheuere Qual. Lange lag er unbeweglich über den Toten gebeugt. Er hörte den Glockenschlag zwei. Auf der Straße war es ruhig geworden; die unglücklichen Menschen hatten endlich auch Schlummer und Obdach suchen müssen; man hörte nur die Tritte der Wächter, die neben den glimmenden, rauchenden Trümmern auf und nieder schritten.

Plötzlich war es dem Knaben, als fühle er die Hände des Vaters sich leise beleben, – aber es ist wohl die Wärme der eigenen Hand, die sich der toten mitgeteilt hat. Jesus Christus, was ist das? Färben sich nicht ein wenig die fahlen Wangen? Oder sollte es eine Flamme von den Brandstätten drüben sein, welche auflodernd diesen rötlichen Schimmer werfen? Aber jetzt – eine Regung der Fingerspitzen, ein leiser Pulsschlag – darf er es glauben? Und warum nicht glauben? Hat nicht Gott, der Herr, erst gestern abend ein Wunder an diesem Hause getan? Er

löst die Schnüre von dem steifen Brett, reibt die Schläfen, die Hände, das Herz des teueren Manns; er zieht seine Lippen auseinander und flößt ein paar Tropfen heißen Kaffees in seinen Mund, er hörte sie gleiten, nicht rollen, noch etliche, noch etliche; er legt sein Ohr an des Vaters Mund, seine Hand ihm ans Herz; ja, das war Atem und Pulsschlag, keine Täuschung der Sinne! Er richtet den noch immer ungefügigen Körper in die Höhe, gibt ihm eine sitzende Stellung, noch einmal wirft er sich unter heftigem Schluchzen an seine Brust:

„Lebst du, Vater?" ruft er, „ach lebe, lebe!"

Der alte Mann schlägt die Augen auf, blickt verwundert in des aufgeregten Knaben Gesicht und fragt mit schwacher Stimme:

„Brennt's noch, David? Warum schreist du so, mein Sohn?"

„Ach! Ach! Herr Vater," stammelte der Knabe, „ich dachte, – ich dachte, Sie wären gestorben!"

„So würde ich anjetzo die Freuden des Paradieses schmecken," entgegnete gelassen Andreas Haller.

Drittes Kapitel

Kein Wunder!

Lieber Leser, ich weiß, was du sagen willst: zwei schauerliche Schicksale gleich in den ersten beiden Kapiteln, wo der Held noch nicht einmal zum heiligen Nachtmahl gegangen ist, wenn das so fortgeht bis in sein achtundsiebenzigstes Jahr, wie soll eine zartbesaitete Leserin es ertragen?

Aber es geht nicht so fort, gewiß und wahrhaftig, es geht nicht so fort. Ich gebe die heilige Versicherung: mein

ſeliger Urgroßvater hat ein friedfertiges Leben geführt, und mit den ſchauerlichen Ereigniſſen ſind wir zu Ende.

„Himmel! Das iſt ja noch viel miſerabeler," höre ich entgegnen; „zwei ſpannende Tage am Anfang des Lebens und der Geſchichte und hinterdrein etliche ſechzig langweilige Jahre. Heißt das anordnen, ſchreiben, romantiſch gliedern? Ja, heißt es nur haushalten, die erſte Nutzanwendung, die man doch, wahrlich, aus einer Bürgergeſchichte ziehen müßte?"

Lieber Leſer, ich wiederhole es: ich bin ein Enkel und erzähle, was mein Urgroßvater erlebt hat, ſo wie es mir kund geworden. Wäre ich ein Dichter, ſchriebe ich eine Novelle, o, achte mich nicht ſo gering, ich würde meinen Stoff anders behandelt haben. Glaube mir, ſo lieb es mir iſt, das alte urgroßväterliche Haus am Markt, in welchem ich dieſe Ereigniſſe zu Papier bringe, ja, ſo lieb es mir iſt, ich hätte es niederbrennen laſſen bis auf den Grund, hätte es wohl gar über mein Herz gebracht, einen oder die andere von meinen ſeligen Urgroßonkeln oder Tanten unter den rauchenden Trümmern als kleine, nackte Leichen hervorzuziehen; oder lieber noch – denn ich neige im Grunde mehr zum Romantiker als zum modernen Exaktiker – lieber noch, wäre ich ein Dichter, würde ich den großen hiſtoriſchen Brand meiner Vaterſtadt an das Ende meiner Novelle und um einige Jahre hinausgeſchoben haben, wo der Held ſchon ein Jüngling, nicht erſt ein Knabe war. Ich hätte ihn dann gezeichnet, wie er, einem Cherub gleich, anſtatt der alten Schöfferin, ſein blondes Mädchen durch die lodernden Gluten trägt und tot neben der Toten niederſinkt. – Ja, ich geſtehe noch mehr: Gott mag mir die Sünde vergeben, aber ich hätte es wahrhaftig geſchmackvoller gefunden, wenn mein

seliger Vorfahre in jener denkwürdigen Nacht wirklich abgeschieden und nicht wieder aufgewacht wäre, wenngleich ich freilich mich fragen muß: Hätte David Haller wohl der Musterbürger werden können, von welchem noch heute die Alten des Städtchens reden als von einem Ersten und Besten ihresgleichen, der Ehrenmann, dessen Andenken seinen Urenkel begeistert, allen kritischen Anfechtungen Trotz zu bieten und sein Biograph zu werden, wenn er als vierzehnjähriger Knabe schutz- und hülflos, bettelnd vielleicht, die Trümmer seines Vaterhauses zu verlassen gezwungen war?

Dem sei nun, wie ihm wolle, ich kann's nicht ändern. Meister Andreas Haller hatte wirklich nur vierundzwanzig Stunden in Ohnmacht gelegen, sein Haus stand unversehrt, und er schaltete und waltete darin noch manches Jahr mit gewohnter Umsicht und Pünktlichkeit.

Seine Gesundheit indessen scheint infolge jenes grausamen Anfalls gelitten zu haben, und ich schreibe es diesem Umstande zu, daß er nicht zum vierten Male eine Ehefrau zu Gottes Altar geführt hat, wie dieses vor jener Unheilsnacht seine Absicht gewesen sein soll. Ja, ich habe dringenden Grund zu der Vermutung, daß die Frau Schöfferin die Würdige gewesen ist, auf welche seine Wahl gefallen sein würde, und ich sehe mit Bedauern auch in diesem Betracht, welch ein hübsches Stück romantischer Verwicklung mir durch jene unglückselige Ohnmacht aus dem Garne gegangen ist. Sobald nur einigermaßen ein Steinmetz im Städtchen seine Hände frei hatte, ließ Andreas Haller die Tafel meißeln, deren Gedenkspruch noch heute die Blicke der Vorübergehenden auf unsere Torfahrt lenkt. Der Spruch lautet:

„Gott des Allmächt'gen starke Hand
Bewahrt' dies Haus beim großen Brand,
Als neunundneunzig neben ihm
Verzehrt' des Feuers Ungestüm."

Mein Vorfahre hat diesen Vers selber gedichtet, und da außer demselben keine Probe einer poetischen Ader in seinem Nachlasse oder in der Erinnerung seiner Zeitgenossen aufgespürt werden konnte, so bin ich zu dem auch für meine eigene Person recht ermutigenden Schlusse gelangt, daß es durchaus keiner übersprudelnden Gaben bedarf, um, wenn nur irgend die anregende Gelegenheit sich bietet, ein recht erfreuliches Talent an den Tag treten zu sehen.

Die Frau Schössserin und ihre Tochter verließen, sobald eine kleine Wohnung aufgefunden worden war, ihr gegenwärtiges Asyl. Das erheischte der Anstand; alles Entbehrliche aber an Haus- und Vorrat wurde der armen Witwe, die Hab und Gut eingebüßt, zur ersten Einrichtung von Meister Andreas zum Geschenk gemacht; das erheischte die Christenpflicht. Sie arbeiteten fleißig. Ja, Christelchens Hände waren so flink und geschickt, daß ihr die ehrenvolle Aufgabe übertragen werden konnte, für die wohllöbliche Schneiderinnung ein neues Leichentuch, noch prächtiger als das verbrannte, mit frommen Sprüchen und Sinnbildern in Silber zu besticken. Länger als ein Jahr war sie von Sonnen-Aufgang bis Niedergang mit dieser Arbeit beschäftigt, und es mußte ein eigenes Gefühl erwecken, das helle Köpfchen so unverdrossen emsig über dem düsteren Werke ihrer Hände zu erblicken. Natürlich fand sie zu diesem erst ununterbrochene Muße, nachdem sie, gleich unserem David, am Tage Palmarum aus der Schule entlassen und kirchlich eingesegnet worden war. Die feierliche Handlung ge-

währte in diesem Jahre eine vorzugsweise Erhebung in Betracht des großen Brandes, welchen der Herr Superintendent zum Hauptgegenstande seiner Rede machen konnte. Auf herzerschütternde Weise erinnerte der fromme Mann daran, daß dieses Feuer ein Vorgeschmack der ewigen Höllenqualen, welche der Sündigen harren, gewesen sei und ein Flammenzeichen unseres Herrgotts zur Reue und Buße über unsere, wie dermalen Sodom und Gomorra, in ihren Lüsten schier erstickende Stadt. Völlig zerknirscht von dem Eindruck dieser gewaltigen Worte, wie von der Enthüllung so ungeahnter teuflischer Spuren in ihrer nächsten Umgebung legten David und Christelchen Mittwoch nachmittag ihr reumütiges Beichtbekenntnis ab, um darauf am Grünen Donnerstag, nachdem sie sämtliche Anverwandten, Paten, Lehrer und Freunde des Hauses um Vergebung ihrer zahllosen Beleidigungen und Vergehungen angefleht hatten, am ersten Genusse des Leibes von unserem Herrn und Heiland teilzunehmen.

Es wird bei dieser Gelegenheit kaum zu übergehen sein, daß und warum Christelchen an diesem hochwichtigen Tage weniger gesammelt und mehr mit sich selber beschäftigt erschienen ist, als man es dem frommen Kinde nach der Zerknirschung des letzten Palmsonntags hätte zutrauen sollen. Man will beobachtet haben, daß sie zweimal mit sichtlichem Wohlgefallen über ihr schwarzes Gros de Tours-Kleid gestrichen sei und den scharfen, rauschenden Ton bemerklich gemacht habe, welcher durch diese Bewegung entstand.

Ach, schon Jahr und Tag hatte die arme Schösserwitwe zur Beschaffung eines würdigen Anzugs für ihre Tochter gearbeitet und gespart, und nun war der sauer erworbene Schatz mit allen anderen Habseligkeiten ein Raub der

Flammen geworden. Gewiß, ein Hartes für die vortreffliche Frau, sich ihre Tochter, so guter Leute Kind, an ihrem Ehrentage in einem Kleide von Serge einhergehend vorzustellen, und die Serge obendrein geborgt, auch hatte sie allen Ernstes darüber nachgesonnen, die heilige Handlung um ein Jahr hinauszuschieben. Aber, abgesehen davon, daß es gegen alles Herkommen gewesen sein würde, ein Kind länger als vierzehn Jahre ohne die Erneuerung seines christlichen Taufbundes zu belassen, welche Aussicht konnte die Verarmte haben, binnen Jahr und Tag eine so schwere Anschaffung zu bestreiten? Man mußte sich Gottes unerforschlichem Ratschlusse auch in diesem Stücke fügen und die Schmach auf sich nehmen; aber die Prüfung war hart für ein Mutterherz. –

Der letzte Stich am schwarzen Sergekleide war eben getan, da – da kommt eines Abends von Leipzig die gelbe Kutsche (sie hatte sich heute des schlechten Weges halber um ein Stündchen verspätet, gewöhnlich fuhr sie recht gut die Meile in vier Stunden). Die gelbe Kutsche bringt einen Brief an „die Wohl-, Ehr-, Sitt- und Tugendbelobte Jungfer, Jungfer Löfflerin, anbei ein Paquet in Wachsleinwand."

Der Postillion zeigt dem Schirrmeister an, daß ein Paket an Löfflers Christelchen in der Schoßkelle liege; der Schirrmeister teilt den kuriosen Fall dem Postschreiber mit, der Postschreiber drückt seine höchste Verwunderung gegen den Postmeister aus. Die Frau Postmeisterin hält sich während des Pferdewechsels gewöhnlich in der Nähe ihres Ehegatten auf, denn da sie keine Kinder, wohl aber eine hülfreiche Seele besitzt, unterstützt sie ihren Herrn in seinem Geschäft und sieht die Briefe und Pakete durch, welche auf

der Station liegen bleiben. So gerät denn auch diese Sendung in ihre Hände, und welchen Eindruck sie hervorbringt, nun, das läßt sich vorstellen, wenn man erwägt, daß weder die Frau Schösserin noch ihre Tochter jemals einen Brief erhalten oder abgesendet haben. Und nun gar ein Paket! Von wem mag es nur sein? Was mag es enthalten? Sie untersucht den Umschlag: Wachsleinwand. Sie führt ihn zur Nase: Wachsleinwand. Sie bohrt mit dem Finger hinein: die Wachsleinwand gibt nach, also nichts Festes, aller Wahrscheinlichkeit nach Zeug. Sie reibt mit der Hand, horcht dicht am Ohr: ein eigentümlich scharfer Ton – am Ende gar Seidenzeug! Sollte es möglich sein, Seidenzeug! Sie hält den Brief gegen das Licht, aber das Papier ist zu dick, kein Buchstabe durchzulesen. Die Frau Postmeisterin hat immer so viel Mitleiden für die arme Schösserwitwe gehegt, ihr freundschaftliches Gemüt läßt ihr keine Ruhe, sie erklärt ihrem Eheherrn: Da der Briefträger schon Feierabend gemacht habe, wolle sie selber das Paket noch fix hinüberbesorgen, man könne doch nicht wissen, was es enthalte.'

Die Witwe und ihre Tochter waren, wenn möglich, noch mehr erstaunt als ihre Gönnerin, ja beinah erschrocken. Sie wollten eine Namensverwechslung voraussetzen, aber das „Jungfer Löfflerin" war deutlich zu lesen und keine Löfflerin weiter im Ort. So griffen sie denn zu mit zitternden Händen und öffneten, die Mutter das Paket und die Tochter den Brief. Da sie noch in die Schule ging, wäre sie mit dem Lesen von Geschriebenem wohl fertig geworden, aber sie vermochte es vor Schluchzen nicht, die Frau Postmeisterin mußte ihr das Blatt aus der Hand nehmen und fortfahren.

Ja, unverhofft kommt oft! Chriſtelchens Gevatterin, in Leipzig verheiratet, durch die Nachricht von dem großen Brande in ihrer Vaterſtadt aufgerüttelt, erinnert ſich zum erſten Male im Leben der übernommenen Chriſtenpflichten und macht ihrem Patchen das heilige Nachtmahlskleid zum Präſent.

Die drei Frauen waren anfänglich ſprachlos; dann aber löſten ſich Herzen und Zungen. Welch ein Stoff, und wie reichlich! Man hätte zweimal Rock und Kontuſche daraus ſchneiden können. Nein, dieſe Seide! Die ſtand von ſelber wie ein Brett und rauſchte wie ein Gießbach! Solches Zeug war natürlich nur in Leipzig zu kriegen; das konnte im Leben nicht verwüſtet werden, nein, in Ewigkeit nicht! Wieviel mochte nur die Elle gekoſtet haben?

Ich bin außerſtande, dieſe letztere Frage zu beantworten, daß aber die guten Frauen in ihrer Herzensfreude übertrieben, das kann ich bezeugen. Der Stoff war zu verwüſten, ich ſelber habe die letzten Flicken davon als Futter in meinem erſten Schulrocke aufgetragen. Wenn ich mich aber über dieſen, dem Leſer vielleicht geringfügig dünkenden Zwiſchenfall etwas umſtändlich ausgelaſſen habe, ſo geſchah es, weil er als ein neuer Beleg gelten kann für die wunderbare Weltordnung, die aus dem größten Unſegen einen immer noch größeren Segen ſich entwickeln läßt. Die Waiſe des ſeligen Schöſſers würde ohne den Brand allerdings ſtandesgemäß in Seide am Tiſche des Herrn erſchienen ſein; aber doch nur in leichtem Taft. Der Taft mußte erſt verbrennen, das Stadium der Serge in Demut überwunden werden, auf daß ſie, die Waiſe nämlich, in ſchier unverwüſtlichem Gros de Tours zu Gottes Ehre erſcheinen durfte.

Nach dieſer zweifelsohne dem frommen Sinne meines

Urgroßvaters entsprechenden Auslegung kehre ich zu ihm selber zurück, wie er, unberührt von dem Dämon der Weltlust, der seine junge Freundin kitzelte, in ungestörtem Ernst das gnadenreiche Sakrament empfing. War er von Natur schon gesetzt und tüchtig, niemals zerstreut und allezeit bei der Sache, so hatten die jüngst erlebten gewaltigen Eindrücke ihn nur noch völliger gereift. Und so gelobte er sich denn heute im innersten Herzen, ein Christ zu sein und zu bleiben. Ein Christ, das hieß nach der bürgerlich protestantischen Auffassung jener Tage: tugendhaft sein und Gottes Willen tun; und ich glaube, wenige Menschen haben sich im Leben so Wort gehalten als dieser gute Knabe.

Er wurde nun dem Namen nach erst der Lehrling, dann der Geselle seines Vaters, in der Tat aber sein Gehülfe und seine rechte Hand. Das Geschäft nahm einen blühenden Aufschwung, seitdem Auge, Hand und Kopf dieses besonnen tätigen, klugen Jünglings sich demselben widmeten. Er war am ersten und letzten wach im Hause; nie sah man ihn müßig, nie ermüdet, aber auch niemals aufgeregt und übereilt. Bei sechzehn Jahren zeigte er in Arbeit, Erholung und Ruhe ein Maßhalten, das man Weisheit nennen dürfte, wenn ein so großes Wort sich für einen so jungen Menschen schicken wollte. Daher ward er denn auch von den Vätern der Stadt als Muster gepriesen und von den Arbeitern und Dienern seines Vaters recht von Herzen geliebt. Es schaffte sich lustig unter seinen Augen, pflegten sie zu sagen; denn er verstand es, selber wenn er Schweres von ihnen forderte, sie guter Dinge zu erhalten durch einen Zug von Humor, ein „Späßchen", wie man es nannte, das gelegentlich in unveränderter Gestalt wiederkehrte und wozu die

Neigung, trotz aller großbürgerlichen Würde, ihm bis in das späteste Alter treu verblieb.

Auch sein Äußeres entwickelte sich früh und vorteilhaft. Im siebenzehnten Jahre war er schon vollständig erwachsen und begann „auszulegen", das heißt stark zu werden. Er war groß und regelmäßig gebaut, hatte ein schön geschnittenes, offenes, blühendes Gesicht mit blauen Augen so freundlich ernsthaft, wie sein ganzes Wesen; er hielt sich kerzengerade, bewegte sich gemessen, ja etwas feierlich, wie es einem Bürgersohne ziemte, und kleidete sich immer mit der ausgesuchtesten Sauberkeit. Wenn er Sonntags früh zur Kirche ging im zeisiggrünen, goldgeknöpften Manschesterrock, mit schneeweißen Strümpfen und Schnallenschuhen, das sorgfältig gepuderte Haar auf dem Rücken zusammengebunden in den längsten und stärksten Zopf der ganzen Gemeinde, so konnte das Auge nicht anders als mit Wohlgefallen auf ihm weilen, und man mußte dreist erklären, daß er unter sämtlichen Bürgersöhnen nicht seinesgleichen habe.

Da er noch nicht Meister war und kein Recht auf einen Sitz im großen Bürgerstuhl neben seinem Vater besaß, nahm er seinen Platz auf dem Chor. Zufällig saß gerade unter ihm im Schiff die Jungfer Löfflerin, und er konnte es gar nicht vermeiden, sooft die Gemeinde sich erhob, ihr helles Köpfchen und den zierlichen Wuchs, freilich nur von hinten, vor Augen zu haben und zu sehen, wie ehrfürchtig tief sie sich neigte, sobald von Altar oder Kanzel der Name unseres Herrn und Heilands verkündigt ward. Auch ihre helle, frische, von der Katechismuslehre her wohlbekannte Stimme glaubte er beim Singen zu unterscheiden, und im Herausgehen traf es sich immer ganz von selbst, daß sie unter der

Pforte aufeinanderstießen. Er zog seinen dreikrempigen, goldgebordeten Hut und sagte, sich verbeugend:

„Gehorsamer Diener, Jungfer Löfflerin!"

Sie machte einen Knicks und erwiderte:

„Gehorsame Dienerin, Mosjö Haller!"

Und beide setzten ihren Weg nach Hause fort.

Die Frau Postmeisterin will bemerkt haben, daß bei diesen zufälligen Begegnungen die beiden Abendmahlskinder jedesmal purpurrot geworden seien bis unter den Puder. Aber die Frau Postmeisterin sah zuzeiten ein wenig zuviel. Ich schreibe nicht gern Böses von Toten, aber wahrhaftig, ich stehe dafür ein, daß sie geradezu gelogen hat, wenn sie bis an ihr Lebensende behauptete, daß am zweiten Osterfeiertage Anno zweiundsechzig in der Frühkirche der Mosjö Haller ganz verstohlen ein Blümelein Vergißmeinnicht der Jungfer Löfflerin auf ihr Gesangbuch hinabgeworfen, daß die Löfflerin über und über wie ein Scharlach geworden sei und das Blatt umgewendet habe, lange ehe die Seite zu Ende gesungen war. Das blaue Blümchen ist allerdings auf das Buch des jungen Mädchens hinuntergefallen und konnte bis zu ihrem Tode an derselben Stelle von „Jesus meine Zuversicht" gefunden werden; aber kein Zug in David Hallers Leben berechtigt zu der leichtfertigen Voraussetzung, daß es nicht zufällig seinem Knopfloch entglitten sei, dahinein er es gesteckt hatte, als er es, das erste des Jahres, am Morgen im väterlichen Garten fand.

Viertes Kapitel

Der Sternkönig

So wäre ich denn in der Geſchichte meines Urgroßvaters ſchon bis zum Frühling des Jahres zweiundſechzig vorgeſchritten. Auch in ſeinem Herzen war heller, friſcher Frühling; frohſchaffendes Leben, wohin er ſich wendete.

Am Sonntage nach Oſtern wurde im Schießhauſe das erſte Sternſchießen gefeiert; die großen Schützenfeſte der beiden Gilden mit glattem und mit gezogenem Gewehr, das Vogel- und Mannſchießen, fielen in den hohen Sommer. Meiſter Andreas war Mitglied beider Geſellſchaften und ein namhafter Schütze; ſein Sohn fühlte Luſt und Geſchick, ein ebenſolcher zu werden, blieb aber, ſolange er nicht Bürger und Meiſter war, von der Ehre dieſer Genoſſenſchaften ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen.

Dieſes Sternſchießen war nun ein Vergnügen, das ſich alljährlich die jungen, ledigen Bürgerſöhne veranſtalteten, und unſer David nahm zum erſten Male daran teil.

Sein gutes Glück hatte ſich auch heute bewährt; er hatte die Scheibe ins Schwarze getroffen, war Sternkönig geworden, durfte den Tanz des Abends, den erſten Tanz ſeines Lebens, aufführen, den Ball eröffnen, wie wir heute ſagen.

Der Schießhausſaal war recht anſehnlich lang, doch gebe ich zu, daß er ein wenig breiter hätte ſein können. Keller, der Ruſſe, der behauptete, er gliche einer „Quehle", hatte indeſſen gut ſpotten. In ſeinem Moskau konnte man allerdings weitläufiger bauen, denn Eis und Schnee, aus welchen zu ſeiner Zeit die Paläſte und Schießhäuſer dahinten

bestanden haben sollen, sind freilich ein wohlfeileres Material, als unsere Balken und Ziegel. Ich will übrigens auch zugeben, daß der Saal nicht übermäßig hoch gewesen ist; aber das ist eine handgreifliche Übertreibung von Keller, dem Russen, wenn er versicherte, der lange David habe sich beim Tanzen immer bücken müssen, um nicht mit dem Kopfe an die Decke zu stoßen. Denn, urteile selber, einsichtiger Leser, hätte mein Urgroßvater wohl so lustig dreinschauen können, wenn er bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung in Lebensgefahr geschwebt? Ach, und wie lustig sah er aus! Das einzige Mal in seinem ganzen Leben was man so sagt lustig!

Er sollte die erste Menuett aufführen. Ja, mit wem nun wohl? Mit Christelchen? Das wäre ihm allerdings am leichtesten geworden, denn zwischen Abendmahlskindern besteht immer eine Art von kameradschaftlicher Vertraulichkeit. Mit Christelchen als Partnerin würde die Würde eines Vortänzers ihn weit weniger verlegen gemacht haben als mit jeder anderen. Aber einmal dachte er es sich doch noch angenehmer, Christelchen im raschen Ländler zu schwenken, und zum zweiten, so jung er war, so sah er doch ein, daß auf Rangverhältnisse einige Rücksicht genommen werden müsse und daß die blutjunge, von ihrer Hände Arbeit lebende Tochter der armen Witfrau nicht den ersten Tanz mit dem Sternkönig aufführen dürfe. Die Ehre gebührte einer Älteren und Höhergestellten; ohne Zweifel keiner anderen als der Jungfer Sophie Vogelin, der einzigen Tochter des schon erwähnten reichen Gerbermeisters Hans Adam Vogel.

Sie war nicht mehr in der ersten Blüte, vielleicht schon mündig, sie sah ein wenig blaß und traurig aus, die Jungfer

Vogelin, und was am schlimmsten für sie war, sie hatte keinen ganz geraden Bau, wie man zu sagen pflegt, einen kleinen „Verdruß"; zwar nur einen ganz kleinen, aber doch einen Verdruß, und verdrießlich bleibt das immer. Indessen ein Hindernis war es nicht, daß mehrere angesehene Bürgersöhne und selber der Postschreiber – wie seine Frau Patronin versicherte – sich um die Hand der reichen Erbin bemühten. Vergebliche Mühe! Jungfer Sophie teilte einen Korb nach dem anderen aus, und da sich unmöglich annehmen ließ, daß sie freiwillig eine alte Jungfer zu werden verlange, so hieß es von ihr, sie trage große Rosinen im Sack und lauere auf einen Studierten. Ihre selige Mutter, eine geborene Leipzigerin, war auch schon ein wenig überspannt gewesen, und durch sie das unnütze Bücherlesen, samt anderen absonderlichen Schrullen, der Tochter in den Kopf gesetzt worden. Hatte sie doch sogar den alten, schwachen Hans Adam überredet, in der Auktion des seligen Herrn Amtshauptmanns das schöne Klavier zu erstehen und dem Mädchen beim Kantor Sing- und Spielstunden geben zu lassen. Da sitze sie nun abends nach neun, wenn der Vater zu Bette sei, und klimpere oft die halbe Nacht hindurch, aber um ihresgleichen kümmere sie sich wenig.

Als der junge Sternkönig die Tochter von seines Vaters Freund zur ersten Menuett aufzog, sprach er in seinem Leben das erste Wort mit ihr. Er teilte nicht im entferntesten die Vorurteile der anderen über ihre Person. Im Gegenteil: Meister Hans Adams anderes Wort war sein „Fiekchen", der alte Mann wußte nicht, wie er sein stilles, häusliches Kind genugsam rühmen solle. Das hatte David oftmals mit angehört, und er nahte sich ihr daher voll großer Wertschätzung. Ja, so hochachtungsvoll war ihm zumute,

daß er wirklich in Verlegenheit geriet, welche würdige Unterhaltung mit ihr zu beginnen.

Nachdem er einige Zeit bedenklich an seinem Busenstreifen gezupft hatte, fragte er endlich errötend: „Lieben die Jungfer Vogelin das Tanzvergnügen?“

„Ich habe noch niemals getanzt,“ antwortete sie mit sanfter Stimme, indem sie das dunkle, große Auge zu Boden schlug und ihre Wange sich ein wenig färbte, „und ich bin auch heute nur hier, weil mein Vater es wünschte.“

Lege es der Leser meinem Urgroßvater nicht als Einfalt aus, daß er sich durchaus auf keine neue Wendung des Gespräches besinnen konnte. Ich versichere, daß er im späteren Leben niemals um ein Wort zu rechter Zeit verlegen gewesen ist und daß er auch an jenem Abend noch nach Herzenslust geplaudert hat. Im Ländler nämlich mit Christelchen! Das ging hast du nicht gesehen, die Lippen und die Füße! Sie trippelte wie eine Bachstelze, die muntere Christiane, und wie sie lachte! Vielleicht ein wenig zu laut für eine wohlerzogene Jungfrau, aber das Herz im Leibe lachte einem mit.

Er führte sie schon zum zweiten Male nach einem Tanze auf ihren Platz zurück. Ein neuer begann, ich glaube ein Englischer. Sie waren wirklich zu sehr außer Atem, sie mußten einmal überschlagen, und da just kein anderer Platz im Saale als der im Ofenwinkelchen ledig war, setzten sie sich nebeneinander und plauderten. Sie kamen auf die Vergangenheit, auf ihre Abendmahlsstunden; auf sein „Prosit Neujahr“, das sie wohl unterschieden hatte, auf die zwei schrecklichen Nächte, die darauf folgten. Er nannte sie „Christelchen“, wie vormals, und sie, da sich Davidchen doch nicht schickte und Mosjö Haller nicht über ihre Lippen

wollte, sie nannte ihn lieber gar nicht. Fröhlich, ja ausgelassen, wie sie gewesen waren, die guten Kinder, nach und nach wurden sie ernsthaft, ja traurig. Er gestand ihr, daß, als er den ersten wiederkehrenden Atemzug seines Vaters gespürt, er auf seine Knie gesunken und seinem gütigen, wunderbaren Gotte gelobt habe, nur seinen Willen zu tun jederzeit, auch wo es schwer sei und kein Mensch es fordere.

Wie er das dem jungen Mädchen sagen konnte, mit welchem er noch vor einer halben Stunde so unbefangen gespaßt und getanzt? David Haller hätte es früher oder später in seinem Leben nicht begriffen, wie er das einem Menschen sagen konnte.

Sie waren erschrocken, auf einmal alles im Aufbruch zu finden. Es mußte mehr als der eine Englische gewesen sein, den er mit ihr im Ofenwinkelchen verplaudert hatte. Wie ein Pfeil sprang sie in die Höhe und den guten Freundinnen nach, mit welchen sie zum Tanze erschienen war. David hatte die größte Lust, sie nach Hause zu begleiten, kannte aber die Frauenzimmer ihrer Gesellschaft zu wenig und war zu schüchtern, sich deren Erlaubnis zu erbitten. So waren sie denn die beiden Letzten, die den Saal verließen, er nahm ihre Hand und sagte:

„Gute Nacht, liebes Christelchen!"

Sie blickte zu ihm auf – war das eine Träne in ihren blauen, freundlichen Augen? Er fühlte einen leisen Druck seiner Hand, ein Schauer überrieselte ihn vom Kopf zur Zeh – das liebe Mädchen war verschwunden.

Junge Kameraden forderten ihn auf, mit ihnen nach Hause zu gehen; er wich ihnen aus. Er wollte allein sein und nahm einen Umweg, um nur von keinem Nachfolgenden bemerkt zu werden. O dieser Heimgang! Ihm war nicht,

als ob er den Berg nach der Stadt herniedersteige, ihm war, als ob er flöge, oder schwebe wie selige Geister.

Nach und nach ward er ruhiger, besonnener. Das bürgerliche Element, sein eigentliches Element, machte sich Bahn. Er fand, daß es nötig sei, einen Plan über seine Zukunft zu fassen, wollte den Vater bitten, seine Wanderschaft bald antreten zu dürfen, und heimgekehrt, sich im Orte niederlassen, um Christelchen freien und klein anfangen, ganz klein, wie zwei arme Menschen es müssen, aber fleißig und glücklich sein, wie die Fleißigsten und Glücklichsten auf Erden. Er konnte sich diese Vorstellung nicht weiter ausmalen, selbst in der dunklen Nacht mußte er die Augen niederschlagen vor so beschämender Freude.

In dieser seligen Stimmung kam er zu Hause an und war erstaunt, ja erschrocken, seinen Vater noch wach und seiner harrend zu finden.

„Dem Herrn Vater ist doch nicht wieder ein Unfall zugestoßen?" fragte er ängstlich.

„Nein, mein Sohn," antwortete Meister Andreas mit noch feierlicherer Stimme als gewöhnlich, „ich fühle mich nicht schwächer denn allezeit seit meinem grausamen Zufall. Ich habe deine Rückkehr nur erwartet, maßen ich heute zu einem letzten Entschlusse gekommen bin und am Tage des Trubels zu viel ist für einen ungestörten Diskurs. Du bist doch nicht müde und bist nüchtern in deinem Geiste, mein David?"

„Wach und nüchtern, Herr Vater, wie am Morgen," versetzte David, durch diese ernsthafte Einleitung ein wenig beängstet.

„So schenke mir aufmerksam Gehör, mein Sohn," sagte der Alte, besann sich ein Weilchen und fragte darauf:

„Hast du dir schon einen Lebensweg vorgezeichnet, David?"

Der Jüngling wurde rot wie Scharlach. Ist es einem Vater gegeben, in der Seele seines Kindes zu lesen? war eine Spur von einem entscheidenden Händedruck in seinen Augen geschrieben? Nach einer Pause stammelte er verlegen:

„Ich habe nur des Herrn Vaters Befehl abgewartet, um meine Wanderschaft anzutreten."

„Eine Wanderschaft wird für dich kaum notwendig sein, mein Sohn," entgegnete Meister Andreas. „Unser Gewerbe ist sozusagen kein Handwerk. Wir haben keine Innung, ich bin der einzige Tuchmachermeister im hiesigen Ort. Der Herr Bürgermeister, mein hochverehrter Gönner, sprachen heute in der Dämmriche bei mir ein und äußerten sich zufriedenstellend über das Stück blauen Tuchs, das ich mir erlaubt habe ihnen zu einem neuen Roquelaure als Präsent zu offerieren. Es war von der feinsten Nummer in unserem Laden, und der Herr Bürgermeister erklärten, daß ein solches Tuch dem holländischen nichts nachgebe und der ganzen Stadt zur Ehre gereiche. Des weiteren fügten sie hinzu, daß in Betrachtnahme deiner wohlbekannten Solidität, mein Sohn, man im Rate keinen Anstand nehmen werde, deine Mündigsprechung vor der Zeit erfolgen zu lassen und dir das Bürger- und Meisterrecht auch ohne vorherige Wanderschaft auszufertigen. Du trittst als Teilnehmer in mein Geschäft und wirst nach meinem Ableben dessen Eigentümer."

„Wie soll ich dem Herrn Vater meine Dankbarkeit bezeigen?" sagte David, gerührt die Hand des alten Mannes küssend.

„Danke mir nicht zu früh, mein Sohn," versetzte der Vater ernst; „ich stehe im Begriffe, ein schweres Joch auf

deine jungen Schultern zu laden. David," fuhr er nach einer neuen Pause fort, „David, ich kann es mir nicht verhehlen, daß meine Kräfte rasch abnehmen und daß ich dieses Jahr schwerlich überleben werde."

David fuhr erschrocken in die Höhe, der Vater hielt ihn zurück: „Sei ruhig, mein Sohn," sagte er gelassen, „ich scheide mit Freuden von hinnen, wenn ich nur gewiß bin, meinem Hause einen Herrn und meinen Kindern einen Versorger zu hinterlassen. Und dieserhalb habe ich heute nachmittag mit dem Herrn Amtmann eine Besprechung gehabt und bin gesonnen, morgen meinen letzten Willen auf dem Amte niederzulegen, insofern du, mein Sohn David, dich mit seinem Inhalte einverstanden erklärst."

Wieder wollte David einfallen, aber der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen; er hatte sich lange auf diese Ansprache vorbereitet, als auf einen feierlichen Akt am Schlusse des Lebens, und fürchtete aus dem Texte zu geraten.

„Unterbrich mich nicht, David," sagte er, „und erwäge meine Rede still für dich. Mein Haus, mein Geschäft, das gesamte Inventarium, kurzum, alles was bei meinem Tode mein heißt, vermache ich dir als Vormund deiner Geschwister; unter der Bedingung und in der heiligen Voraussetzung, daß du dieselben standesgemäß erziehen, für ihr Fortkommen sorgen und einem jeden bei seiner Großjährigkeit das kleine Kapital aushändigen willst, das ihm, nach dem im Testamente angegebenen Taxwerte, von meiner Hinterlassenschaft zusteht. Bist du bereit, David, ein so schweres Vermächtnis zu übernehmen?"

„Mit Gottes Hülfe, ja, mein Vater," antwortete der junge Mann nach kurzem Besinnen mit fester Stimme. Der

Vater drückte seine zum Gelöbnis dargebotene Hand und begann von neuem:

„Noch bin ich nicht zu Ende, mein Sohn; das Wichtigste kommt zuletzt. Du kannst diese Aufgabe nicht allein zu Ende führen, du bedarfst einer Gehülfin, einer Hausfrau; du mußt heiraten, David."

„O, mit Freuden!" fiel David, rot wie ein Scharlach, aber äußerst bereitwillig ein.

„Du wirst in zwei Monaten achtzehn; bist verständig und kräftig wie ein Dreißiger, es ist nicht zu früh, dich nach einer Ehegattin umzusehn."

„Durchaus nicht, Herr Vater, durchaus nicht," bestätigte der Sohn.

„Aber wo eine finden, David. Die Wahl ist schwer, sehr schwer, mein Sohn."

„O, ganz und gar nicht schwer, mit des Herrn Vaters Erlaubnis."

„Über die Maßen schwer, sage ich dir, lieber David, ist es, eine gesetzte, gute und reiche Frau zu finden."

„Reich? warum denn reich?" fragte David, auf einmal kleinlaut.

„Weil du arm bist und Großes bewerkstelligen sollst, David."

„Wir werden fleißig sein, und Gott wird uns segnen, wie er den Herrn Vater gesegnet hat, der auch ohne Vermögen seinen Hausstand angefangen."

„Aber nicht mit zehn Geschwistern außer der eignen Familie zu erziehn und zu versorgen. Deine Lage ist weit schwieriger, als die meinige war, mein Sohn. Du brauchst eine kluge und eine reiche Frau, sonst gehst du zugrunde. Seit Jahren habe ich in Stadt und Umgegend für dich

umgeschaut und nur ein einziges Mädchen gefunden, das wie geschaffen für dich ist."

„Und welches?" Das Wort mußte der Vater dem Sohne von den Lippen lesen, so leise lispelte er es, während sein Herz so hörbar klopfte, daß es ein Wunder ist, wie der Vater nicht dadurch gestört werden konnte.

„Meister Vogels Fiekchen," antwortete er ein wenig zögernd. Der junge Mann war wie vom Donner getroffen; er brachte kein Wort über die Lippen, und seine Augen wurzelten im Boden.

„Sie ist etliche Jahre älter als du," fuhr Meister Andreas wieder ganz geläufig fort, „und das ist viel wert zu dem Amte, das sie übernehmen soll. Ein Kind kann nicht Mutter von zehn Kindern sein. Und daß sie nicht schön ist, wird dir bald so gleichgültig werden wie nur was, Davidchen; nichts ist im Ehestand entbehrlicher als leibliche Reize; ich weiß das aus eigner Erfahrung. Aber Fiekchen ist ein braves und kluges Frauenzimmer, das deinem Hause Ehre machen wird. Sie erhält ihr Mütterliches gleich ausgezahlt und hat einmal von ihrem Vater ein schönes Erbteil zu erwarten. Mein guter Freund Vogel ist schon lange über die Sache mit mir einig; sie liegt ihm am Herzen wie mir selber, und er hat seine Tochter darum heute auf das Schießhaus geführt, auf daß die Bekanntschaft eingeleitet werde und die Angelegenheit so bald als möglich ins reine komme, sintemal Meister Vogel nicht zweifelt, daß sein Fiekchen mit Freuden ja sagen wird."

Der Vater hatte längst geendet, und der Sohn saß noch immer wie festgebannt. Ihm deuchte, er habe einen tiefen Fall getan und könne sich nicht besinnen, wo er wäre.

„Du bist betroffen, David," sagte endlich der Vater,

nachdem er vergeblich auf eine Antwort gewartet, sich erhebend, „ich nehme dir das nicht übel. Guter Rat kommt über Nacht. Überlege dir die Sache und sage mir morgen deine Resolution. Der Herr lenke dein Herz, mein Sohn, auf daß dein alter Vater mit Frieden in seine Grube fahren möge."

Fünftes Kapitel

Lebewohl, liebes Christelchen!

Wie der junge Mann diese Nacht hingebracht hat, brauche ich keinem meiner Leser zu beschreiben. Wer hätte nicht einen ersten, goldenen Traum verschwinden, oder gar einen langen, heißen Wunsch zu Grabe tragen sehen? Aber diese Wolke, welche die Erstlingsblüte seines Herzens überschwemmte, war sie segenverheißend oder niederschmetternd für sein Gemüt? Er konnte es nicht entziffern, die kalte Flut war allzu jählings über ihn losgebrochen. Die ganze Nacht hindurch saß er regungslos am Fenster seines Kämmerchens, nahm von Zeit zu Zeit einen Anlauf, sich seine Lage klarzumachen, und konnte doch niemals zum reinen Abschluß kommen. Scheute er sich, so früh seine Freiheit aufzugeben, ein Mann zu werden, ehe er ein Jüngling gewesen, und ein ernstes, gesetztes Leben zu führen vor der Reifezeit? – O nein, er scheute sich nicht. Alle seine Vorstellungen waren die eines gesetzten, ernsthaften Mannes, und noch vor einer Stunde hatte er mit Jubel daran gedacht, sich seiner Freiheit zu entledigen. – Bangte ihm vor der Last der Pflichten, die er auf sich nehmen sollte? – O nein, ihm bangte nicht; hatte er doch im guten Vertrauen auf Gottes Hülfe vorhin so freudig ja gesagt, als der Vater die ernste Frage an

ihn richtete. War die erkorene Braut ihm zuwider? – Hier stockte er – aber nein, nein, beileibe nicht zuwider; er konnte nur nicht an sie denken; er fühlte nur immer von neuem den letzten Blick aus Christianens blauem Auge, den leisen Druck ihrer warmen, weichen Hand; er mußte nur immer wieder in der mondhellen Nacht seinen Kopf hinüber nach dem Fensterchen wenden, hinter welchem das liebe Kind seine Sternkönigsfreude verträumte. Ja, das war's, das war's! Darum zitterte er und schauderte er!

Und doch in wenigen Stunden sollte er sich erklären. Er sann auf Umwege, auf Vorbehalte. Er wollte dem Vater alles geloben, alles, nur nicht dieses eine, wollte sich Aufschub, Zeit zur Prüfung erbitten. Wenn er sich nun aber erinnerte, daß gerade dieses eine der Kern und Stern von seines Vaters Beruhigung war, wenn er sich vernünftigerweise eingestehen mußte, daß der Vater recht habe und eine wohlhabende Frau zur Einlösung seines Wortes notwendig sei; wenn er zurückdachte an jene qualvolle Nacht, wo ihm kein Opfer so groß schien als der Schmerz, seine kleinen Geschwister schutz- und hülflos in der Welt zu wissen; wenn des alten Mannes Todesahnung auch ihn beschlich, seine verfallende Gestalt mahnend ihm gegenübertrat, dann wurde er wieder unruhig, schwankend und ratlos. Sein Kopf glich einem Schattenspiel, in welchem die widersprechendsten Bilder sich drängten und scheuchten. Keines vermochte er zu halten, keines zu bannen, was sollte er tun?

Der Morgen graute. Er meinte, im Freien werde er klarer werden, und ging in den Garten, der sich terrassenartig hinter dem Hause den Schloßberg hinanzieht. Hier hatte er vor acht Tagen jenes erste Vergißmeinnicht gepflückt, das jetzt bei „Jesus meine Zuversicht" vertrocknete.

Heute blühten alle Frühlingsblumen friſch und bunt – ach, er hatte keine Luſt eine Blume mehr zu pflücken!

Die Sonne ſtieg auf, ein tägliches Schauſpiel für den fleißigen Jüngling. Ob er aber in dieſem kurzen hehren Augenblicke ſchon oftmals etwas anderes empfunden hatte, als die Luſt des Erwachens und das Verlangen, zu ſchaffen? Ich glaube es nicht. Heute ſah er die Sonne aufgehen, nicht nur als den leuchtenden Tagesſtern, heute ſah er und fühlte Gottes Auge, das ſeine Welt überſtrahlt, vor deſſen Blick kein Hehl iſt und ein jeglicher unſträflich wandeln ſoll.

Unſträflich wandeln, was heißt das? Davids Enkel, vielleicht ſchon ſeinem Sohne, würde es geheißen haben: Folge deiner Neigung, deinem Herzen; das iſt Freiheit, das iſt der Gottheit Wille. Für David hieß es: Halte Gottes Gebot; ehre Vater und Mutter, tue deine Pflicht.

Mit entblößtem Haupte und gefaltenen Händen blickte der junge Mann hinauf, bis die Sonne voll und klar am Himmel ſtand, und er zerdrückte die letzte Träne, als er langſam die Terraſſen niederſtieg. Ruhig und freundlich, nur etwas bläſſer als alle Tage, trat er an ſeines Vaters Bett, faßte ſeine Hand und ſprach:

„Mein Vater, ich werde Ihren Willen tun, ſo wahr Gott mir helfe."

„So wird der Segen deines Vaters dir Häuſer bauen auf Erden und eine Hütte im Himmel," erwiderte der alte Andreas.

Und noch an ſelbigem Morgen zog der alte Andreas das geſtickte, rhabarberfarbige Sonntagshabit an und ging zu ſeinem guten Freunde, Meiſter Hans Adam Vogel, für ſeinen Sohn David um die Hand ſeiner Tochter Sophie anzuwerben, und da er ein redlicher Mann war, Meiſter

Andreas, ſo bat er ſeinen alten Freund, der Tochter in ſeinem Namen reinen Wein einzuſchenken in betreff der ſchweren Obliegenheiten, die ſie vorausſichtlich mit ihrem Ja zu übernehmen haben werde.

Am andern Morgen erſchien Meiſter Hans Adam Vogel im Hallerſchen Hauſe gleichfalls im Sonntagshabit, aber von hechtblauer Farbe, und erklärte dem Mosjö Haller in Gegenwart ſeines Herrn Vaters, daß ſeine Tochter Sophie ihr feierliches Jawort gebe und daß es ihr heiliger Wille ſei, ihrem künftigen Ehegatten eine treue Gehülfin zu werden in Anbetracht der Obliegenheiten, welche er ſeiner Familie gegenüber übernehme.

So war denn mein Urgroßvater ein Bräutigam und ſchon für den nächſten Johannistag, an welchem Tage er ſein achtzehntes Jahr zurücklegte, ſeine Hochzeit anberaumt.

Vom nächſten Sonntage ab ging David Haller nicht mehr in den großen Morgengottesdienſt, ſondern früh um fünf in die Metten. Die ganze Woche hindurch war er mit doppeltem Eifer tätig; – was galt es in einem Hauſe nicht alles zu beſchicken, in welchem binnen wenigen Wochen eine junge Frau ihren Einzug halten ſollte! – Ja, es fällt mir ſchwer, von meinem frommen Ahnherrn zu berichten, was ihm in den Augen manches guten Chriſten, an deſſen Achtung mir für ihn gelegen wäre, Eintrag tun wird; daß er nämlich ſelber an Sonn- und Feſttagen nach den Metten ſich keine Ruhe gönnte, ſondern unermüdlich beſchäftigt war, die Korreſpondenz ſeines Vaters zu führen und ſeine Bücher in Ordnung zu bringen.

Er ſah und hörte auf dieſe Weiſe keinen fremden Menſchen mit Ausnahme des Sonntags abends bei ſeinem

Schwiegervater, wo er immer einen zahlreichen Kreis von Verwandten und guten Freunden versammelt fand, und es war auf diese Weise durchaus nichts Auffälliges, sondern ganz in der Ordnung, daß er am Hochzeitstage noch nicht ein Wort unter vier Augen mit seiner Braut geflüstert und ihr, auf Ehre! noch nicht einen einzigen Kuß gegeben hatte. Gleichermaßen war es der ganzen Stadt wohl begreiflich, daß die Jungfer Vogelin vor Freude über den schmucken, jungen Bräutigam wie ein Röschen aufzublühen begann, dahingegen der Mosjö Haller, im Drange seiner vielfältigen Anstrengungen, sichtbarlich blaß und mager wurde.

Der reiche Meister Vogel ließ es sich nicht nehmen, die Hochzeit großartig auszurichten; denn mit einer stillhäuslichen Trauung, wie sein Fiekchen sie im Sinne hatte, nein, mit solchem Verstoß gegen Verwandtschaft und Freundschaft fängt man einen gesegneten Ehestand nicht an. Drei Tage wurden für die Festlichkeiten festgesetzt, vom wohledlen Magistrat beide Rathaussäle zum Zweck von Schmaus und Tanz hochgeneigtest preisgegeben, eine Gesellschaft von mehr als hundert Personen aus Stadt und Umgegend eingeladen. Sogar ein Ratsherr aus Leipzig, ein reicher Lederhändler und Geschäftsfreund Meister Vogels, stellte sein Erscheinen in Aussicht und erschien wirklich.

An jenem hochwichtigen vierundzwanzigsten Junius stand der junge Bräutigam schon vor Tagesanbruch am Fenster seines Kämmerchens. Er wäre gern in den Garten gegangen und hätte wieder die Sonne aufsteigen sehen wie an seinem Verlobungstage. Aber er durfte nicht vom Platze weichen, denn er wartete auf den Friseur.

Dieser vielgeplagte Mann hatte seit gestern mittag keinen freien Augenblick gehabt; er war ein Meister in seiner Kunst, und keiner wollte bei solcher Gelegenheit von einem geringeren bedient sein. So saßen denn manche der Gäste die halbe, ja die ganze Nacht hindurch aufrecht, ohne sich zu rühren, um das Kunstwerk auf ihren Häuptern nicht aus der Ordnung kommen zu lassen, und es ist mir nur lieb, daß der einsichtige Mann für meinen Urgroßvater eine Morgenstunde bestimmte, denn ein Hochzeitstag hat doch manche Strapaze, und ein paar Stunden nächtlicher Ruhe mögen dem jungen Bräutigam wohlgetan haben.

Jetzt blickte er hinaus auf den Markt, dessen abgebrannte Häuser zum großen Teil neu aufgerichtet standen und mit Gewinden von Kornblumen und Rosen geschmückt waren. Es war ja Johannistag heute; da hing in jedem Fenster, da lag auf jedem Grabe ein Kranz zu Ehren des Täufers. Regnete es in der Nacht oder fiel ein starker Tau und tropften am Morgen die Blumen, so hatte St. Johannes getauft, und es bedeutete Gedeihen für Haus und Stadt. Überhaupt ist Johanni ein Segenstag; was man an ihm unternimmt, gelingt; heilsame Kräuter, an dem Tage gepflückt, heilen kräftiger und schneller. Und Johanni war gleichzeitig David Hallers Geburts- und Hochzeitstag; wie hätten sein Leben und Ehestand nicht gesegnete sein und bleiben sollen!

Obendrein fiel dieser sein Hochzeitstag just auf einen Dienstag, das glücklichste Omen nach seines Vaters Meinung und Erfahrung. „Davidchen," hatte er wohl zehnmal gesagt, „machst du einmal Hochzeit, laß es ja nur an einem Dienstage sein. Ich habe drei Ehefrauen begraben und mit einer jeden gelebt wie im Paradiese; aber ich

habe ſie auch jedesmal an einem Dienstage heimgeführt.“ Wäre Johanni auf einen Mittwoch oder Freitag gefallen, die Tage des Verrates und Todes unſeres Herrn, Meiſter Andreas hätte den Segen des Täufers drangegeben und die Hochzeit ſeines Sohnes auf nächſten Dienstag verſchoben, vorausgeſetzt, daß hinter dem Datum kein Krebszeichen im Kalender ſtand.

Kurzum: alle Vorbedeutungen waren die günſtigſten für meinen Urgroßvater, als er ein Viertel nach neun in die haushohe, gelbe, blumenbekränzte Gevatterkutſche, die einzige Staatskaroſſe des Städtchens, ſtieg, um ſeine Braut zur Kirche abzuholen. Es würde wohl keinenfalls ſchicklich für einen Bräutigam geweſen ſein, ſich allein in der Hochzeitskutſche mit ſeiner Braut zu unterhalten. Natürlich tat es mein Urgroßvater auch nicht. Aber wenn es ſich nun auch geſchickt hätte, ja wenn es erforderlich geweſen wäre, was in aller Welt hätte er wohl ſagen ſollen? Die Situation war gar zu neu für ihn. Die Braut ſprach ſelbſtverſtändlich auch nicht; beide ſaßen ſtumm, mit niedergeſchlagenen Augen nebeneinander, erſt in der Kutſche, dann in der Sakriſtei, in welcher ſie die ſich nach und nach verſammelnden Gäſte erwarteten. Die Vornehmſten wurden im Brautwagen abgeholt, andere mit geringeren Vehikeln befördert, etliche in Sänften getragen; die jüngeren Männer gingen zu Fuß, und ſo dauerte es denn eine gute Weile, ehe der Zug ſich ordnete.

Im Schiffe der Kirche, wie auf den Emporen, ſtand es Kopf bei Kopf; noch bei keiner Gelegenheit hatte man die Kirche ſo voll geſehen. Die Traurede war lang und erhebend. Selbſt der Ratsherr aus Leipzig verſicherte, ſelten entſprechendere Worte vernommen zu haben. Allgemeines

Aufsehen erregte insbesondere eine Stelle, welche der Herr Superintendent zum gerechten Ruhme des Brautpaares anbrachte. „Ihr schließt eueren Ehebund", so lautete sie ungefähr, „aus Gott wohlgefälligen Gründen, nicht aus vergänglichem Gelüste schließt ihr ihn. Du, vielgeliebte Braut, achtest nicht auf Rang noch Reichtum und solche Schätze, welche Motten und Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen; und du, teuerster Bräutigam, fragst wenig nach Jugend und Schönheit des Leibes, oder solchen Gaben, die da schneller verwelken als Gras oder verblühen wie die Blume des Feldes" usw. usw.

Ja, das war treffend und schön ausgedrückt! Auch mag die ernste, an diesem Tage wieder sehr blaß aussehende Braut diesen geistlichen Ruhm wohl noch tiefer als alle anderen empfunden haben, denn die Frau Postmeisterin, welche ihr gegenübergestanden und sie aus purer Teilnahme nicht aus den Augen gelassen hat, will bemerkt haben, daß sie bei der Stelle von Jugend und Schönheit purpurrot geworden und mit der Hand nach dem Herzen gefahren sei.

Nach der Trauung fuhr man gleich auf das Rathaus, um vor der Tafel noch die Glückwünsche und Geschenke der Gastfreunde entgegenzunehmen. Die junge Frau wurde von allen Müttern und Töchtern auf das herzlichste umarmt und geküßt, auch von den verheirateten Männern, nur natürlich nicht von ihrem eignen. Derselbige war eben fertig mit allen Verbeugungen und Händedrücken an jung und alt und stand in einer der tiefen Fensterischen des Saales zagend und ungewiß, was nunmehro von ihm verlangt werden könne, als eine kleine, zierliche Gestalt, die ihren Glückwunsch noch nicht gestammelt hatte, ganz leise

auf ihn zugetrippelt kam. Christiane in ihrem schwarzen Abendmahlskleide!

David hatte während der gesamten Feierlichkeit seine Augen so wenig vom Boden erhoben, daß er sie heute zum ersten Male gewahr wurde, eigentlich zum ersten Male seit jenem glücklichen Sternkönigsabend. Er fühlte sein Herz zusammenbeben, ihm war zumute wie einem Verbrecher. Sie hatte wie alle anderen sagen wollen: „Gottes Segen zu Ihrem Ehebunde, Herr Haller!" Aber Tränen erstickten ihre Worte; sie reichte ihm nur stumm die Hand und hielt die andere vor ihre tropfenden Augen. Aber David verstand ihre Absicht, er drückte ihre Hand und flüsterte:

„Lebe wohl, liebes Christelchen!"

Und zwei große Tränen rannen über seine Wangen.

Sechstes Kapitel

Von einer braven Frau

Mit diesem Lebewohl bin ich an einem wichtigen Punkte im Leben meines Helden angekommen; ich sinne und messe und rechne nur immer noch an welchem. Der nachsichtige Leser hat mir zwar zugestanden, keinerlei Kunstansprüche an mich oder meinen Urgroßvater zu machen. Wenn ich aber dieses teueren Mannes Figur auf seinem Bilde, wenn ich seinen gesamten Lebenswandel in Betracht ziehe, so finde ich in beiden ein so herrliches Ebenmaß, daß es mir würdig, ja beinahe unerläßlich erscheint, auch seine Geschichte nach einer edlen Regel zu ordnen. Zum Exempel nach der vom goldenen Schnitt, die sich, nach allem, was ich von ihr verstehe, ausnehmend für ein Bürgerleben zu eignen scheint.

Minor, Major, Summa. Nun, die Summa wäre klar: nämlich das Leben; die beiden Teile, in welche sie zerfällt, sind das ledige Leben und das eheliche. Die Hochzeit ist der goldene Schnitt, der sie scheidet. Soweit wäre alles in der Ordnung. Aber nun kommt die Schwierigkeit: welches soll Major sein, vor der Hochzeit oder nachher? Wenn ich die Ereignisse zusammenzähle und die Aufregungen, welche sie in meinem Urgroßvater hervorgerufen haben: den Brand, die Leiche, das Abendmahl, das Sternschießen et cetera, so müßte vor der Hochzeit Major sein, ich bringe nachher nicht so viele wieder zusammen. Aber für diese Einteilung will wieder die Zeitrechnung gar nicht stimmen. Der Leser weiß, daß mein Urgroßvater an seinem Hochzeitstage erst achtzehn Jahr alt wurde, und da er ein Alter von achtundsiebenzig erreichte, so blieben mir sechzig für den Minor, das ist höchst unbillig und ohne Kunstgeschmack, namentlich bei einem so tätigen und resoluten Helden wie dem meinen.

Ich komme aus diesem Labyrinthe nicht heraus: vor der Hochzeit soll nicht Major sein, nach der Hochzeit auch nicht, aber doch die Hochzeit der goldene Schnitt; so bleibt mir nur eine schwache Hoffnung, den letzteren noch bei einer anderen Gelegenheit anzubringen, welche die herkömmliche Ordnung eines Menschen- und Bürgerlebens nicht wesentlich abändert, in der Tat aber ein späteres Minor finden läßt, das sich zu dem früheren Major verhält, wie dieses zu der Summa beider, also strikte nach der Regel. Diese Gelegenheit gegenwärtig näher zu bezeichnen, untersagt mir die Sorge für die Spannung meines geliebten Lesers. Ich habe mein künstlerisches Streben an den Tag gelegt, mit meinem Helden geht es noch immer bergauf, und ich fahre getrost in seiner Geschichte fort.

So begann denn David Haller jenes Wirken und Weben, das nicht nur seiner Familie, nicht nur seiner Stadt, nein, seiner ganzen heimatlichen Gegend zu einer Quelle des Segens geworden ist. Er wurde der erste, große Industrielle viele Meilen in der Runde, wurde Landwirt, Fabrikant und Kaufherr, und das alles auf ganz unmerklich sicherem Wege. Organisch, würde man heute sagen, entwickelte sich eines aus dem anderen, aus dem Kleinen das Größere, aus dem Größeren das Große. Kein Zug von den halsbrechenden Spekulationen, welche in unseren Tagen Millionäre zu Bettlern und Bettler zu Millionären machen.

Er fing damit an, das Heiratsgut seiner Frau zur Erweiterung seines Betriebes zu verwenden, kaufte die Wolle von den umliegenden Gütern, ließ sie kämmen, im Winter von den Bauern der Gegend spinnen, in städtischen Werkstätten sie zu Tuchen verarbeiten. Wo Tauben nisten, fliegen Tauben zu. Der erworbene Überschuß ward in Grund und Boden angelegt, eine bedeutende Schäferei gegründet, auf diese Weise ein Teil der zu verarbeitenden Wolle selber erzeugt und die Schafzucht veredelt. Mit jedem Jahre wuchsen nach außen hin Einfluß und Ansehen, nach innen Wohlstand und Gedeihen des Hauses Haller. Dieses alles steht aber im Gedächtnis der Nachkommen seiner Mitbürger und überdies in unserer städtischen Chronika verzeichnet. Es ist nicht das, über welches ich zu berichten habe.

Meister Andreas hatte seine gebrechliche Natur richtig abgeschätzt: ehe das Jahr zu Ende ging, starb er, und diesmal, ohne hienieden wieder aufzuwachen. Wie er es angeordnet, wurde seine Familie nun die seines Sohnes, und David Haller löste sein Jünglingswort als ein Mann. Er erzog seine Geschwister zu einem tüchtigen bürgerlichen Leben,

die Brüder zu einem Gewerbe, je nach Neigung und Fähigkeit, die Töchter zu sittsamen, fleißigen Hausfrauen. Sobald die ersteren selbständig wurden, die letzteren heirateten, und im Laufe der Zeit taten sie es alle, zahlte und stattete er sie aus nicht nach ihrem Anspruche an das kleine väterliche Erbe, sondern nach der großmütigen Fürsorge des brüderlichen Vormunds, und blieb auch in Zukunft ihr Rater und Helfer in jeglicher Not.

Aber Christiane, was wurde aus ihr? War der gewissenhafte Mann in dem zartesten Punkt so fühllos? Dachte er in seinem Schaffen und Wirken nie mehr an das selige und an das traurige Lebewohl von dem lieben, blauäugigen Kinde? Teurer Leser, wenn ich wahrhaftiglich berichten soll, so kann ich dir diese Frage nicht beantworten. Keine Seele hat meinem Urgroßvater eine derartige Erinnerung angemerkt, und in der Tat hat er auch sehr wenig Zeit für Erinnerungen gehabt. Überdies sah er Christelchen nicht wieder, und was das Sehen bei derartigen Stimmungen auf sich hat, das ist ja eine allbekannte Sache. Kurzum, lieber Leser, ich weiß es nicht.

Nachholen aber will ich an dieser Stelle, was ich an der rechten zu erzählen vergessen habe: nämlich, daß die kleine Löfflerin am zweiten Tage der Hochzeit beim Tanzfeste nicht erschien. Sie habe sich gestern beim Schmause den Magen verdorben, meinte die Frau Schösserin, die sich durch dieses Unwohlsein ihres Töchterchens nicht abhalten ließ, bis nach dem Großvater wacker beim Tanzen auszuhalten. Denn bei derlei Gelegenheiten machte alles seinen Sprung, jung wie alt, was nur Beine hatte und sie noch rühren konnte.

Indessen verbreitete sich schon an jenem Abend unter der Hochzeitsgesellschaft eine schier unglaubliche Munkelei. Es

sollte gestern bei Tafel richtig geworden sein zwischen der kleinen Löfflerin und ihrem Tischnachbar Keller, dem Russen. Die Meister Andreas und Hans Adam schüttelten die Köpfe, ließen auch ein warnendes Wörtchen gegen die Mutter Schösserin verlauten. Der Keller, meinten sie, sei trotz seiner grauen Haare ein Larifari, der nichts als Raupen im Kopfe habe, und seine Torfgrubenspekulation, die breche ihm bei guter Zeit den Hals; denn welcher Mensch mit gesunden fünf Sinnen werde sich seine Öfen durch schwarze, stinkende Erde verschmieren lassen, wenn ihm das schönste Buchenholz in Fülle zu Gebote stehe?

Die Frau Schösserin mußte diesen Einwänden Beifall geben; mit dem Rumor hatte es aber dennoch seine Richtigkeit. Der alte Hagestolz hatte wirklich gestern beim ersten Spitzgläschen nach der Suppe Feuer gefangen und, Sonderling wie er nun einmal war, gegen allen Brauch und Anstand, ohne jegliche Präliminarien und Mittelspersonen seiner hübschen Nachbarin schon beim Braten einen Antrag gemacht; ja, mehr noch! – so ansteckend wirkt die erste Lizenz – noch beim Kuchen des jungen Mädchens Jawort aus ihrem eigenen Munde erhalten.

In wenigen Wochen waren sie Mann und Frau. Daß sie keine Hochzeit ausrichtete, konnte man der armen Witwe allerdings nicht für ungut nehmen; daß aber eines Vormittags gleich nach dem dritten Aufgebote das Brautpaar, bloß von der Mutter begleitet, über Land fuhr, um sich in einer elenden Dorfkirche still und verstohlen zusammengeben zu lassen, wie arme Sünder, machte natürlich viel Rederei. Sie schienen sich indessen wenig darum zu kümmern, zumal sie bald darauf die Stadt für immer verließen. Keller hängte die Kürschnerei an den Nagel und zog einige Stun-

den seitab in einen Flecken nahe den Feldern, unter welchen er die verdächtigen Braunkohlenlager erwittert hatte. Die Schöfferin folgte ihren Kindern nach; bald waren alle drei im Städtchen so gut wie vergessen und will's Gott! mitsammen glücklich geworden.

Und endlich Sophie, die ältere, ernste, unschöne Sophie, ward denn auch sie nun glücklich? Konnte, lernte ihr junger schöner Mann sie lieben? Ja, mein guter Leser, wenn ich nur wüßte, was du unter „lieben" verstündest? Im Bürgerstande vor hundert Jahren fühlten die Menschen, welche ein Ehepaar werden wollten, sich beileibe nicht von einer geheimnisvollen Naturgewalt, die man späterhin „Liebe" nannte, zueinander getrieben, ohne daß sie eigentlich gewußt hätten warum. Man liebte sich, weil man sich kannte, nicht, weil man sich nicht kannte; die Liebe war ein Akt des Charakters und eine Wirkung der Gewohnheit; man wollte einen Zweck, nicht eine Person. Darum gab es auch so wenig unglückliche Ehen in jener Zeit.

Ich weiß recht wohl, welche erhabenen Gefühle jene ehrbaren verdrängt haben; ich weiß, daß auch diese erhabenen Gefühle wieder ein überwundener Standpunkt geworden sind, daß wir, als freie Menschen, zwar die Liebe in allen ihren Stadien zu zergliedern, vielleicht auch zu durchlaufen vermögen, aber nur selten noch aus Liebe in den Ehestand treten, sondern entweder aus greifbareren Gründen, oder gar nicht: alles dies weiß ich und noch manches nebenbei sogar aus Erfahrung über diesen delikaten Punkt; ob aber mein Urgroßvater meine Urgroßmutter wirklich geliebt hat, in irgendeinem neueren Sinne geliebt, das weiß ich wahrhaftig doch wieder einmal nicht.

Soviel steht indessen fest: David Hallers Hausstand

wurde das Muster der Stadt. Niemals fand selber die Frau Postmeisterin einen Makel: keine Laune der Frau, keine Ausschreitung des Mannes, keinen Hader unter Arbeitern und Gesinde. Alles ging seinen leisen, aber sicheren Schritt. Man sah Frau Sophie fast niemals außer ihrem Hause, selber nicht regelmäßig in der Kirche. Sie kränkelte und lebte vorzugsweise in ihrem Zimmer im oberen Stock, von welchem aus sie das große Hauswesen führte, ordnete und anleitete, was ihre heranwachsenden Schwägerinnen als tätige Schaffnerinnen ausführten. Es blieb ihr dabei noch immer manche stille Stunde, um sie, freilich ganz gegen die Gewohnheiten ihres Standes, bei einem Buche zu verbringen, mit welchem ein Bruder ihrer seligen Mutter, ein Studierter und Professor an der Thomasschule in Leipzig, ihr gelegentlich ein Präsent zu machen pflegte, so daß sie nach und nach eine gar artige, kleine Sammlung besaß. Auch ihrer Musik war sie treu geblieben, nur daß sie jetzt nicht mehr, wie als Mädchen, am späten Abend ihre Lieder sang, sondern in der Dämmerstunde, ehe ihr David kam.

Ach, warum kam er doch immer so spät und blieb so kurze Zeit, der geliebte Mann? Sooft Sophie seinen Tritt zur gewohnten Stunde hörte, wurde sie rot bis unter die Spitzen der Haube und das bis zu ihrem Ende, niemals ist sein Kommen oder Gehen ihr gleichgültig geworden. Ja, fast will mich bedünken, ihre Liebe habe einen volleren Pulsschlag gehabt, als jenen ehrbar behaglichen, eheständischen Takt, dessen ich oben erwähnte.

Wie glücklich war sie, wenn ihr David abends einmal nicht gar zu ermüdet bei ihr weilte, wenn er ein Stündchen mit ihr plauderte und nicht nur von der Wirtschaft; oder gar, wenn er sie bat, ihm etwas zu singen oder vor-

zulesen. Sie wählte dann immer ein Stück von seinem Gellert, dem Dichter, den er schätzte und liebte wie keinen sonst. Ja, noch als Greis habe ich ihn mit Tränen der Rührung „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" und mit Tränen des Vergnügens die Geschichte „vom Hute" und „vom grünen Esel" rezitieren hören.

Nur in einem einzigen Punkte stimmte mein Urgroßvater nicht mit seinem Dichterliebling überein, das war dessen Spott über die Weiber und Scheu gegen die Ehe. Nein, David Haller schloß keinen Abend seine Augen, ohne Gott recht von Herzen für eine so tugendhafte und kluge Ehefrau, wie seine Sophie war, gedankt zu haben.

Ehe es wieder Johanni wurde, gebar sie ihm einen Sohn. Sie war schwer krank, so daß der alte Hans Adam einen berühmten Professor aus Leipzig holen mußte, um ihr wieder aufzuhelfen. Der Professor verordnete der zarten Frau in Zukunft Stille im Hause und Bewegung im Freien: eine kuriose Vorschrift für eine Bürgersfrau jener Zeit, wo just das Gegenteil in der Ordnung war. Aber in diesem wohlgeregelten Hauswesen konnte auch solch eine Vorschrift durchgeführt werden, ohne eine Störung hervorzubringen.

Der Knabe blieb ihr einziges Kind. Sie nannten ihn Joseph. Der Vater dachte dabei an den frommen biblischen Namensahn, der Mutter schwebte noch außerdem ein neueres Bild vor der Seele: die schöne, edle deutsche Kaiserin mit ihrem Erstgeborenen auf dem Arme, umringt von einem Volke, das ihre Anmut und Hoheit wie ihr Unglück todesmutig begeisterte. Sophiens Sohn sollte Joseph heißen, wie einst sein Kaiser heißen würde!

Ich will bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß meine mütterlichen Ahnen dem kühnen, philosophischen

König, welchem Europa eben im Begriffe war den Namen des Großen beizulegen, recht von Herzen abhold waren, ja fast ihn verachteten. Freilich zum Abholdsein hatten sie Grund; denn was mußten ihr Land, ihre Gegend und selber die Stadt nicht alles durch ihn leiden! Was aber die Geringschätzung anbelangt, so war allerdings einer seiner glänzendsten Siege in unserer Nachbarschaft erfochten worden, ist aber der Glückliche denn auch immer der Gerechte? Hatten nicht feige, übermütige Verbündete das deutsche Heer in ihr Verderben gezogen? Hatte man irgend etwas Majestätisches oder Heldenartiges in der dürftigen, gebeugten Figur des Siegers zu erkennen vermocht, als er im abgetragenen Mantel, mit kotigen Reiterstiefeln vor und nach der Bataille unsere Stadt passierte? Mußte man es nicht höchst unköniglich, ja höchst unanständig finden, was er zu der gnädigen Frau, der Gemahlin des reichsten Gutsbesitzers unserer Pflege, gesagt hatte, als er nach jener Schlacht auf ihrem Schlosse übernachtete? Der Gutsherr war kurfürstlich königlicher Kammerherr, und da er den Zorn des übermütigen Triumphators fürchtete, hielt er sich während dessen Anwesenheit verborgen, wie man munkelte im Schafstall. Seine Gemahlin dahingegen, ihr siebenjähriges Söhnchen in kurfürstlicher Fähnrichsuniform an der Hand, war couragiert genug, den königlichen Gast an der Pforte ihres Schlosses zu empfangen und mit würdevollem Anstand die Abwesenheit ihres Gemahls zu entschuldigen. Der hohe Herr geruhten sich längere Zeit mit der schönen, klugen Dame zu unterhalten und ihr beim Abschiede die Hand reichend zu sagen: „Ein Glück, Madame, für Ihr Haus und Ihren Sohn, daß Sie die Hosen angezogen haben statt Ihres Gemahls."

Die Hosen! Man wollte es anfänglich in der Bürgerschaft nicht glauben, daß Er „Hosen" gesagt und noch obendrein zu einer Dame von Adel, einer geborenen Gräfin. Es wurde aber von Ohrenzeugen versichert, und mein Urgroßvater hatte einen Grund mehr, an dem Helden des Tages zu zweifeln und seinen Kurfürsten zu verehren, dessen Lippen ein solcher Ausdruck nimmermehr verunziert haben würde.

Siebentes Kapitel

O Joseph!

Das war ein gewaltiger Sprung vom kleinen Joseph zum großen Friedrich! Ich tue ihn retour und bin nun wieder bei dem Knaben und seiner Mutter.

Er wurde ihre Welt. Von seinem ersten Lebenstage an, darf man wohl sagen, war er des Vaters Widerspiel: klein, dürftig, schwarz und traurigen Auges. Aber sie liebte ihn wie ihren David, ja, wenn Liebe sich wägen ließe, mehr als ihren David: denn David brauchte ihre Liebe nicht, und Joseph lebte von dieser Liebe. Tag und Nacht kam er nicht von ihrer Seite; seine kleine Wiege wurde ihr nachgetragen, wenn sie auf der Terrasse hinter ihrem Hause saß; die warme Sonne tat ihnen beiden so wohl. Sie sang auch mehr als sonst, seitdem sie ihn besaß, denn der Kleine wurde immer still und freundlich, sobald sie sang. Überhaupt waren es nur zwei Triebe, welche sich gleich früh und gleich stark in dem Knaben hervortaten: die Liebe zur Mutter und die Liebe zur Musik. Seine kleinen Händchen reichten noch nicht an die Tasten, als er schon auf eine Fußbank kletterte und die Melodien, die er von seiner Mut-

ter hörte, nachzuspielen suchte. Im regelmäßigen Lernen dahingegen zeigte er sich späterhin schwach, Lesen- und Schreibenlernen fiel ihm schwer, Rechnen war und blieb ihm ein Greuel, eine verschlossene Welt seines Vaters Zahlenwelt. Die Lehrer konnten wenig Hoffnung auf ihn bauen und bedauerten den tüchtigen Vater um dieses einzigen, schwächlichen Kindes willen.

Und dieser Vater? Ich habe eine Bemerkung gemacht, lieber Leser; wahrscheinlich keine neue, da sie aber die einzige Bemerkung in meiner ganzen Geschichte ist, will ich sie dir nicht vorenthalten. Ich habe nämlich gefunden, daß die Vaterliebe, wie stark auch immer der Trieb, nicht jederzeit fertig ist wie die Liebe der Mutter, daß sie oft sich erst an einem Spätlingskinde, ja an einem Enkel in voller Macht erweist. Und so vermute ich denn auch, daß der neunzehnjährige David etwas zu jung war für das Vatergefühl und etwas zu unerfahren für die Kindererziehung. Er sah den Knaben wenig, aber wenn er ihn sah, schüttelte er den Kopf. Schüchtern oder trotzig, verschlossen, niemals fröhlich mit andern Kindern spielend, klimperte der Junge auf dem Klavier oder hockte, nachdem er einmal die Mühe des Lesenlernens überwunden hatte, in einem Winkel und las, aber nicht in seinen Schulbüchern oder anderen erbaulichen und nützlichen Schriften, sondern bunt durcheinander allerlei phantastische Kost, wie der Zufall sie ihm in die Hände würfelte.

Was sollte aus dem Knaben werden? Die Frage wurde immer bedenklicher, je näher die Entscheidung über einen Beruf heranrückte. Es gab im Grunde nur einen einzigen für ihn, das fühlte auch die Mutter: der alleinige Sohn und Erbe mußte das immer mehr emporblühende Geschäft

des Vaters handhaben lernen, um es eines Tages fortführen zu können. Freilich eignete er sich gar wenig dafür. Indessen wofür denn mehr? Studieren? Gelehrter, Prediger, Advokat, Arzt werden? Aber Joseph wollte ja nicht lernen, wann und was er sollte. Wozu hatte er denn Lust? Zur Musik allerdings. Aber Musikant? Der Sohn des reichen, angesehenen David Haller Stadtpfeifer oder Organist? Nein, der Gedanke konnte selbst seiner zärtlichen Mutter nicht beikommen; auch ihrem Sinne nach stand es fest: des Sohnes Beruf sei, den Bau des Vaters fortzuführen, bei dessen sicherem Fundament die spätere Arbeit ja auch schwächeren Händen gelingen werde. Sie sann und sann und wußte endlich ihren Mann für den ersonnenen Ausweg zu gewinnen, wie sie denn in allen Stücken einen entscheidenden Einfluß auf ihn übte, sooft sie einen solchen begehrte. David fand ihre Ansichten immer so vernünftig und gütig, so unwiderleglich, daß er die seinigen jederzeit zurückzog, noch ehe er sie ausgesprochen hatte. In betreff von Josephs Erziehung aber sah er sich selber so ratlos, daß Sophiens Einsicht immer seine einzige Zuflucht blieb.

Wohl fühlte er sein Blut zuzeiten kochen, wohl nahm er hin und wieder einen Anlauf, mit handgreiflicher Strenge gegen Trägheit und Eigensinn zu Felde zu ziehn. Aber der verschmitzte Junge war selten aus seinem Asyl in der Mutter Nähe hervorzulocken, und wenn diese dann dem erzürnten Vater mit aufgehobenen Händen entgegentrat und flehete: „Aber, mein David!" da war der Angriff mit diesem einzigen Worte zurückgeschlagen.

Es wurde demnach beschlossen, Joseph in Leipzig die Handlung erlernen zu lassen; nach zwei Seiten hin ein angezeigter Ausweg, da nach der einen das Hallersche Geschäft

sich je mehr und mehr aus einem gewerblichen in ein kaufmännisches umwandelte; nach der anderen die große Stadt zu mannigfaltiger, des Knaben Neigung entsprechender Ausbildung Gelegenheit bot. Ein namhaftes Handelshaus sollte ihn in die Lehre, der Oheim an der Thomasschule in Kost und Obhut nehmen.

Ein halber Tod war für Sophie das Scheiden des geliebten Kindes, des unzertrennlichen Gefährten ihrer stillen Tage. Auch nahmen ihre Kräfte von der Zeit an sichtlich ab, und nur des Montags, wo regelmäßig Josephs Briefe eintrafen, flackerten sie flüchtig wieder auf. Briefe? Nein, Tagebücher sollen es gewesen sein und wirklich recht interessante Schriftstücke, nicht bloß für seine Mutter. Schade, daß sie nicht auf den Enkel gekommen sind!

Ein ganz absonderliches Verhältnis würde aus diesem Briefwechsel herauszulesen gewesen sein, das heißt ein absonderliches für meiner Vorfahren Zeit und Stand. In keinem Verhältnis wurden ja einstmals weniger Worte gemacht als in dem zwischen Eltern und Kind; durch Gehorsam bezeugte man sein Vertrauen, nicht durch Vertraulichkeit. Ob nun mit der ungebundenen Rede und Gegenrede die Geratenheit ab- oder zugenommen hat? Über diese wichtige Frage der Erziehungsstatistik ist mit meiner großelterlichen Korrespondenz ein bedeutendes Material verloren gegangen.

Der träge, träumerische Knabe soll eine Sprache geführt haben, eine Feder, wie selber seine Mutter sie ihm nimmer zugetraut haben würde. Wie wußte er die Eindrücke der großen Stadt zu schildern! Den Gelehrtenverkehr in des Oheims Hause, die Gewandhauskonzerte jeden Donnerstag, und vor allem das Theater, diese Feenwelt, das Theater!

O, welches mütterliche Herz könnte es meinem urgroßmütterlichen verargen, daß es so eifrig dafür Sorge getragen hat, seinem Liebling diese Herrlichkeiten nicht verlöschen zu lassen! Mit anderen Worten: des Lieblings leere Börse immer von neuem zu füllen und in diesem einen, außereinzigen Stücke mitunter sogar gegen den Willen und hinter dem Rücken ihres David zu handeln?

Was nun Vater David anbelangt, so fragte er bei jedem Meßbesuch den Lehrherrn nach seinem Gutachten über den Sohn und erhielt jederzeit eine Antwort, welche ihm für den Augenblick grundwenig Klarheit gab, mit welcher er sich jedoch immer von neuem zufriedenstellte, nachdem er ihre Auslegung aus dem Munde seiner klugen Sophie vernommen hatte.

Dem Namen nach war Joseph also ein Handlungsdiener; in der Tat aber führte er das Leben eines Studenten. Ich meine nicht das eines Studierenden, sondern eigentlich das Gegenteil. Der Oheim war Pädagog, konnte sich daher um die Erziehung von Angehörigen nicht kümmern. Er hegte überdies bis zum letzten die Hoffnung, das Hallersche Elternpaar von der kaufmännischen Laufbahn ihres Sohnes abzulenken und diesen selbst für die eines Gelehrten zu gewinnen, die der Oheim als die einzige ehrenvolle des Bürgerstandes schätzte. Wahrscheinlich, aber diplomatisch nicht festzustellen ist es auch, daß es jener philologische Einfluß gewesen ist, der den Lehrherrn veranlaßte, dem Volontär Haller mehr als üblich durch die Finger zu sehen. Wie weit es derselbe daher in der Wissenschaft der doppelten Buchführung gebracht hat, möge zu bemessen dem Enkel erlassen bleiben.

Mit Genugtuung dahingegen darf versichert werden, daß Joseph während seines dreijährigen Leipziger Aufent-

haltes drei musikalische Instrumente mit angenehmer Fertigkeit spielen lernte, daß er die Bildungsstätte des Theaters selten unbesucht und wenig schöngeistige Nummern des Meßkatalogs unerforscht gelassen hat. Daß er das Zopfband löste und seinen Haarwuchs in teutonischer Freiheit auf die Schultern wallen ließ, daß er statt der Schnallenschuh Kniestiefeln und statt der Kniehosen lange Pantalons anlegte, auch noch für anderweitige Menschenrechte schwärmte, braucht vielleicht nicht erst, soll aber doch gebührentlich in Erwähnung gebracht werden.

Er war in diesen drei Jahren nur dreimal zu Hause gewesen und hatte seine geliebte Mutter jederzeit so freudig belebt, ihre bleichen Wangen so jugendlich gerötet gefunden, daß er die Fortschritte ihrer zehrenden Krankheit nicht bemerkte. Auch ihr Gatte täuschte sich über dieselben, da er Sophie nur in den erregenden Abendstunden sah und nie eine Klage aus ihrem Munde hörte.

Es waren die ersten Tage des März, die so heimtückisch den Frühling heucheln und für Kranke doch zerstörender als selbst der Winter sind. Da geschah es eines Morgens, daß David, seelenruhig vor seinem Pulte schreibend, in dringender Eile hinauf zu seiner Gattin gerufen ward. Er war betroffen; in einer neunzehnjährigen Ehe kam es zum ersten Male vor, daß Sophie die regelmäßige Tagesordnung durch ein Verlangen unterbrach.

Er fand sie freundlich ernst wie immer, aber bleich und sichtlich matt auf ihrem Ruhebett liegend. Sie winkte ihn dicht an ihre Seite, faßte seine Hand und sprach mit leiser Stimme:

„Ich fühle es rasch mit mir zu Ende gehen, mein David, darum – –"

Er war wie vom Blitz getroffen; in tödlicher Angſt trieb er das Mädchen nach dem Arzt, wollte ſelbſt fortſtürzen, um Hülfe zu ſuchen.

„Laß das, Lieber," ſagte Sophie, ihn bei der Hand zurückhaltend, „er hilft mir nicht mehr. Bleibe bei mir, David."

Er ſetzte ſich auf die Bettkante. Die Bruſt war ihm zugeſchnürt. „David," fuhr ſie nach einer kleinen Stille fort und errötete dabei zum letzten Male im Leben: „David, du haſt mich nicht lieben können, aber du biſt ſehr, ſehr gütig gegen mich geweſen. Gott ſegne dich dafür."

„Ich dich nicht lieben können, Sophie?" ſchrie David verzweiflungsvoll auf. „Dich nicht lieben, Sophie? Welche Frau verdiente höhere Liebe? Biſt du nicht der Stolz meines Herzens und der Segen meines Hauſes geweſen?"

Sie verſuchte ſeine Hand zu drücken und ſah zu ihm auf mit einem Blick, in welchem er ſchon die Verklärung zu erkennen glaubte, ſo viel Wehmut und ſo viel Seligkeit lag zugleich darin. Ihm wurde immer bänger, und der Arzt kam nicht.

„David," begann Sophie von neuem, „mein Herz iſt ſchwer um Joſeph. O, wär es bei mir, das geliebte Kind! Aber nein, nein. Ich danke Gott dafür, daß er mich nicht ſterben ſehen muß. Ach, mein David, liebe ihn, wie ich ihn liebe. Habe Geduld mit ihm, David. Er iſt nicht wie du; nicht ſtark und feſt wie du. Schone ihn, liebe ihn auch um meinetwillen."

„Du wirſt leben, Sophie," rief David, indem er zerknirſcht an ihrem Bette niederſank, „für mich und Joſeph leben."

„Droben!" hauchte ſie mit einem Blick gen Himmel.

Ein Vaterunſerlang ſchwiegen er und ſie. Beide hatten

ihre Hände gefaltet. Dann hob Sophie mit kaum hörbarer Stimme wieder an: „Versprich mir, David – –"

„Alles, Sophie, alles, was dir Frieden gibt," sagte David, seine Hände ringend, unter bitterlichen Tränen.

Sie unterdrückte ein Schluchzen, sie rang in einem nicht bloß körperlichen Kampf; nach einer Pause aber sprach sie mit einem Rest von Kraft und voller Klarheit: „Du bist noch so jung, David, so lebenskräftig, du kannst nicht allein bleiben. Für dein Herz und Haus bedarfst du der Gefährtin. O, wie oft in diesen Jahren, da ich meinen Tod vorausgefühlt, wie oft hat meine Seele gesucht nach einer, der ich meinen Platz, der ich dich und Joseph gönnen möchte, die jünger und liebenswerter ist als ich, aber euch liebt, wie ich euch liebe. – Nur eine nicht, – David, – nur sie nicht, – David – –"

Ihre Stimme versagte. Man hörte die Tritte des Arztes auf dem Flur.

„Um Josephs willen – nur sie nicht, – nicht sie, – o Joseph!" keuchte Sophie. Ein roter Strom entquoll ihrem Munde. Der Arzt trat ein. Angstvoll starrte ihr Auge in das ihres Gatten wie um Trost in ihrer Todesqual. Kaum eine Minute – und die Qual war zu Ende.

Achtes Kapitel

Noch einmal: O Joseph!

Joseph stand am Grabe, als seine Mutter versenkt ward. Seine Knie schwankten. Er wäre in die Grube getaumelt, wenn der stärkere Vater ihn nicht gehalten hätte. Nie hat ein Sohn inniger um seine Mutter getrauert. Es war sein erster Schmerz und der einzige, den er begriff. Alles

andere dünkte ihm gleichgültig. Er wußte nicht, was fortan mit dem Leben beginnen. Sollte er nach Leipzig zurückkehren, wo er so glücklich gewesen war? Fort aus den Räumen, die ihre Gegenwart geheiligt hatte, fort von ihrem Grabe? Zum ersten Male im Leben regte sich überdies in ihm ein Keim von dem Triebe, welcher das Lebensprinzip seines Vaters war, von dem Triebe einer Pflicht. Durfte er den Vater verlassen? Mußte er nicht versuchen, ihm ein Gefährte, ein Gehülfe zu werden? Aber wie das beginnen, wie sich sammeln zu gleichgültigem Tun nach dem ungeheuersten Schmerz?

Anders der Vater. Auch er trug Herzeleid; auch er fühlte, daß ein guter Geist aus seinem Hause gewichen sei, er weinte nachts in seiner Kammer und suchte im Gebet die Selige heim am Throne ihres Herrn. Aber das besonnene Tagewerk ward nicht durch seine Trauer gehemmt, nicht eine Stunde versagte ihm die äußere Fassung, welche dem Manne und Bürger bei schweren Lebensprüfungen ziemt. Den Sohn ließ er gewähren, wenn auch mit Sorgen; er sann nur immer wieder und wieder darüber nach, wie er das fremdartige Wesen lind und leise genug fassen sollte, um es Sophiens Liebe gleichzutun. Joseph war und blieb unzugänglich, antwortete auf alle Fragen mit einem dürren Ja oder Nein; saß versunken in der Mutter Zimmer, auf ihrem Lieblingsplatz im Garten, auf ihrem Grabe. Als die Jahreszeit vorrückte, schweifte er tagelang in der Gegend umher; aber immer allein, er floh allen Umgang; sein bloßer Blick rief dem Begegner zu: „Weiche von mir, störe nicht meinen Schmerz!“ Der Vater wurde immer unruhiger einem Zustand gegenüber, der auch die körperliche Gesundheit des Jünglings sichtlich

erschütterte. Er gab das still Gewährenlassen auf, und es verging kein Tag, daß er ihm nicht eine Ansprache hielt über die Notwendigkeit, sich in Gottes unerforschlichen Ratschluß zu fügen, über die Pflicht, seine Erdenbestimmung zu erfüllen, und die Gewißheit eines ewigen Wiedersehns. Joseph, ach! schien verstockt gegen die gültigsten Wahrheiten.

Nach und nach wurde es dem Vater zur Überzeugung, daß nicht Gram allein, sondern mehr noch die träge, schlendernde Lebensweise des Jünglings Leib und Seele also zerrütte. Er überwand daher seine Scheu und mahnte ihn so glimpflich als möglich zu einem Einblick und Eingriff in die förderliche Tätigkeit seines Hauses. Joseph nahm einen Anlauf; er setzte sich an des Vaters Pult und klappte das große Buch mit dem Hallerschen Kredit und Debet auf. Unmöglich. Die Zahlen stimmten nicht; so trockene Schemata konnte auch ein Geringerer füllen; diese gleichlautenden Briefe allenfalls eine Maschine schreiben. Er suchte einen lebendigeren Verkehr, ging zu den Wollkämmern, zu den Spinnern und Webern. Aber zu welchem Ende diese geistige Tortur? War es ihm nicht mehr als gleichgültig, ja unterschied er es auch nur, ob das Material eine Probe weicher oder härter war, das Haar ein wenig länger oder kürzer gekämmt, ein wenig feiner oder gröber gesponnen der Faden, loser oder fester das Gewebe? Nein, so weit war er noch nicht geheilt, hätte nicht geheilt sein mögen, um über solchem Mechanismus eine Mutter zu vergessen.

An einem Sonntag, als die Glocken zum Frühdienst läuteten, sagte der Vater: „Du gehst niemals zur Kirche, mein Sohn. Gottes Wort würde dich stärken."

Joseph zuckte die Achseln und schwieg.

„Deine selige Mutter war so fromm und hielt ihres Gottes Haus so hoch in Ehren!"

„Meine Mutter!" rief Joseph, nahm seinen Hut und ging in die Kirche. Als er um die Mittagszeit nach Hause kam, fragte der Vater:

„Nicht wahr, mein Sohn, du fühlst dich getröstet?"

„Getröstet durch diese Salbaderei?" entgegnete Joseph verächtlich.

„Versündige dich nicht, Joseph!" rief der Vater mit Entsetzen.

„Abgedroschene Gemeinplätze und dieser näselnde Singsang! Die Geduldsprobe war zu stark. Mitten in der Litanei lief ich fort!"

Mein Urgroßvater besaß ein robustes Nervensystem; aber bei dieser Lästerung wurde er blaß und jählings purpurrot. Es kochte in ihm und drohte überzuwallen. Dennoch faßte er sich auch diesmal und sagte nach einer Pause mit Ruhe: „Mein Sohn, der fromme Mensch trägt allezeit mehr aus seines Gottes Hause, als er hineingetragen hat; er vernimmt das unvergängliche Wort auch aus gebrechlichen Lauten."

Joseph schwieg, aber zur Kirche ging er nicht wieder; den vorwurfsvollen Blick des Vaters, sooft die Glocken läuteten, schien er nicht zu verstehen.

So schlichen die Tage hin ohne Plan, ohne Arbeit, ohne Freude für den jungen Mann; selber musizieren mochte er nicht mehr; es fehlte ihm ein Echo in einem Menschenherzen; es war eine klägliche Existenz.

Der Sommer verging; Herbstregen und Stürme schnitten die Streifereien im Freien ab, unter Seufzen und Brüten

kam Martini heran, das Fest der Schulkinder, ein Sporn den Kleinen, die es werden sollten; kaum minder ersehnt als der Heilige Christ.

Seit Tagesgrauen wogte ein fröhliches Treiben in Häusern und Straßen; das Wetter war abscheulich; drei Wochen hatte es fast ohne Unterlaß geregnet, und auch heute ging es, wie man so sagt, naß nieder. Die Füßchen blieben oftmals stecken im schwarzen Morast der großenteils ungepflasterten Straßen: ein Anlaß mehr zu Lust und Jubel für das kleine Volk. Im besten Sonntagsstaat sammelte es sich auf dem Markt; die Mädchen, die guter Leute Kind waren, trugen sogar weiße Kleider und Kränze auf dem Kopf; den Jungen war das Haar in nagelneue Beutelchen gebunden. Nach den Klassen geordnet, die Kurrende voran, das hohe Lutherlied singend, ging nun der Zug durch alle Hauptstraßen nach dem Schulhaus hinter der Kirche. Körbe voll Äpfel und Nüsse wurden in den Händen getragen, auch Weinflaschen und gebackene Martinshörner auf grün verzierten Brettern. An bunten Spießen prangten gelbe Zitronen, Fahnen wehten; inmitten jeder Klasse schnatterte die fette Martinsgans, in einem Deckelkorb von den vier Stämmigsten befördert; voran aber schritten Oberster oder Oberstin, die auf blankem Zinnteller, in einen Stettiner Apfel geklemmt, eine klingende Spende trugen. Sie war durch Sammeln batzenweise aufgebracht und jedes Stücklein blank geputzt worden, um heute nebst den eßbaren Gaben in feierlicher Rede dem hochzuverehrenden Hirten von seiner untertänigen Herde in pflichtschuldiger Dankbarkeit gewidmet zu werden. Der hochverehrte Hirt dankte mit nicht minder wohlgesetzten Worten und lud seine ihm von Gott anvertraute Herde ein, am

Nachmittag das hohe Freudenfest mit ihrem getreuen Hirten zu begehen.

Es war ein saurer Tag, saurer selbst als der des Examens in der Woche vor Ostern, ja der sauerste im ganzen Jahre, dieser Tag Martini für die alten, würdigen Herren. Denn sie alle hatten graue Haare: der Rektor, der Kantor, die beiden Mädchenlehrer; nur der Bakkalaureus, der eine Karriere erst erhoffte, stand noch in den Vierzigen. Denn welcher Vater von damals hätte seiner Tochter zumuten mögen, vor einem bartlosen Jüngling, kaum dem Seminar entlassen, Respekt zu hegen? Oder solch einem Jüngling gestatten, seinen Jungen braun und blau zu schlagen? Respekt und Stock bedürfen der Jahre. Heutzutage, wo ersterer der Sitte nach, letzterer wenigstens dem Gesetz nach aus der Mode gekommen ist, da können freilich Seminaristen und selber Seminaristinnen das Lehren betreiben, wie ein leichtes Spiel; zu meines Urgroßvaters Zeiten war auch das Spiel ein schweres Arbeitsstück.

Ja, wer euch sah, euch graue, gebückte Männer in schwarzem Manschester; sah am kurzen, trüben Novembernachmittag in der niedern, heißen Klasse hinter der Kirche, zwischen einer undurchdringlichen Wolke von Qualm und Staub; wer euch sah: drehen, springen, tanzen, klettern, Kaffee einschenken, Lichte schneuzen, Spiele angeben, Frieden stiften und den Stock applizieren; wer euch hörte: singen, pfeifen, Ruhe gebieten, klatschen, drohen, schreien, die Geige spielen, fluchen und zu guter Letzt noch beten; ja, wer euch also hörte und sah, der konnte nicht ein menschliches Herz im Busen tragen, oder er mußte gestehen, daß kein Mensch saurer sein Brot im Schweiße seines Ange-

sichts verdiene als ein Lehrer überhaupt und ein Lehrer am Martinstag insbesondere; und verachten, wie mein Urgroßvater es tat, mußte er jene neuernden Schreier und Neidhammel in der Gemeinde, welche schon dazumal anfingen, die Martinigaben eine erbärmliche Bettelei zu schelten und auf die Abschaffung dieses einem lutherischen Herzen teueren Zolls zu dringen.

Joseph stand neben seinem Vater am offenen Fenster der Ladenstube, als die fröhliche Prozession sich auf dem Marktplatze entwickelte. David hatte seinen herzlichen Spaß an dem bunten Gewimmel; er rief und nickte den Kleinen zu, lachte hellauf über das Patschen und Waten und Steckenbleiben und Auf-die-Nase-fallen in dem handhohen, schwarzen Morastе; er fühlte sich selber wieder zum Kinde werden mit den Kindern; hätte er doch so gern eine eigne Kinderschar besessen und statt des Einzigen ein Dutzend, wie einst die Geschwister, zu versorgen gehabt.

Wie anders Joseph! Der Anblick der glücklichen Kleinen, die harmlos und ahnungslos einem dunklen Leben entgegengingen, machte ihm das Herz weich und schwer. „Wie bald wirst du weinen, du lachendes Kind!“ sagte er zu sich selbst; „wie manches von euch wird bald ein anderes weißes Kleid, als das euch heute schmückt, umhüllen; wie manches wird tief und still gebettet werden, um auszuruhen von seiner Martinsfreude!“

Seine Augen füllten sich mit Tränen. „Eine feste Burg ist unser Gott!“ schallte es von unten herauf; der Vater, fromm die Hände faltend, stimmte ein. Joseph dachte an seine Kindheit, wie er am Vorabend des Festes sich vor Schlafengehen ein kleines Martinshorn aus Brot geknetet, ein Glas Wasser daneben gestellt und gebetet hatte: „Mar-

teine, Marteine, mache Wasser zu Weine!" Und wenn er beim Erwachen ein rosinengespicktes Martinshorn und ein Glas Wein an der Stelle gefunden, wie ihm dann niemals ein Zweifel gekommen war, daß der große Mann Gottes die Macht habe, fromme Kinder mit einem artigen Wunder zu erfreuen.

Seine Erinnerungen weilten noch bei der, welche die Seele seiner kindlichen Freuden gewesen war, als eine jache Verwirrung, ein schallendes Jauchzen und Lachen seine Blicke auf die Szene vor dem Hause zurücklenkte. „Ein Hochzeitbitter! Ein Hochzeitbitter!" jubelten die Sänger des Lutherliedes; der Zug löste sich auf, alt wie jung umringte die lustige Person, die hoch zu Roß sich Bahn durch die Menge brach. Ein mächtiger Flitterstrauß prangte an jedem Arm, ein dritter am dreikrempigen Hute; Dutzende von Tüchern und Bändern an Mann wie Gaul befestigt, flatterten beim Reiten gleich Flügeln in die Höhe. In Faxenschneiden und Possenreißen wurde dem Dorfgenie Ehre gemacht, endlich unter dem Juchhei des Chors vor dem Hallerschen Hause Posto gefaßt und in lustigen Reimen Meister David Haller und sein Mosjö Sohn für den Sonntag früh nach Bielitz eingeladen zu Mieke Bullens Hochzeit mit ihrem Schatz. Beifallklatschen und endloses Gelächter lohnte das wohlgelungene Redestück.

„Wir sollten die Einladung annehmen, mein Sohn," sagte David Haller. „Kein Stand darf gering geschätzt werden, und Herablassung ziemt dem angesehenen Manne. Überdies ist Bulle der reichste Bauer der Umgegend; seine Grundstücke grenzen an die unseren; ich kaufe seine Wolle, seine Knechte und Mägde spinnen im Winter für unser Geschäft. Ich für meine Person werde zur Trauung min-

bestens jedenfalls hinunterfahren. Begleite mich, mein Sohn."

Halb gedankenlos willigte Joseph ein. Die Hausmagd brachte mit einem Glas Wein den zusagenden Empfehl und heftete noch ein Seidentuch mehr an des bunten lustigen Reiters Rock. Mit einem Vivat hoch! auf Meister Haller setzte derselbe noch bunter und lustiger seinen Umritt fort, der Zug ordnete sich von neuem, und „Eine feste Burg ist unser Gott" schallte es zum grauen Novemberhimmel hinauf.

Neuntes Kapitel

Zu Hülfe!

Am Sonntag früh waren Vater und Sohn in einem leichten Einspänner, ihrem eigenen Geschirr, auf dem Wege nach Bielitz, das angenehm in der Aue, von eichenbewaldeten Höhen umhegt, gelegen war. Warum die ersten Anbauer das Dorf und manche seinesgleichen nicht von vornherein auf jenen Höhen angelegt haben, sich lieber den alljährlichen Überschwemmungen aussetzten und mit der Zeit durch einen mühsamen Dammbau sich vor diesen schützten, das würde durch Vernunftsgründe nicht erweislich sein. Genug: das Dorf stand, wo es stand.

Auch heute war der Fluß, vom anhaltenden Regen geschwellt, aus seinen Ufern getreten und hatte nur hart am Berge einen allenfalls passierbaren Fahrweg übriggelassen. Schwierig und langweilig genug ging's bei alledem vorwärts, und obgleich meine Vorfahren bei guter Zeit aufgebrochen waren, sie langten vor dem Hochzeitshause erst an, als der Zug, zum Kirchgange geordnet,

bereits unter dem Scheuntore stand. Voran die Musik, dann Pastor und Schulmeister mit dem Brautpaar, darauf die lange Reihe der Gäste, je zwei und zwei, ein Männlein und ein Weiblein. Man wartete nur noch auf die beiden vornehmen Stadtbürger.

Sie stiegen hastig aus und eilten auf zwei Frauenzimmer zu, welche man ihnen als Partnerinnen übriggelassen zu haben schien. Joseph reichte der Zurückstehenden die Hand; David, allezeit höflich, verbeugte sich gegen die Vordere, während er halbabgewendet den Hut gegen den Brautvater schwenkte, der im Drang der nachfolgenden Bewirtung so wenig wie die Brautmutter an der Kirchenfeierlichkeit teilnehmen konnte. Flöten und Geigen stimmten ein zum Dessauer Marsch, der Zug setzte sich in Bewegung; Haller und Sohn mit ihren Partnerinnen fügten sich in die Reihe.

Noch hatte David nicht Zeit gehabt, sich sein Frauenzimmer zu betrachten, als dasselbe die Unterhaltung eröffnete. „Sie kennen mich wohl gar nicht wieder, Herr Haller?“ fragte halbschüchtern eine herzliche Stimme.

Wie ein Blitz fuhr's meinem Urgroßvater in die Glieder. „Christelchen! Meister Kellerin, wollte ich sagen.“

Zwanzig Jahre hatten sie sich nicht gesehen, und jetzt blickten sie sich in die Augen verwundert, ja schier erschrocken, wie vor einer Traumgestalt. Waren sie's denn wirklich? Waren sie andere, neue Menschen geworden, wie das in zwanzig Jahren im Grunde ja in der Ordnung ist?

David, o David freilich, wenn Christiane vor ihm erschrak, so geschah's, weil er seit zwanzig Jahren der nämliche geblieben war; breiter allerdings, aber darum nur

stattlicher, kaum merkbar gealtert. Ein schöner Mann jetzt erst recht; weit und breit fand man nicht seinesgleichen. Es war der alte Jugendfreund, der Christelchen gegenüberstand. Was aber die Jugendfreundin anbelangt, ei nun ja, auch sie erkannte einer wieder. Ihr Augenpaar schaute noch immer so freundlich drein, ihre Wangen glänzten weiß und sogar noch etwas röter, wie zu der Zeit, da Keller, der Russe, bei ihrem Anblick ausgerufen hatte: „Bei Gott, ein Mädchen zum Anbeißen!“ Selbst der schwarze Gros de Tours rauschte noch wie am Tage der Einsegnung. Aber allerdings ihre Taille war nicht mehr so schlank wie dazumal, keineswegs zum Umspannen; die rundliche Fülle gab ihr etwas Mütterliches, eine Würde, an die sich der Jugendfreund erst gewöhnen mußte und die ihn beim ersten Anblick schreckartig überraschen mochte.

Sie betraten die Kirche, ohne weiter ein Wort miteinander gewechselt zu haben. Die Mannspersonen stellten sich rechts vom Altar, die Frauenzimmer links; die Traurede hob an. Aber mein Urgroßvater war nicht so andächtig wie bei heiligen Handlungen sonst; die Aufregung überwältigte ihn. Warum eigentlich? begriff er selber nicht. Es war ihm ja doch keineswegs eine Neuigkeit, daß die Meister Kellerin in den Witwenstand getreten war. Er hatte es noch bei Lebzeiten seiner Sophie in Erfahrung gebracht und den herzlichen, ja leidenschaftlichen Anteil, den die Selige an diesem Schicksal genommen, aufrichtig bewundert. Sie war leichenblaß, zitternd und sogar ein paar Tage lang bettlägerig darüber geworden, und das nach zwanzig Jahren, daß sie die flüchtige Bekanntin nicht mit Augen gesehen. Freilich, sie hatte ein gutes Herz, seine Sophie, und der ihr die Neuigkeit brachte,

hatte hinzugefügt, daß Keller seine Familie in dürftigen Umständen zurückgelassen habe. Er wäre, wie alle Welt prophezeit, an seiner Braunkohlenspekulation zugrunde gegangen, und seiner Witwe bleibe nichts übrig, als in die Stadt zurückzuziehen und durch irgendein kleines Geschäft die Erziehung ihrer vier Unmündigen möglich zu machen. Alles das hatte David Haller seit dreiviertel Jahren gewußt.

Auch das hätte er sich allenfalls denken können, daß er seine Jugendfreundin hier unten in Bielitz zu Mieke Bullens Hochzeit vorfinden werde; ihr Wohnort lag nur ein Wegstündchen fern auf den Höhen, die Bielitzer Schulmeisterin war David als eine Kellersche Anverwandte bekannt, und derlei Freudenfeste werden, zumal von Witwen, ja immer gern mitgenommen. Nein, alles das war's nicht, was meinen Urgroßvater dermaßen außer Fassung setzte. Nicht in Christianens Person und Schicksal, in seinem eigenen Gemüt mußte die befremdliche Wandlung vorgegangen sein. „War sie es denn nur?" fragte er sich immer von neuem. Ihn deuchte, es hätte eine andere sein müssen, deren Augenstrahl und Händedruck ihm dereinst das Innerste erschüttert hatten, deren Wiedersehen er so ängstlich geflohen. Weit eher ihre Nachbarin, das junge Frauenzimmer, das sein Joseph geführt hatte und das jetzt neben der Kellerin ihm gegenüberstand. Er konnte seine Augen gar nicht von dem herrlichen Geschöpf verwenden. Wer mochte es nur sein? Wie kam es hierher?

Noch war er nicht ins klare gekommen über sich und sie und jene dritte, als der Zug sich in voriger Ordnung wieder in Bewegung setzte.

Als sie über den Gottesacker gingen, sagte die Witwe:

„Ich muß mich sputen heimzukommen; meine Jungen sind ohne Aufsicht; ich hatte nur mein Lenchen glücklich zu dem Feste herunter bringen wollen – – –"

„Lenchen? Ihre Jungfer Tochter?" unterbrach sie David Haller und wurde feuerrot.

„Ja, Herr Haller, meine Älteste. Sehen Sie dort das kleine Ding, das der junge Stadtbürger führt."

„Der junge Bürger ist mein Sohn, Meister Kellerin, mein einziger Sohn!"

So standen die alten Freunde denn Hand in Hand und schauten mit großen Augen eines auf des anderen Kind. Das also war sein Sohn! Ach, wie wenig glich der blasse, trübselige junge Mensch dem blühenden Sternkönig vor zwanzig Jahren! Das also war ihre Tochter! Ei, wie viel stattlicher, wie viel schöner war sie als die Mutter, da sie in ihrem Alter stand. Wenn selber ein alter Liebhaber dieses Einsehen hat, da muß es ja wohl wahr sein, guter Leser.

Und freilich war's wahr! Kein kleines Ding, hoch und schlank gewachsen wie eine Tanne, mit großen funkelnden, schwarzen Augen und purpurnen Lippen, die Haut ein wenig dunkel, aber rosig durchglüht, zeichnete sie sich vor allen Frauenzimmern aus, deren David sich erinnerte; und dieses rasche, lebendige Wesen! Wie munter sie mit seinem Joseph plauderte, wie herzhaft sie lachte! Vater und Sohn schaueten und horchten wie verzaubert.

„Nun, wie gefällt Ihnen meine Lene, Herr Haller?" fragte die Witwe, als Eltern und Kinder aufeinanderstießen.

Eine unbescheidene Frage in der Tat. Sie gefiel meinem Urgroßvater ausnehmend; aber das konnte er doch nicht

ſagen. Er wurde rot und machte eine ſtumme Verbeugung.

Das junge Mädchen hatte aber kaum ſeinen Namen gehört, als ſie, fröhlich in die Hände klatſchend, auf ihn zuſprang und rief:

„Nein, das iſt aber merkwürdig! Akkurat ſo wie Sie habe ich mir den ſchönen Herrn Haller ausgemalt, von dem mein Mütterchen immer ſo viel Liebes erzählt hat.“

Mein Urgroßvater errötete und verbeugte ſich ſchon wieder. Gleich darauf wendete er ſich an Joſeph mit der Frage: „Soll ich das Anſpannen beſtellen, mein Sohn?“

„Jetzt ſchon?“ entgegnete Joſeph gedehnt.

„Um ſo beſſer, wenn du zu bleiben Luſt haſt,“ ſagte der Vater. „Freund Kilian würde es ſowieſo übel vermerkt haben, wollten wir ſeinen Schmaus verſchmähen.“

„Ich aber laſſe mein Lenchen unter gutem Schutze zurück,“ meinte die Witwe. „Die Nacht über bleibt ſie bei der Muhme in der Schule. Guten Appetit, Herr Haller, und viel Pläſier.“

Durfte David die alte Freundin den weiten Weg allein zurücklegen laſſen? Wäre es nicht freundlich und ſchicklich geweſen, ſie in ſeiner Kutſche nach Hauſe zu geleiten? Er ſchwankte – blickte – ohne Zweifel nur der übernommenen Schützerpflichten halber – von der Mutter auf die Tochter und von der Tochter auf die Mutter und entſchied ſich endlich zu dem Auskunftsmittel, die Witwe zwar in ſeinem Fuhrwerk, aber durch einen von Bullens Knechten fahren zu laſſen. In zwei Stunden konnte das Geſchirr zurück ſein und er mit Joſeph noch vor Dunkelwerden den Heimweg antreten.

Als er die Witwe zum Wagen führte, bemerkte er, daß

das Wasser bedenklich im Steigen sei. Er fragte nach rechts und links, ob der Damm sich auch zum Widerstande hoch und fest genug erweisen werde? „Ja, wenn's der Frühlingsstrom wäre, könnt es was auf sich haben!" meinte man. „Herbstfluten dahingegen machen blinden Lärm."

Bei alledem schien unter dem Rauschen und Brausen die Hochzeitsfreude doch einigermaßen zu Wasser zu werden; die Gesichter wurden immer länger, und man hörte von Zeit zu Zeit einen Engel durch die Versammlung fliegen. Selbst in der Scheune, wo die niederen Gäste samt Knechten und Mägden mit Bier und Schnaps freigehalten wurden, ist es, soviel mir bewußt, zu keiner Tätlichkeit gekommen. Dem schönen Feste war ein Dämpfer aufgedrückt und nur Vater und Mutter Bullen keine Spur von Sorge anzumerken, so völlig gingen sie auf im Eifer ihrer splendiden Bewirtung, im unermüdlichen Zerlegen von Braten und Kuchen, im Umherreichen immer frisch gefüllter Schüsseln. Gekocht war schmackhaft und würzhaft, Muskate, Safran und sogar Kardamum an keinem Gerichte gespart; auch machte der Wein an der Herrentafel Vater Bullens eignem Berggewächs alle Ehre.

Herr Haller senior hatte natürlich den Respektsplatz obenan neben der Frau Pastorin, einer recht angenehm unterhaltenden Siebzigerin, leider ein wenig taub. Ihr Nachbar war indessen gegen seine Mode zerstreut; selbstverständlich nur des Wassers wegen; nebenbei hätte er aber doch auch gern gewußt, ob sein Sohn, der in der ausgeräumten Schlafkammer Platz gefunden hatte, bei guter Laune sei, ob das schöne Lenchen an seiner Seite sitze und wie er sich mit ihr unterhalte?

Joſeph ſaß allerdings an ihrer Seite, und ſo wenig er ſelber unterhielt, ſo unterhielt er ſich doch ausnehmend gut. Als dreijähriger Hausgenoſſe eines gelehrten Junggeſellen, befand er ſich zum erſten Male in der Nähe eines jungen weiblichen Weſens und war doch durch die Vertrautheit mit ſeiner Mutter an weibliche Empfänglichkeit und Auffaſſungsweiſe gewöhnt. Ein Menſchenkenner von heute würde ihn ſelber vielleicht eine weibliche Natur genannt haben oder eine frauenhafte. Schon ſein ſeliger Großvater, Meiſter Hans Adam, der allezeit den Nagel auf den Kopf traf, pflegte zu ſagen: „Fiekchen, an deinem Jungen iſt ein Mädchen verdorben.“

Da begann denn nun heute ein ganz neues, ſeltſames Etwas ſich in dem Jüngling zu regen; ein Etwas, das er ſich ſelber nicht hätte deuten können, das er zu deuten aber auch nicht verlangte. Er hörte kaum, was das muntere Kind an ſeiner Seite plauderte, welche merkwürdige Eindrücke ſie ſo in Verwunderung ſetzten, welche wichtigen Erlebniſſe ſie mit ſo unſchuldiger Luſt berichtete. Auf ihre Anſprachen antwortete er halb wie im Traum.

„Sie ſind wohl krank, Mosjö Haller?“ fragte ſie endlich verwundert.

„O nein! wohl wie noch nie!“ antwortete er.

„Aber warum ſtarren Sie mich denn ſo groß an?“

„Weil Sie ſo ſchön ſind, Magdalene.“

Lenchen wollte ſich totlachen. Sie war freilich ſehr ſchön; aber wußte ſie's denn? Hatte ſie ſich jemals um Schön- oder Häßlichſein bekümmert? Die Tochter Kellers, des Sonderlings, war überhaupt mehr wie ein Landmädchen, als eine Bürgertochter aufgewachſen; hätte ſie ſonſt, ohne ſich im geringſten beleidigt zu fühlen, es bloß lächerlich

finden können, daß ihr junger Bekannter von einer Stunde ihr sein Wohlgefallen so unverblümt ausdrückte und sie sogar schlechtweg bei ihrem Taufnamen nannte, statt Jungfer Kellerin, wie sich geziemte?

Lenchen aß mit dem besten Appetit; zumal von dem saftigen Fladen aus Malz und Mohn. „Nehmen Sie doch auch ein Häppchen," nötigte sie ihren Nachbar.

„Ich danke Ihnen," antwortete er ablehnend.

„Kosten Sie doch nur einmal."

„Ich danke Ihnen."

„Essen Sie denn immer so wie ein Vogel?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie wissen's nicht? Haben Sie denn gar keine Leibgerichte?"

„Nein."

„Sind Sie aber ein kurioser Mensch, Mosjö Haller! Darum sehn Sie auch so blaß und spärlich aus. Ich wollte Sie schon ein bißchen auffüttern, wenn ich Ihre Frau wäre!"

„Meine Frau, Sie, Magdalene!" rief Joseph wie elektrisiert.

„Ich meinte nur so von wegen der Küche," versetzte sie unbefangen, indem sie ein Stück Kuchen zum Mitnachhausenehmen in einen Papierbogen wickelte.

Tumult vor dem Hause und jacher Aufbruch in der Nebenstube machte dem interessanten Gespräch ein Ende. Die Flut drohte den Damm an einer Stelle zu durchbrechen, deren Ausbesserung auf die müßige Winterzeit verschoben worden war. Mit Herbstwassern hatte es ja niemalen viel auf sich gehabt. Und nun doch! Die Männer stürzten nach der gefährdeten Stelle; David

Haller voran, die Seele aller, die, benommen von Schreck und hochzeitlichem Trunk, Hand ans Werk zu legen hatten.

Auch Joseph und Magdalene folgten dem Schwarm. Das Mädchen war wie im Fieber. Wäre sie nicht zurückgestoßen worden, sie hätte selber mit Sand und Steine zum Erhöhen und Befestigen zugetragen. Nun rannte sie wenigstens von Haus zu Haus, zog Ochsen und Pferde aus den Ställen, half beim Anspannen und rief wie Davids Echo den Arbeitern zu nach Schaufeln und Schippen und Karren voll Dünger und Lehm. Die Schulmeisterin, die ihr begegnete, sagte: „Du machst ja alles der Quere, Lene, und verdirbst dir nur dein gutes Kleid. Geh doch nach Hause!"

Aber hört sie wohl? Sie schürzt sich bis über die Knöchel, läuft hin und wider wie ein Wiesel, schreit, sie weiß selber nicht wonach und wozu. „So rühren Sie sich doch auch, Mosjö Haller," ermunterte sie Joseph. „Sehn Sie doch nur den Herrn Vater und stehn nicht so steif wie eine Statua!"

„Was soll ich denn tun?" fragte Joseph verwirrt.

„Du kannst hier gar nichts tun, mein Sohn," sagte hinzutretend der Vater. „Was geschehen kann, ordne ich an. Geh ins Dorf und sorge, daß alles Bewegliche auf die Böden geräumt und das Vieh auf die Höhen getrieben werde. Die armen Leute haben den Kopf verloren, und bei einem Dammbruch steht sogar das liebe Leben in Gefahr. Entferne vor allen die Kinder, hörst du, Joseph, die Kinder. Sobald du aber die notwendigsten Einleitungen getroffen hast, so eile, fortzukommen. Nimm auch die Jungfer Kellerin mit, die in der Schule nicht sicher ist. Im Wirts-

hause auf dem Zornhügel wollen wir uns treffen und den rückkehrenden Wagen erwarten."

Der Vater eilte zu den Dammarbeitern zurück, und der Sohn ging ins Dorf, seinen Auftrag auszuführen. Aber wie ungeschickt stellte er sich dabei an, wie verhallte seine Stimme, wie falsch berechnete er Raum und Zeit, wie schlecht verstand er es, den schreienden, händeringenden Weibern Mut und Besonnenheit einzuflößen!

Desto flinker mein Lenchen! Die war an ihrem Platze, nun da sie wußte, was das Gebotene war. Treppauf, treppab, hui, wie ein Wetter! Überall selber angefaßt, die Kinder aus den Wiegen, das Vieh aus den Ställen und hinaus auf die Berge; Betten und Kleidungsstücke oben auf die Böden, von Haus zu Haus, gefolgt von Joseph wie von ihrem Schatten.

Mehr als einmal mahnte er: „Denken Sie an den Heimweg, Magdalene, es dunkelt, die Flut kann jeden Augenblick über uns kommen."

Immer aber hatte sie nur noch dies zu tun, jenes zu sagen, zu guter Letzt nur noch im Schulhause ihre Saloppe zu holen.

Endlich brachen sie auf. Die Sonne war unter; das letzte Haus lag hinter ihnen, die Kirche nahe; sie hatten den nächsten Weg über den Gottesacker eingeschlagen, um die Höhen zu erreichen.

Da, jählings, ein Rauschen und Brausen von allen Seiten. Ehe sie es fassen, umflutet sie der Strom. Die Kirchtür steht offen. Hinein! der Strom ihnen nach. Im Nu ist der Boden bis zum Altarplatz überschwemmt.

Sie flüchten auf die Treppe, die innerhalb zum Chor und weiter hinauf in den Turm führt; am Fensterchen spähen

ſie hinaus in die Gegend. Soweit im Dämmerſchein die Blicke noch tragen, eine glitzernde Woge; der Damm durchriſſen, die niedrigen Häuſer bis zum Giebel unter Waſſer; keine Menſchenſeele zu erſpähn, zu errufen, zu erreichen; nur aus der Ferne wildes Gekreiſch und Gebrüll. Und die Flut unheimlich hoch und immer höher am Kirchboden ſchwellend; auf dem Totenhof draußen alle Leichenſteine überſpült, die Holzkreuze geknickt und im Strudel umhergetrieben, und die beiden fremden Menſchenkinder allein, hülflos allein wie in einem weiten, kalten, dunklen Grabe!

Ach, wie zittert und ſchauert die arme Magdalene! Die Zähne klappern gegeneinander wie im Fieberfroſt, irdiſches und überirdiſches Grauen ſchüttelt den ſchönen Leib; Erſtarren und Verhungern und Ertrinken und Erſchlagenwerden und geſpenſtiſches Wimmeln der Gebeine, die ringsum aus ihren Gruben geſpült werden: ein Schreckнis jagt das andere, eine Todesangſt die andere. Mut und Leben ſind dahin; ſie wirft ſich auf den Boden, ächzt und ſchluchzt, ſchreit und betet kraus durcheinander alle Liederverſe und Katechismusſprüche, die ſie in der Schule gelernt hat. Iſt das das nämliche Mädchen, das am Mittag ſo munter plauderte und noch vor einer Stunde ſo tapfer und hülfeluſtig ihre Glieder regte?

Iſt das aber auch der nämliche Jüngling, der vorhin ſo ratlos und hülflos im Gedränge ſtand? Hatten ſie die Geiſter verwechſelt? Alles, was den ihren niederdrückte: Ort, Stunde, Verlaſſenheit, Gefahr, hob den ſeinen über alle Ängſte hinaus; ein unnennbares Etwas elektriſierte ihn zu einer Wärme und Freudigkeit, daß die ſchöne Mitverlaſſene mitten unter Schluchzen und Beten die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: „Barmherziger Hei-

land! Mosjö Haller, Sie ſind ja wie ausgetauſcht! Ich glaube, das Elend macht Ihnen Spaß, und Sie freuen ſich, daß wir ſterben müſſen."

„Sterben in deinen Armen, Magdalene!" rief er aus.

„Ach, mit dem armen Menſchen iſt's auch nicht mehr richtig," dachte ſie und blickte ihn ſcheu von der Seite an, während er ſie vom Boden in die Höhe zog.

Es war Nacht geworden; draußen heulte der Wind und jagte zerteilte Wolken über die halbvolle Scheibe des Monds; jach wechſelnd drang ein bläulicher Schimmer bis in die düſterſten Winkel des Kirchenſchiffs. Die Altarkerzen, die nach der Trauung zu löſchen vergeſſen worden waren, flackerten unſtet hin und wieder; das hohe ſchwarze Kreuz in ihrer Mitte warf einen langen Schatten auf den glitzernden Waſſerſpiegel. Die Glocken der benachbarten Kirchſpiele läuteten Sturm, verzweifelnde Stimmen ſchrieen fernhin um Hülfe, und ſtatt der Antwort gurgelte hämiſch das entfeſſelte Element.

Joſeph ließ die jammernde Magdalene auf einen Abſatz der Chortreppe nieder, hüllte ſie in ſeinen Mantel und umfaßte ihre eiſig ſtarren Hände. Die ſeinen glühten, und ſeine Pulſe flogen. Sie drückte die Augen zu vor dem grauſigen Kirchenbild zu ihren Füßen und wurde allmählich ruhiger. Sooft aber die Turmglocke die Stunde anſchlug, ſchreckte ſie in die Höhe, ſank auf die Knie und betete laut für Mutter und Brüder, für Mosjö Joſephs und ihr eignes junges Leben, für die unglücklichen Überſchwemmten und für die himmliſchen Geiſter, deren Gebeine in ihrer Grabesruhe ſo grauſam geſtört worden waren. Einmal fragte ſie ihren Unglücksgefährten: „Sind Sie denn gar nicht in Angſt um Ihren lieben Vater, Mosjö Haller?"

„Mein Vater iſt ein beſonnener und ein tüchtiger Mann,“ antwortete Joſeph. „Er gerät nicht leicht in eine Gefahr, oder er weiß ihrer Herr zu werden. Er wird auch uns zu Hülfe kommen, liebe Magdalene.“

So ſuchte er ſie zu beruhigen, und es gelang ihm; ihre Klagen verſtummten allmählich. Er ſelber bedurfte keiner Beruhigung; er fühlte ſich frei und lebensfreudig wie ſeit vielen Monden nicht; er atmete gleich einem Erlöſten, dem eine eiſerne Klammer von Herz und Haupt gefallen iſt. Die entzündete Phantaſie trieb ihn über ſeine Umgebung hinaus in verſchleierte Gebiete; Worte ſtrömten von ſeinen Lippen, wie er keine je geſprochen noch in ſeiner Seele geahnt hatte. O, hörteſt du ihn, Sophie? Auch von dir redete er, der Heißgeliebten, Heißbeweinten. Sein Herz klopfte, ſeine Tränen floſſen. In unſagbarem Sehnen ſchlang er den Arm um des ſchönen Mädchens Leib.

Magdalene war ſtill geworden unter ſeiner Rede; nur dann und wann ſchluchzte die Stimme noch auf wie die eines unter Tränen entſchlummernden Kindes; ihr Kopf ſank auf ſeine Schulter hinab – ihn ſchauerte, ſein Atem ſtockte. „O Magdalene, Magdalene!“ flüſterte er, „ſie hat mich allein gelaſſen, ganz allein auf der Welt. Liebe du mich, wie ſie mich liebte.“

Sie gab keinen Laut. Er hörte ihren gleichmäßigen Atemhauch – ſie ſchlief!

Was in ihm vorging in der dunklen Nacht, das ſchöne ſchlummernde Mädchen an ſeinem Herzen – wenn ich's zu ſagen wüßte, ich möchte es nicht ſagen, lieber Leſer. Er fühlte, daß er ein Knabe geweſen und ein Mann geworden war. Leiſe berührten ſeine Lippen das dichte Haar auf ihrer Stirn, ganz leiſe, um ſie nicht zu erwecken; er regte

ſich nicht, er hielt den Atem an ſich und hätte den lauten Schlag ſeiner Pulſe hemmen mögen, nur um ſtill, ganz ſtill die unausdenkbare Seligkeit ihrer Nähe zu empfinden. Die Stunden ſchwanden, ohne daß er ſie ermaß. Draußen noch immer Sturm und jammernder Hülferuf; noch immer das Rauſchen und Brauſen der Flut. Drinnen immer länger, immer dunkler das Kreuz auf der ſpiegelnden Flut und er mit der Geliebten allein wie in der Allkraft heiligem bergendem Schoß!

Zehntes Kapitel

Nur nicht die Eine

Der Leſer kennt hoffentlich nun meinen Urgroßvater ſchon ebenſo genau, wie ſein Sohn Joſeph ihn kannte, und weiß, daß durch dieſen braven, ſtarken Mann den Bedrängten Hülfe kommen wird. Ich will daher – obgleich ich's haarklein vermöchte – ſeine Überlegungen und Unterhandlungen nicht einzeln aufführen, nicht die Schritte, die er tat, die Opfer, die er brachte, die Gefahren, die er beſtand, nur einfach berichten, daß am andern Morgen eine kleine Flotille von Kähnen, in Stadt und Umgegend geworben, unter ſeiner Führung in dem unglücklichen Dorfe anlangte. Es war die äußerſte Zeit; denn der Mehrzahl der armen Lehmhütten drohte der Einſturz. Er überließ den zur Flucht drängenden Bewohnern ſämtliche Fahrzeuge und ruderte in dem ſeinen, gelenkt von einem kräftigen Schiffer, die Dorfſtraße entlang. Haus für Haus, Scheuer für Scheuer wurde nach den vermißten Kindern geforſcht; niemand hatte ſie geſehen, niemand von ihnen gehört, ſeitdem ſie kurz vor dem Dammbruch im Zwielicht durch

das Dorf gegangen waren. Im Wirtshaus auf dem Zornhügel hatte David ſie nicht vorgefunden; weder der eine noch die andere waren über Nacht in ihre Heimſtätte zurückgekehrt. Hatte die Flut ſie überholt, ehe ſie die Höhen erreichten? Sie dem reißenden Strome zugetrieben?

Ja, das war Todesqual, als der unglückliche Vater am letzten Hauſe vorüberfuhr, jeden Winkel durchſucht, hundertmal mit weitſchallender Stimme „Joſeph!“ gerufen und keine Antwort erhalten hatte. Ja, das war Todesqual, als er: „Verloren, verloren!“ ſchrie und auf den Boden des Fahrzeugs niederſtürzte.

Der alte Schiffer weinte; ſtarker Menſchen Schmerz wirkt ſo ergreifend. „Der alte Gott lebt noch,“ tröſtete er, wie man ſo eben tröſtet, wenn man ſelber die Hoffnung aufgegeben hat, und er zeigte dabei mit dem Ruder nach dem Gotteshauſe, deſſen Fenſter im Strahle der untergehenden Sonne in Gold und Purpur erglänzten.

Den verzweifelnden Mann durchzuckte es wie damals, als er die Pulſe ſeines toten Vaters wieder ſchlagen fühlte. „Nach der Kirche, Kunz, rudere nach der Kirche!“ rief er aus.

„Die Kirche ſteht unter Waſſer,“ entgegnete kleinlaut der Schiffer.

„Rudere zu, rudere zu!“

Was war das, Orgelklang? Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern! Davids Leibchoral. „Sie ſind's, ſie ſind's!“ Es iſt ſein Joſeph, der die Orgel ſpielt. „Joſeph! Joſeph!“ ruft er mit freudezitternder Stimme. Das Turmfenſterchen wird aufgeriſſen. „Magdalene, Magdalene!“ Er ſpringt aus dem Kahn, bis über die Knie im Waſſer erreicht er das Portal; gegenüber dem Kreuz

entblößt er ſein Haupt, faltet die Hände und danket Gott.

Das junge Mädchen flog die Treppe herunter und ſprachlos vor Seligkeit an ſeine Bruſt. Er nahm ſie in ſeine Arme, wie ein Kind, und trug ſie in den Kahn. Ohne Umſtände hatte der alte Schiffer auch den Mosjö Joſeph in Beſchlag genommen; ſtumm in der mannigfachſten Aufregung ruderten ſie den Höhen zu und erreichten in wenig Minuten das Wirtshaus, vor welchem ſie das geſtrige leichte Fuhrwerk antrafen.

Da Lenchen leidenſchaftlich nach ihrer Mutter verlangte, beſtieg David ohne Aufenthalt mit ihr den Wagen, Joſeph zog es vor, im Wirtshauſe zu nächtigen; der Aufregung folgte die Abſpannung; er fühlte ſich erkältet und müde, wollte allein ſein, nichts mehr ſehen noch hören, nur ruhen und träumen.

Väterlich und ritterlich ſorgte mein Urgroßvater für ſeinen Schützling. Lenchen mußte ihre Füße in ſeinen großen Fuchsmuff ſtecken; er ſchlug ſeine weite Wildſchur über ihren Leib. Dem armen Kinde kehrten unter dieſer Sorge Leben und Laune zurück; ausführlich erzählte ſie nun alle Schreckniſſe und Todesängſte, aus welchen der gute, liebe, beſte Herr Haller wie ein Engelsbote ſie erlöſt hatte. Die Dankbarkeit malte mit ſtarken Farben und ſehr ins Detail. Nur ſeltſam! Faſt ſchien es, als ob Jungfer Lenchen dieſe haarſträubenden Gefahren mutterſeelenallein erduldet habe. Sooft der Name ihres Unglücksgefährten wie von ohngefähr über ihre Lippen lief, ſtockte das Wort in ihrem Munde, und eine Purpurwelle wogte über das noch immer bläßliche Geſicht. Das Abenddunkel deckte zum Glück die verräteriſche Couleur, und David

Haller wußte den Zartsinn zu schätzen, der einem Vater die nachträgliche Mitleidenschaft um seinen einzigen Sohn zu ersparen suchte.

David Haller hatte einen Sohn, der sich zum Manne gereift fühlte, er selber aber, wir wissen es, war noch nicht vierzig Jahr, das heißt verhältnismäßig noch ein junger Mann, und ein Mann in unverbrauchter Lebensfülle. Es wurde ihm seltsam zumute an dem stillen Abend im engen Raume unter einer wärmenden Hülle mit dem schönen, jugendlichen Geschöpf. Was bedeutete die Unruhe, die ihn ergriff? Was waren das für Träume, die wie alte, längst vergessene Schattenbilder seine Sinne umgaukelten? Warum schauerte er? Warum zitterten die Zügel in seiner Hand? Warum überlief es ihn heiß und kalt? Drohte ihm ein Fieber nach der überstandenen Seelenqual?

Er deutete diese Wallungen nicht, und Lenchen ahnete sie nicht einmal; sie plauderte immer munterer, je mehr sie sich ihrem Mutterhause näherten. Das war ein Wiedersehen, ein Empfang! Zu Füßen fiel die gute Christiane dem Manne, der ihr einstmals schon die Mutter und heute wieder ihr liebstes Kind gerettet hatte. Davids innerstes Herz ward gerührt. Ein trauliches Heimwesen, ein sauberes, heiteres Stilleben, ein Bild biederer Genügsamkeit erquickte sein Gemüt. Und wie wohlerzogen, wie rührig und anstellig waren die Kinder, von Lenchen, dem ältesten, an bis hinab zum kleinen fünfjährigen Michel.

Natürlich mußte Kaffee gekocht werden, den werten Gast zu ehren und zu erwärmen. Hurtig sprang Peter zum Bäcker hinüber, denn möglich war's ja immer, daß er noch etwas Heutiges zum Eintunken übrig hatte; der Paul

langte aus dem Eckſchränkchen die guten Meißener Taſſen mit der Malerei von „Fels und Vogel“ und die meſſingene Zuckerſchachtel, die, funkelte ſie gleich wie Gold, er doch verſtohlen mit ſeinem Rockzipfel noch ein wenig blanker putzte; der kleine Michel aber mahlte die Bohnen und reichte ſie der Schweſter, die, ein ſchneeweißes Schürzchen vorgebunden, am Ofenloch kniete und ihrem Lebensretter den Labetrunk filtrierte.

Alles in dem engen Witwenſtübchen wehte den reichen David Haller wohlig an; er fühlte ſich wie zu Hauſe. Das heißt nicht in ſeinem eigenen Hauſe, das ſeit Sophiens Tode und Joſephs Heimkehr aus einem ſtill-ernſten ein gar ödes, trübſeliges Haus geworden war; nein, nein, weit eher wie in ſeinem Vaterhauſe, da, wo er hingehörte von Natur. Es wurde ihm ſchwer, ſich loszureißen. Sie drückten und küßten ihm die Hände; ſie liefen und riefen und knickſten und winkten ihm nach. Er ſprang in den Wagen und jagte davon.

Ja, ja, er jagte. Der maßvolle Bürger, er jagte wie ein Junker. Ihm war, als ob ihm Flügel gewachſen wären. Er hatte dieſe Empfindung ſchon einmal gehabt vor langen, langen Jahren, er konnte ſich nur nicht mehr beſinnen, wann und wo.

Mitternacht war vorüber, als er zu Hauſe anlangte. Er war die vorige Nacht nicht zu Bett gekommen; heute legte er ſich, aber auch heute konnte er nicht ruhen. Er ſprang auf, ging in der dunklen Kammer auf und ab, legte ſich dann wieder und fand wieder keine Raſt. Fieberte er, träumte er denn? Aber ſeine Augen ſtanden ja offen, und er hörte den Pendelſchlag ſeiner Uhr. Und dennoch, dennoch umſchwebte ihn und umſchwebte ihn immer wieder

eine liebliche Gestalt, fühlte er einen Hauch, eine Nähe, eine Berührung, einen Schauer vom Kopf zur Zeh; er reckt seine Arme nach ihr aus, da – siehe, da jählings scheucht sie ein Schemen! Da steht seine Sophie, weiß wie in ihrer Sterbestunde, mit gebrochenem Blick, und eine Geisterstimme flüstert in sein Ohr: „Nur nicht die Eine! Nur die Eine nicht!“ Dann wieder sieht er seinen Joseph, ringend inmitten einer Wogenflut, seine Arme emporstreckend und schreiend: „Zu Hülfe, Mutter, zu Hülfe!“ Und dann wieder schwebte jene Liebliche heran, und wieder der Schemen und die Geisterstimme: „Nur nicht die Eine! Nur die Eine nicht!“

Er riß sich endlich mit Gewalt aus dieser halbwachen Behelligung heraus, stand wieder auf, zündete Licht, trank ein Glas Wasser, dessen Kühlung er für gewöhnlich weder liebte noch bedurfte, und setzte sich in seiner Ladenstube ans Fenster. „Was ist mir, wie ist mir?“ fragte er sich laut. „Was bedeutet das mit der Einen, wer ist die Eine?“

Er hatte bis heute nicht mit der flüchtigsten Wallung an eine andere gedacht, als seine eine, einzige, selige Sophie; sooft er aber sich deren angstvolles Abschiedswort vergegenwärtigte, hatte er auch keine andere Bedeutung darin weder gesucht noch gefunden, als eine unbestimmte mütterliche Sorge um Josephs Sohnesrecht und Wohl; und Gott war ja sein Zeuge, wie fest es in seinem Gewissen stand, treu seinem Verspruch, Josephs Wohlbefinden höher als das eigene zu halten. Woher nun auf einmal diese bänglichen Traumgesichte?

Der Morgen graute, und er war noch zu keinem zufriedenstellenden Abschlusse gekommen. Er bestellte das Anspannen und schlug die Straße nach dem Zornhügel ein,

um seinen Sohn heimzuholen. Der scharfe Morgenwind kühlte seine Stirn; er atmete freier. Als er den Berg jenseit der Vorstadt hinanfuhr, sagte er ruhig zu sich selbst: „Was hab ich mit der einen oder der anderen zu schaffen, was mich um sie zu grämen? Steht meine verklärte Sophie nicht am Throne ihres Herrn und fleht, daß der mir ins Herz gibt, was meinem Sohne und mir selber nütze ist?"

Indessen: Gedanken und Mücken wird man nicht los. Man jagt sie fort, aber sie kommen immer wieder und stechen immer ärger. So ging es meinem Urgroßvater heute mit der Einen. Es gelang ihm nicht, sie sich aus dem Sinne zu schlagen. Warum sollte er es aber auch? Er fühlte sich jetzt fieberlos und klar im Kopf. Besser die Frage gründlich zu erörtern und ein für allemal abzutun, als sich immer von neuem von der Einen umschwärmen und quälen zu lassen. Also: Wer war die Eine?

Ganz unzweifelhaft keine seiner städtischen Bekanntschaften; aus welchen Gründen keine, das weiß ich selber zwar so genau, als mein Urgroßvater es in jener Morgenstunde wußte, dem Leser möchte es zu erfahren aber vielleicht überflüssig dünken. Item keine aus unserem Ort. Das Herz des gründlichen Mannes hatte während der bisherigen Untersuchung ganz gelassen pulsiert. Nun, da er sich in der Gegend umschaute, begann es zu klopfen. Sollte – konnte die Eine Kellers Lenchen sein? Aber nicht doch, o nicht doch, nein! Niemals hatte seine Sophie sie gesehen, schwerlich um ihre Existenz gewußt. Und wenn auch gewußt, was hätte sie gegen das unschuldige Kind einzuwenden vermocht? Hatte sie nicht selber nach einem schönen, liebenswerten, und zumal nach einem jungen Weibe als ihrer Stellvertreterin ausgeschaut? Nein, Christelchens

Tochter war – Chriſtelchen – halt! Sollte er nicht hier auf der richtigen Fährte ſein? Lenchen, ſo viel ſtand feſt, war die Eine nicht, aber Lenchens Mutter, Chriſtiane, ja freilich, ſie konnte, ja, ſie mußte die Eine ſein.

Es war ihm dazumal nicht weiter aufgefallen, aber jetzt fiel es ihm ein, wie verlegen, ja verſtimmt ſeine Selige allezeit geworden, ſooft die Rede auf die Tochter der Schöſſerin gekommen war. Und letztlich die gewaltige Aufregung bei der Nachricht von Kellers Tode! Warum eigentlich dieſer Widerwille, dieſe Aufregung? Eiferſüchtelnde Erinnerungen, – ſeine ernſte, fromme Sophie? Furcht, die feine, leiſe Zucht ihres Hauſes unter ungefügigeren Händen ausarten, ihren Sohn mit einer ungleichartigen Perſönlichkeit in ein ſchiefes Verhältnis geraten zu ſehen? Angſt, daß unter der Sorge für die Kinder der Witwe die für den vielbedürftigen eigenen Sohn ſich abſchwächen, in der erwachenden Jugendliebe die Liebe zu Joſeph und das Bild ſeiner Mutter erblaſſen werde?

Welches nun aber auch die unergründlichen Gedanken meiner Urgroßmutter geweſen ſein mochten, über zwei Punkte war es ihrem Witwer plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen. Erſtens: daß die Eine, vor welcher der lieben Seligen in ihrer Sterbeſtunde gegraut hatte, zuverläſſig Kellers Tochter *nicht*, zum zweiten aber, daß Kellers Witwe dieſe Eine aller Wahrſcheinlichkeit gemäß geweſen war; und ſeelenberuhigt fuhr er in den Flecken der Witwe ein.

Elftes Kapitel

Keine

Infolge dieser Seelenberuhigung war mein Urgroßvater nämlich zu der ganz natürlichen Einsicht gelangt, daß es nur der Menschlichkeit und Höflichkeit entsprechen würde, wenn er, bevor er seinen Sohn, den Langschläfer, vom Zornhügel abholte, sich bei den lieben Freunden in der Nachbarschaft erkundigte, wie nach der erlebten Drangsal ihr Befinden sei.

Gedacht, getan. Er schlug einen Bogen nach dem Flecken, stellte sein Geschirr beim Sonnenwirt ein und ging hinüber in das Witwenhaus, sich zum voraus darauf freuend, welche Augen sie machen würden, wenn er so unerwartet wieder ihnen gegenüberstände. Im Zimmer wurde laut gesprochen, sein Klopfen daher überhört; so klinkte er uneingeladen die Tür auf, und siehe da: wieder der gestrige Kaffeetisch mit den guten Meißener Tassen und der blitzblanken Zuckerschachtel, wieder fröhliche Kindergesichter und Mutter Christiane Freudentränen weinend, und auch wieder ein vornehmer Stadtgast: Mosjö Joseph Haller, sein Herr Sohn. Zwei Menschen wurden feuerrot; nicht etwa Joseph, der völlig gelassen blieb, aber Lenchen und mein Urgroßvater.

Der Leser wundert sich vielleicht, daß ich diesen gesetzten Mann in meiner Geschichte so oft erröten lasse. Ich beteuere aber, längst noch nicht so oft, als es ihm im Leben begegnet ist. Ja, noch im spätesten Alter machte dieses Merkmal der Unschuld sein schönes Antlitz wieder jung.

Er hatte sich eine heitere Ansprache ausgedacht, konnte

sich aber plötzlich nicht mehr auf dieselbe besinnen; auch die Familie kam ihm gar nicht mehr so zutraulich wie gestern vor, ja beinah verlegen. Kurzum, den Kaffeetisch abgerechnet, war der Unterschied groß.

David Haller reichte seinem Sohne die Hand und sagte mit einem Ausdruck von Staunen: „Die Gefahr scheint dir nicht übel bekommen zu sein, Joseph; mich deucht, du wärest gewachsen über Nacht."

„Ein anderer wenigstens bin ich geworden, mein Vater," erwiderte Joseph mit einem herzinnigen Ton, den der Vater noch nicht von ihm gehört hatte.

Alle schlugen bei den Worten die Augen zu Boden, nur Joseph nicht; er führte das Wort, und als nach einem Viertelstündchen der Vater zum Aufbruch drängte, nahm er ohne Umstände Magdalenens Hand, drückte sie erst an seine Lippen und dann sogar auch noch an sein Herz. Der Vater traute seinen Augen kaum. Wie hätte er, der Vater, zu solchem Bezeigen wohl die Dreistigkeit gehabt?

Nun saßen sie nebenander im Wagen und wechselten nicht ein Sterbenswort. Zu Hause angelangt, machte Joseph Miene, dem Vater in sein Zimmer zu folgen, da derselbe aber verschiedene geschäftliche Anfragen vorfand, zog Joseph sich in das seine zurück, setzte sich und schrieb bis ins Abenddunkel, indem er mit lauter Stimme die Schriftworte vor sich hin deklamierte. Die Frau Postmeisterin – denn die würdige Dame lebte noch immer, wenn auch hoch bei Jahren, und half ihrem Ehegatten in seinem Beruf – also die Frau Postmeisterin wollte sich vom Tage tun, als kurz vor Expeditionsschluß der junge Mosjö Haller, kaum aus schwerer Lebensgefahr erlöst, wie ein Irrwisch angeflogen kommt und einen fingerdicken Brief an Jung-

frau Magdalene Kellerin zur Beſorgung mit dem nächtlichen Felleiſen dringend anempfiehlt. O, wenn dieſer Brief durchſichtig geweſen wäre, die Frau Poſtmeiſterin würde eine ruhigere Nacht gehabt haben.

Als nach dem Abendeſſen die Tiſchgenoſſen ſich zurückgezogen hatten, trat Joſeph bei ſeinem Vater ein und bat um eine Unterredung. Der Vater wünſchte wichtiger Geſchäfte halber die Unterredung auf morgen verſchoben, da der Sohn aber drängte, auch ſich kurz zu faſſen verſprach, ſetzte jener ſich im dunklen Schatten der Lampe an ſeine Fenſterecke und ſtemmte die rechte Hand gegen ſeine Bruſt.

„Mein Vater," ſo hob Joſeph mit entſchloſſener, aber bewegter Stimme an, „mein Vater, Sie ſagten heute, ich ſei über Nacht gewachſen. Laſſen Sie mich Ihnen wiederholen, daß Sie recht geſehen haben. Das Herz iſt mir aufgegangen und ein ungeahnter Lebensgeiſt in mich eingezogen."

Der Vater ſchwieg und blickte vor ſich nieder.

„Ich liebe, mein Vater, liebe mit aller Glut der Seele!"

„O, nur nicht die Eine!" flüſterten Legionen Stimmen in David Hallers Bruſt, aber ſein Mund blieb ſtumm.

„Ich liebe einen Engel, den der Herr alles Lebens im Angeſicht des Todes in meine Arme legte –"

„In deine Arme!" ſchrie David auf und fuhr in die Höh, als ob ihn eine Natter gebiſſen hätte.

„Ja, Vater, ſie iſt die Meine geworden, für Zeit und Ewigkeit die Meine. O, mein Vater, geben Sie meinem Bunde mit Magdalenen Ihren Segen," rief Joſeph, indem er in höchſter Erregung auf ſeine Knie ſank.

Dem Vater legte es ſich über die Augen wie ein ſchwarzer

Flor; kalte Tropfen traten auf seine Stirn; ihm war, als ob einer von ihnen beiden eine Sünde begangen habe, eine Sünde wider den heiligen Geist. Nach einer Pause faßte er sich jedoch; er wußte ja, wie leicht sein Sohn natürliche Gefühle ein wenig überspannte. „Joseph," stammelte er, „Joseph, eine Bekanntschaft von wenigen Stunden – –"

„Aber welche Stunden, Vater! Ich habe in dieser Nacht mehr empfunden und erfahren, als andere ein langes Leben hindurch. Solche Stunden eignen den Menschen dem Menschen an. Ein unauflösliches Band hat sich in dieser Nacht geknüpft."

Den Vater grauste es. Wieder währte es eine Weile, bis er sich gesammelt hatte und mit kaum hörbarer Stimme die Frage hervorbringen konnte: „Und bist du gewiß, daß sie – sie dein – dein Gefühl erwidert?"

„Sie ist rein wie eine Blume und unerfahren wie ein Kind – –," der Vater atmete hoch auf – „noch faßt sie die Tiefe meiner eigenen Liebe nicht; aber sie hat sie angenommen und mir gelobt, die Meine zu werden und zu bleiben. O, teuerster Vater, kennten Sie diesen Engel, wie ich ihn kenne – –"

Ach, kannte er ihn denn nicht? Besser als dieser Neuling im Leben, besser als irgendein Mensch auf der weiten Welt?

Er machte noch manchen Einwand, suchte manche Ausflucht, die er selber als Einwände und Ausflüchte, nicht als Gründe erkannte: Josephs Jugend und Arbeitsscheu, des Mädchens Armut und dergleichen. Auch blies Joseph diese Einwände um wie leichte Kartenhäuser. War der Vater, als er ein Weib nahm, nicht jünger gewesen als

er? War er, Joseph, nicht eines reichen Mannes Sohn? Und wie würde er arbeiten, mit Kopf und Händen schaffen, der Geliebten das Leben auszuschmücken; wie wenig würde er selber bedürfen, einzig leben von der Seligkeit seiner Liebe!

In anderer Stunde und Stimmung würde der Vater vielleicht diese über Nacht aufgeschossene Tatkraft belächelt haben. Heute lächelte er nicht. Es war ihm wieder einmal, als hätte er einen tiefen Fall getan und müsse sich erst besinnen, wo er wäre. Ja, besinnen; das hieß sich mit seinem Gott beraten.

Sein Bett war am anderen Morgen unberührt, und gleich nach Sonnenaufgang kehrte er heim von Sophiens Grabe. Mit leisen Schritten stieg er die Treppe zu des Sohnes Zimmer hinan. Joseph schlief noch und lächelte im Morgentraume wie ein glückliches Kind; ein leichtes Rot färbte die sonst immer bleichen Wangen. Der Vater stand lange mit gefaltenen Händen und blickte auf ihn nieder. Dann ging er, unbemerkt, wie er gekommen war, an sein Tagewerk.

Nach dem Frühstück faßte er des Sohnes beide Hände und fragte mit feierlichem Ernst: „Ist es dein heiliger Wille, Joseph, und fühlst du dich stark genug, ein Weib zu lieben und zu schützen bis ans Ende deiner Tage?"

„Von ganzer Seele ja, mein Vater," antwortete Joseph zuversichtlich.

„So habe ich gegen deine Verbindung mit Magdalene Kellerin nichts weiter einzuwenden. Gott und deine Mutter im Himmel, der ich deine Wohlfahrt angelobt habe, wollen ihren Segen dazu geben."

Am nämlichen Nachmittag trat David Haller schon wie-

der in das arme Witwenstübchen, aber nicht mit einem Scherzwort auf den Lippen, sondern mit der geziemlichen Würde eines Vaters, der für seinen Sohn als Werber kommt. Daß das mütterliche Jawort unschwer zu erreichen war, braucht nicht versichert zu werden. Die gute Christiane schluchzte vor Glückseligkeit und pries die allmächtige Hand Gottes, die aus der höchsten Not noch einen Segen ersprießen lassen kann. Aus der Überschwemmung sogar einen Mann für ein armes Kind.

Lebhaft und ahnungslos trat bei diesen Worten das arme, schöne Kind ins Zimmer. Sie war auf der Rolle gewesen und trug mit dem ältesten Bruder einen Henkelkorb frischer Wäsche, weiß wie Schnee und blank wie ein Spiegel. Sie war eine tüchtige, gewandte Arbeiterin, jede rasche Bewegung ihr eine Herzenslust. Schade, daß ein so derbes Schaffen nicht in der Natur ihres künftigen Wirkungskreises lag und daß, was stillsitzend verrichtet werden muß, ihrem munteren Wesen widerstand.

Sprachlos, beide Hände vor dem glühenden Gesicht, vernahm sie den ehrenvollen Antrag, zu welchem die Mutter in ihrem Namen die Einwilligung gegeben hatte. „Ach," meinte gerührt die aufrichtige Witwe, „wie konnten wir armen Leute uns einbilden, daß Sie so bald Ja und Amen sagen werden, Sie guter, lieber, allerbester Herr Haller?"

Magdalene neigte sich bis zur Erde und küßte dem Vater ihres Verlobten demütig die Hand. Er hielt die ihre eine Weile fest, drückte sie dann an sein Herz und sprach mit klaren Tränen in den Augen:

„Gott sei mein Zeuge, Magdalene, daß Sie mir wie eine eigene Tochter werden sollen."

Zwölftes Kapitel

Die Leiden des jungen Werther

Ei, welch ein raſcher, feuriger Bräutigam war mein Großvater! Tag für Tag in der heilloſen Jahreszeit eilte er, zu Fuß oder Wagen, zu der Geliebten hinüber; er lernte ſogar reiten, um ſie ſchneller zu erreichen, und als gegen Weihnachten die Familie nach der Stadt und in das nämliche Eckhaus überſiedelte, in welchem der Leſer vor vierundzwanzig Jahren die Bekanntſchaft des blonden Chriſtelchens gemacht hat, wie war Joſeph da geſchäftig, das kleine Heimweſen zu einem frohen Empfange auszuſchmücken. Ein „Willkommen!“ prangte über der Tür, die Fenſter ſtanden voll blühender Hyazinthentöpfe; auf Lenchens Nähtiſchchen lag ein ſchwungvoller Liebesgruß, und darüber hing unter einem Kranze von Immortellen der ſeligen Mutter Schattenriß. Joſeph hatte ihn in Leipzig fertigen laſſen nach einem, welchen er ſelber in goldenem Medaillon auf dem Herzen trug, und es war im Leben ſein erſtes freiwilliges Opfer, ſich auf ein paar Tage von dem heiligen Andenken zu trennen.

Nun befremdete es ihn freilich, daß ſein lebhaftes Bräutchen beim Betreten des Zimmers dieſe ſinnigen Aufmerkſamkeiten gar nicht bemerkte, nur gleich das Fenſter aufriß und in die Hände klatſchend rief: „Ach, du meine Güte, wie groß, wie ſchön! Das da drüben iſt wohl das Rathaus, Mutterchen? Aber nein doch. Da ſtehen ja der Herr Vater vor der Ladentür und winken und nicken mir zu. In dieſem Schloſſe ſollen wir künftighin wohnen! Herr Joſeph, Herr Joſeph, ſehen Sie doch an der Ecke

den schönen Offizier! Nein, ist der aber stramm und blank. Und da unten der Weihnachtsmarkt! Die vielen Heringe und Äpfel und ganze Buden voll Spielsachen und Puppen!"

Ihre Bewunderung fand kein Ende; sie war ja zum ersten Male in einer Stadt, sah diese Herrlichkeiten zum ersten Male. Wollte Joseph gerecht sein, durfte er ihr jene Achtlosigkeit nicht übelnehmen.

Auf der anderen Seite durfte aber auch David es nicht übelnehmen, wenn der Sohn nicht, wie er sich zugetraut hatte, gleichzeitig mit dem Bräutigam ein Geschäftsmann ward. Auch er mußte sich an den neuen Zustand gewöhnen lernen. Nachdem der Vater jedoch monatelang auf das Erwachen hausväterlichen Pflichtgefühls in Joseph gewartet hatte, kam er zu der Überzeugung, daß sein Plan, das junge Paar selbständig zu etablieren, an Josephs Untüchtigkeit scheitern müsse, und, da er für sein Teil unverbrüchlich gesonnen war, zu keiner zweiten Ehe zu schreiten, zu dem Beschluß, die Kinder in sein eigenes Haus und Geschäft aufzunehmen und das tätige Lenchen als Vorsteherin der großen Wirtschaft auf den rechten Platz zu stellen.

Vor Ablauf des Trauerjahres konnte von der Hochzeit natürlich nicht die Rede sein. Auch drängte Joseph keineswegs nach derselben. Die Gegenwart war ja so lieblich, warum hätte er sich einen anderen Zustand wünschen sollen? Sah er nicht jeden Tag die schöne Geliebte, wußte er nicht, daß sie sein war? Warum denn gleich heiraten und haushalten?

Freilich, wenn er sie nur ein einziges Mal allein hätte sehen können! Nur einmal unter vier Augen mit ihr reden, sie ohne Zeugen an sein Herz drücken! Immer aber saß

die Mutter mit den drei lauten Buben in dem einzigen, engen Witwenstübchen. Auf die Dauer ein unbehaglicher Zustand! Von was sollte man sich die langen Winterabende hindurch unterhalten?

Jungfer Lenchen zwar ging der Stoff zum Erzählen und Fragen nicht aus; sie wußte allezeit etwas Neues oder wollte etwas wissen. Schade, daß ihr Bräutigam sich so wenig um das Neue kümmerte! Wenn das aufmerksame Lenchen die Bemerkung gemacht hatte, daß die Nachbarin rechts schon wieder Kuchen gebacken und die Nachbarin links schon wieder ein neues Kleid in der Kirche angehabt habe, dann kam es sogar vor, daß Joseph verdrießlich sagte: „Beschäftige dich doch nicht mit so gleichgültigen Dingen, Magdalene!" Waren das gleichgültige Dinge? Mit was für Dingen sollte in aller Welt sich denn ein Mensch beschäftigen? Sie schmollte ein Weilchen und knüpfte dann mit voriger Munterkeit eine neue Unterhaltung an, zwar nicht gerade von Kleidern und Kuchen, aber doch etwa von Braten und Saloppen, für welche Freund Joseph leider ebensowenig ein eingängliches Verständnis offenbarte.

Es war zu bedauern, daß die Witwe nicht wie Mutter Sophie ein Klavier besaß. Musik würde die langen Abende anmutend verkürzt haben. Indessen: „Musik ist die Sprache liebender Seelen," so tröstete sich Joseph. „Meine Magdalene wird ihren Sinn verstehen, auch wenn er nur in einfachen Lauten gestammelt wird."

Freudig belebt steckte er daher eines Abends seine Flöte ein und ging hinüber. Lenchen war über den köstlichen Einfall vor Freuden außer sich. „Blasen Sie, blasen Sie, englischer Herr Joseph!" jubelte sie.

Sie konnte sich nämlich durchaus nicht daran gewöhnen,

ihn bloß Joſeph oder gar du zu nennen. Es war gegen ihr Gefühl, wie das Herr und Sie gegen das ſeine. Er mußte es ſchon als einen Sieg betrachten, daß er ihr endlich den Mosjö Haller ausgetrieben hatte.

So ſetzte er ſich denn in das Halbdunkel des Erkers, dem Schattenriß ſeiner Mutter gegenüber und begann eine ſanfte Liederweiſe, deren Textworte anhoben: „Wie der Tag mir ſchleichet, ohne dich verbracht.“ Die Melodie umfaßte, wenn mir recht iſt, nur drei Töne und wurde dem großen Philoſophen Rouſſeau als eine Art Muſtermelodie für ſeine Ur- und Naturmenſchen zugeſchrieben. Joſeph aber, obgleich er kein Ur- und Naturmenſch genannt werden kann, verſtand es, den wehmütigen Grundton mannigfaltig zu modulieren. Er hauchte ſein ganzes Herz in die Flöte, vergaß, wo er war, wer um ihn war, ſelbſt Magdalenen. Sein Sehnen galt einem Weſen, das er nicht beſaß, noch jemals beſitzen konnte; ſolch einem Weſen, das man ein Traumbild nennt.

Er fuhr daher wie ein aus tiefem Schlummer Aufgeſchreckter in die Höh, als Lenchen voller Ungeduld ihm zurief: „Aber das klingt ja wie ein Sterbelied, Herr Joſeph. Ich bin ganz traurig geworden von Ihrer Muſik.“

„Kannſt du denn auch traurig werden, Magdalene?“ fragte Joſeph, ach, nicht mit einem Bräutigamsklang.

„Ich nicht traurig? Ach, du lieber Heiland, wie habe ich geweint, als mein guter Vater ſtarb. Nicht wahr, Mutterchen, wie hab ich geweint! Und wenn ich an ihn denke, da weine, ja, da weine ich noch.“

„Sonſt niemals, Magdalene?“

„Nun, warum denn wohl ſonſt? Hab ich nicht alles, was mein Herz begehrt? Mein Mutterchen, die guten

Jungen und obendrein einen so herzallerliebsten Bräutigam, der mir alles zu Gefallen tut und heute abend gewiß auch noch ein lustiges Stückchen bläst."

Ihre heitere Unschuld versöhnte ihn, und als sie immer dringender bat, widerstand er nicht länger und blies einen Ländler. Lenchen aber faßte einen der Brüder nach dem anderen und am Ende gar die gutmütige Mutter und hüpfte und drehte sich mit ihnen so lange in der kleinen Stube herum, bis alle fünf schwindelnd auf das Kanapee niedersanken. Joseph steckte seine Flöte ein und ging nach Hause; soviel sie ihn aber auch späterhin bitten mochte, vor seiner Braut blies er nicht wieder Flöte.

Nach einiger Zeit sagte er zu sich selbst: „Der heimliche Sinn der Musik ist meiner Magdalene verschlossen. Sie hat aber einen regen Geist, der, ohne daß sie's ahnet, nach Ausfüllung schmachtet. Lektüre wird das Mittel sein, das auf angenehme Weise ihre Bildung fördert und unsere Abende kürzt." Er suchte unter den Büchern seiner seligen Mutter. Sein Blick fiel auf eines, das er fast am Vorabend ihres Todes gelesen – o, mit welchen Entzückungsschauern gelesen! – gekauft, verpackt und ihr gesendet hatte. Sie war schon tot, als es anlangte; das Buch lag noch unberührt; Josephs Hände zitterten, als er danach faßte. Aus der Überschrift dieses Kapitels weißt du, lieber Leser, daß es der ‚Werther' war, in jenen ersten achtziger Jahren noch immer das Buch aller Seelen.

Wie auf Flügeln eilte er hinüber; seine Wangen waren hochgerötet. Mutter und Tochter bezeugten eine freudige Erwartung: „Nichts ging ihnen über eine hübsche Geschichte," wie sie sagten, „zumal, wenn man sie nicht selber zu lesen brauchte."

Als Joseph just das Buch aufgeklappt hatte, klopfte es, und herein trat Vater Haller, der in einer häuslichen Angelegenheit den Rat der Witwe einzuholen kam und nun auf die dringende Einladung der beiden Frauen gern versprach, mit einem freundschaftlichen Warmbier und den ‚Leiden des jungen Werther' bei ihnen den Abend über fürliebzunehmen.

So sehr sich Joseph auf die Vorlesung gefreut hatte, er hätte dieselbe für heute nun gern aufgegeben; er erlaubte sich sogar ein Gesellschaftsspiel, schwarzen Peter oder Rapuse in Vorschlag zu bringen; da der Vater aber sich entschieden für den ‚Werther' erklärte, hob er seinen Vortrag an.

Anfänglich mit Unmut. Bald aber hatte er, wie neulich über dem Flötenspiel, alles um sich her vergessen und lebte in einer anderen Welt; er war nicht mehr der Joseph, dessen Braut an seiner Seite spann; er war der elende Wilhelm, der sich in Glut um eines anderen Mädchen verzehrte, er rang die Hände, er zitterte, er schluchzte laut.

„Halten Sie ein, Herr Sohn!" unterbrach ihn die gute Mutter; „um Gottes willen halten Sie ein! Die Geschichte greift Sie allzusehr an."

„Das dumme Zeug greift Sie an, Herr Joseph?" fragte Lenchen, hinter ihrem Spinnrad hell auflachend. „Ach, das ist ja wohl ganz und gar unmöglich. Aber meinetwegen, lassen Sie's gut sein und uns lieber ein bißchen diskurieren. Solche Hansnarren wie diesen Werther kann ich nicht ausstehen."

Joseph schlug das Buch zu und maß seine Braut mit einem Blick, vor welchem sein Vater erschreckte. So wenig ich annehmen kann, daß mein Urgroßvater mehr als sein künftiges Schwiegertöchterchen Geschmack an dem unglück-

lichen Werther gefunden hat, so versuchte er um Josephs willen es doch mit einem einlenkenden Wort: „Mit dem jungen Menschen, dessen Geschichte so natürlich klingt, daß man sie für erlebt halten möchte und auch von dir, mein Sohn, wie ein Erlebnis vorgetragen worden ist, mit dem armen, jungen Menschen hat es gewiß kein gutes Ende genommen," sagte David. „Du solltest derlei Bücher meiden, Joseph. Man lernt nicht aus ihnen, was man im Leben braucht."

„Man lernt das Schöne lieben," entgegnete Joseph.

„Aber nicht das Rechte tun."

„Und was ist das Rechte, Vater?"

„Hier, wie überall, die Treue ehren und die Versuchung fliehen. Des Jünglings Leidenschaft kann das liebenswürdige Mädchen in die Irre führen."

„Wenn das Mädchen dieses Jünglings wert wäre, müßte sie seine Leidenschaft erwidern und – –"

„Ihr heiliges Verlöbnis brechen? Joseph, Joseph!"

„Ach lieber gar!" rief Lenchen dazwischen; „der brave Albert hat Lotten gewiß zehnmal besser gefallen als dieser trübselige Lehnerich. Was wird denn am Ende aus dem langweiligen Menschen?"

„Er stirbt."

„Er stirbt? Ach lieber gar! An was denn?"

„An seiner Liebe. Er schießt sich tot."

„Ach, der gottlose Mensch! Nein, so was Schlechtes hätte ich ihm gar nicht einmal zugetraut. Von dem will ich nun kein Wort mehr wissen; den wollen wir in der Hölle braten lassen und noch eine Partie schwarzen Peter spielen."

Joseph war so auffällig verstimmt, daß der Vater den

ſchwarzen Peter ausſchlug und mit dem Sohne aufbrach. Auf dem Wege ſagte Joſeph:

„Magdalene iſt ſehr unreif; ohne jedes höhere Streben. Von wahrer Liebe hat ſie keine Ahnung. Wir werden uns niemals verſtehen lernen.“

„Joſeph, Joſeph!“ entgegnete der Vater, eine bittere Wallung niederkämpfend, „lerne erſt du dieſes reine Kinderherz verſtehen und verſchone es und dich ſelber künftighin mit einem Zeitvertreib, der alle Zucht und Gottesordnung auf den Kopf ſtellt.“

Dreizehntes Kapitel

Lenchen im Trauerſpiel

Ich habe nicht umhin gekonnt, mehrere Kapitel hindurch meinen Großvater zum Helden von meines Urgroßvaters Geſchichte zu machen und dieſen vortrefflichen Mann ungebührlich in den Hintergrund treten zu laſſen. Erleben wir es denn aber nicht alle Tage in Paläſten und Hütten, wie das Schickſal von Söhnen und Töchtern allmählich zu dem der Eltern wird und dieſe guten Seelen wenig Freuden oder Leiden mehr erfahren als die ihrer Kinder und Kindeskinder? Nur die, welche wir in keinem Palaſt und auch in keiner eignen Hütte zu ſuchen haben, die armen Allerärmſten unter uns, ſie löſen ihren Nachwuchs halbſchürig wie die Brut des Feldes von ſich ab und bleiben die Helden ihrer eignen Geſchichte bis zum Ende am Bettelſtab oder Altenſpittel. Gottlob! zu dieſen armen Allerärmſten gehörte mein Urgroßvater mit ſeinem treuen Vaterherzen und ſeinem reichen Vaterhauſe nicht; und nur noch ein einziges Kapitel Sohnesheldentum Geduld, ſo werden wir den vortrefflichen

Mann wieder gebührentlich in den Vordergrund treten sehen.

Joseph ging nun nicht mehr alle Abende zu seiner Braut. Der ‚Werther' hatte seine Bücherlust wieder angefacht; er ließ sich von Leipzig das Neueste kommen. Eine reiche Auswahl, buntfarbig und heißsprudelnd wie in deutschen Landen noch keine gesprudelt hatte; Tag und Nacht saß er über den herrlichen Schätzen wie gebannt; die Poesie weckte auch die Schwester Musik, und diese beiden Gefährtinnen brachten ihn sogar, glimpflicher als sein Vater gefürchtet hatte, über die schmerzlichsten Erinnerungstage hinweg, denn es wurde jetzt jährig, daß seine Mutter starb.

Kein Wunder daher, daß auch die Lebenden über Ritter-, Räuber- und anderweitigen Dichtergestalten ein wenig verabsäumt wurden. Zum Frühling, meinte er, wenn er mit der Geliebten im Freien sein, Wald und Flur mit ihr allein durchstreifen könne, dann werde ihm in ihrer Nähe wohler werden als jetzt in der engen, heißen Stube, neben der geschäftigen Mutter und den lärmenden Knaben.

Aber der Frühling kam, und die Spaziergänge blieben aus. Die Witwe Kellers, des Sonderlings, war eine vorurteilslose Frau und Mutter; sie hielt ihrem künftigen Eidam Unerhörtes zugute: den täglichen Besuch, das Du und manche andere Vertraulichkeit, die in ihrem eignen Brautstande nicht stattgefunden hatte; ihre Tochter aber mit dem jungen Manne allein in der Irre herumschweifen zu lassen, nein, das hätte sie doch nicht zugestehn dürfen, selber wenn ihr Lenchen ein Verlangen danach gespürt. Das liebe, verständige Kind sah jedoch nicht im entferntesten ein, was für ein Vergnügen es gewähren könne, so sonder Zweck noch Ziel querfeldein zu laufen, sich nur die

Kleider staubig zu machen und die Schuhe auszutreten. Ja, dann und wann einmal aufs Schießhaus oder in eine Schenke über Land, wo man Kaffee trinkt und gute Freunde findet, das wär ein anders Ding; aber mutterseelenallein in die freie Natur, nein, das war nicht nach Lenchens Geschmack.

So gewöhnte Joseph sich denn wieder an seine vorjährigen Streifereien, nur daß er heuer von seinen lieben Büchern begleitet war, und zu seiner Braut kam er nur noch selten. Sein Vater war verstimmt, und als er eines Tages Lenchen und ihre Mutter in Tränen schwimmend fand, weil sie den Treulosen länger als eine Woche hindurch nicht mit Augen gesehen hatten, fühlte er sich erbittert. Ja, zum ersten Male im Leben fühlte David Haller sich gegen einen Menschen erbittert, und dieser Mensch war sein Sohn. Er sparte keinen Vorwurf, forderte mit Strenge einen tatkräftigen Entschluß und drang auf einen festen Termin für seine Verheiratung.

Joseph hatte sich noch niemals unsanft angefaßt, nie einem Widerstande gegenüber gesehen; und nun in unbilliger, engherzigster Weise wie ein Schulbube gescholten zu werden, nur weil er gerne las und spazieren ging? Gab es denn genügsamere Neigungen oder unschuldigere Freuden? Er zeigte sich verhärtet, ja verstockt und erklärte endlich kurz und barsch, daß er sich noch zu jung fühle, sich schon jetzt fürs Leben zu binden, auch nicht nötig zu haben glaube, sich mit widerstrebender Arbeit abzuquälen, da das Erbteil seiner seligen Mutter für seine mäßigen Bedürfnisse ausreiche.

Nach dieser heftigen Begegnung sah der Vater ihn nur noch am Mittagstisch und auch da nicht regelmäßig. Davids

Blut kochte, seine Galle schwoll bei jedem Anblick, bei jedem Gedanken an den Ungeratenen; und doch mußte er an sich halten, mußte ihn schonen um seiner seligen Mutter willen und gegen seine Braut ihn sogar entschuldigen. Seine – des Vaters nämlich, nicht des Sohnes – Scham und Verlegenheit den beiden betrübten Frauen gegenüber wuchs von Tage zu Tage. Er sann und sann auf kleine Linderungsmittel; besuchte sie niemals ohne ein Naschwerk oder Geschenk für das Töchterchen; berichtete haarklein über die Fortschritte, welche die Einrichtung für das junge Paar in seinem Hause machte, und freute sich dann immer, wenn er das liebe Gesicht sich erhellen sah und das der Mutter mit dem ihren wie Bild und Spiegelbild.

Eines Nachmittags jedoch wollten keine Beschwichtigungsmittel anschlagen, weder das begütigende Wort, noch die schön gestickten Manschetten und gebrannten Mandeln, die er in seiner Tasche mitgebracht; ja, die Nachricht, daß der nankingfarbige, rotgeblümte Kattun, den der Vater zum Möbelbezug für die künftige Wohnstube aus Leipzig verschrieben hatte, angelangt und bereits dem Sattler übergeben sei, machte das Leidwesen nur ärger. Die Mutter weinte still vor sich hin, und Lenchen schluchzte laut. Ach, wer werde denn den Genuß von all dem schönen Hausrat der seligen Frau Mutter haben, den der gütige Herr Vater für das junge Paar aufpolstern und frisch polieren ließ, und manches neue Stück obendrein? Lenchen, das arme Lenchen, ach, gewißlich nicht! Nicht nur, daß Herr Joseph seit Wochen nicht mehr nach seiner Braut gefragt hatte, er grüßte nicht einmal mehr nach ihrem Fenster, wenn er aus dem Hause ging; und die freie Natur war es auch nicht mehr allein, in welcher er seine Zeit hinbringe, denn er sitze

jeden Abend in der Komödie, die seit zwei Wochen so wunderschön im ‚Scheffel' gespielt werde, und zu seiner Braut hatte er nicht ein einziges Mal gesagt: „Komm mit!" Es sei ja offenbar, daß er sie im Stiche lassen, daß er Schimpf und Schande bringen werde über eine arme Familie, die ihm nichts, auch gar nichts zuleide, aber alles, was sie gewußt, zuliebe getan hatte.

Mein Urgroßvater saß während dieses Klageliedes wie auf Kohlen. Es war ihm klar, daß ein letztentscheidender Kampf mit dem Sohne nicht verzögert werden dürfe, und sein innerstes Wesen drängte zu diesem Kampfe; zuvörderst aber galt es, die beiden jammernden Frauen stillezumachen, und Lenchen selber hatte ihm das Mittel dazu an die Hand gegeben.

„Ich bin eigentlich gekommen," so hob er nach einem kleinen Räuspern an, „die Frau Schwester" – (seit der Verlobung ihrer Kinder nannten sich David und Christiane Herr Bruder und Frau Schwester) – „die Frau Schwester und Jungfer Lenchen einzuladen, mich heute abend in das Theater zu begleiten. Es soll ein ausnehmend lehrreiches Stück gegeben werden, wie ich just von der Frau Postmeisterin gehört habe, welche den Theaterbesuch keinen Abend versäumen."

Ja, das wirkte; wirkte so erhellend wie ein Sonnenstrahl am Novemberhimmel. Eine Komödie! Die beiden Frauen konnten sich gar keine Vorstellung von einem dergleichen Wesen machen, das Komödie hieß; sie hatten noch nie eine Komödie gesehen, nicht einmal eine Puppenkomödie; nur die Mordtatsbilder am Jahrmarkt; es mußte etwas Wundervolles sein, so eine Komödie. Mein Urgroßvater besaß natürlich mehr Erfahrung in diesem Kunstgebiet. Er hatte

während seiner Leipziger Meßreisen wiederholentlich und nicht ohne Vergnügen das Theater besucht, vornehmlich wenn ein heiteres Singspiel gegeben ward. Das ‚Donauweibchen' war sein Lieblingsstück, und ich erinnere mich noch, wie fröhlich ihn meine Mutter machte, wenn sie ihm vorsang: „In meinem Schlößchen ist's gar fein" oder:

„Ich bin vom Kopf bis auf die Zeh
Die kleine muntre Salome."

In seiner Heimatstadt aber, wo alle Welt ihn kannte, würde sein großbürgerliches Anstandsgefühl sich dagegen gesträubt haben, sich durch die Faxen verlaufenen Gesindels, wofür Komödianten, zumal bei wandernden Truppen, doch ohne Ausnahme galten, unterhalten zu lassen.

Indessen, wir wissen es ja schon, einer Pflicht zuliebe wußte David Haller nicht nur seine Neigungen, sondern, was schwerer ist, seine Abneigungen zu überwinden; und so begab er sich gegen Abend, obgleich es ihm in Kopf und Herzen von Vorhaben und Vorsätzen rumorte, an jedem Arme eines seiner Frauenzimmer, zur Aufführung in die Scheune des Goldenen Scheffels, die in ihrer leeren Zeit vor der Ernte für den gegenwärtigen Zweck kunstmäßig täuschend in einen Saal verwandelt worden war. Der Räumlichkeit hatte mein Urgroßvater demnach sich nicht zu schämen, und auch an den Kunstgenuß durften hohe Ansprüche erhoben werden, denn es war ja die Hofgesellschaft einer unfernen Residenz, die während des Sommers in einem Badeorte gespielt hatte und vor Eintritt der Wintersaison so bei Wege unsere Stadt beehrte, nicht zum Nachteil ihrer Kasse, heute abend wenigstens. Kein Apfel konnte mehr auf die Erde, als die Meinen die für sie belegten Plätze

auf der vorderſten Reihe einnahmen, und noch immer rollten die Equipagen der adligen Rittergutsbeſitzer der Umgegend in den Hof; die Muſik mußte ihre Bänke dem Publikum überlaſſen, alles drängte ſich, ein Stück zu ſehen, das, wie die Zeitungen verkündet hatten, in ganz Deutſchland mit allen Schauern des Unerhörten aufgenommen worden war, und in dieſem Stück eine Liebhaberin als Gaſt, die als ein Wunder von Genie und Schönheit geprieſen wurde. Das Stück, von einem jungen Feldſcher, namens Schiller, abgefaßt, hieß ‚Die Räuber‘, und die ſchöne Liebhaberin – nein, deren Namen behalte ich für mich.

Es iſt mir ſehr zweifelhaft, daß der Held des Trauerſpiels und ſeine Kommilitonen in höherem Maße als an jenem Winterabend der unglückliche Werther nach meines Urgroßvaters Geſchmack geweſen ſein würden. Aber mein Urgroßvater blickte gar nicht auf die edlen und unedlen Miſſetäter vor den Kuliſſen; er hörte kein Wort von ihren packenden Reden, und ſelber das lautſchluchzende Intereſſe ſeiner Nachbarinnen erweckte ihm keines. Seine Augen verfolgten nur immer mit Entſetzen den jungen Mann, den ſie an der entgegengeſetzten Seite des Saales nur allzu deutlich erkannt hatten. Ganz vorn in die Ecke gedrückt, die Arme übereinander gekreuzt, eine Fieberröte auf den Wangen, unverwendet auf die Bühne ſtarrend, ſo ſtand Joſeph unbeweglich, und nur wenn Amalia, die hohe, herrliche Amalia, mit ihrem wildfliegenden Haar und loſen Buſentuch ſeines Vaters Augen ein Greuel, in die Szene trat, wurde er Feuer und Flamme, klatſchte wie ein Beſeſſener in die Hände und ſchrie „Bravo!“ länger und lauter als irgendein Junker im Saale. Sooft aber der Vorhang gefallen war, öffnete er die kleine Tapetentür,

die dicht an seiner Seite auf die Bühne führte, verschwand hinter derselben und kam erst wieder zum Vorschein, wenn ein neuer Akt begann. Wo ging er hin? Was machte er hinter den Kulissen, kannte er das Komödiantenvolk? Oder gar – –? Der Vater konnte den Gedanken nicht ausdenken, das Herz im Leibe wendete sich ihm um. Er hätte den Sohn bei den Haaren zurückziehn, mit ihm dem wüsten Spektakel entfliehen mögen und durfte doch kein Aufsehn erregen, mußte still sitzen und tun, als wär er mit Blindheit geschlagen.

Er hatte derartig Platz genommen, daß sein breiter Rücken den beiden Frauen als Schirm gegen die herzbrechende Entdeckung dienen mußte, hätte diese Fürsorge aber sparen dürfen, denn Lenchen und ihre Mutter waren, während der Vorhang offen war, dermaßen mit den Augen und, wenn er gefallen, dermaßen mit den Zungen bei den Gebrüdern Moor, die so ganz anders waren, als man sich regierende Grafensöhne vorgestellt hatte, daß ein Bürgerssohn Joseph Haller weder im Saale noch auf der Welt für sie existierte.

In der höchsten Aufregung, entschlossen zu einem Strafgericht, langte David in seinem Hause an. Sein Sohn war noch nicht zurückgekehrt. Er legte sich nicht und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Von Stunde zu Stunde trat er in die Kammer des Hausmanns, um nach Joseph zu fragen. Allemal vergebens. Er erfuhr auf diese Weise, daß der junge Herr schon wochenlang immer erst gegen Morgen heimzukommen, dann aber bis gegen Mittag zu schlafen pflege. Welch grausamere Entdeckung hätte ein Vater, wie dieser, machen können? Sein Herz hämmerte zum Zerspringen. Der Morgen kam, aber Joseph auch am Morgen nicht. Und wie es Unheilstage gibt, an

denen sich alles gegen uns verschworen zu haben scheint, so wurde dem aufgebrachten Vater auf Schritt und Tritt Öl in die Flammen gegossen. Es kam der Barbier, es kam der Friseur; es kam die Frau Postmeisterin und machte ein Ständerchen vor der Ladentür, an welcher David Haller ungeduldig nach seinem Sohne ausschaute, es kamen noch andere Kunden seines Tuchgeschäfts. Alle waren voll von der gestrigen Aufführung. Und heute werde sie wiederholt; aber nicht im ‚Scheffel', sondern auf dem Gute eines reichen Barons, der nach einer lustig verzechten Nacht die gesamte Gesellschaft hinaus auf sein Schloß habe fahren lassen. Die flottesten Junker der Umgegend mitten darunter. Und nicht Junker allein, auch ein gewisser Jemand, ein Stadtkind, solle sich dem Zuge angeschlossen haben und für Demoiselle N. N., die schöne Räuberbraut von gestern abend, lichterloh in Flammen stehn.

David Haller, ein Feind städtischer Klatschereien, hatte ähnliche Anspielungen in den jüngstverflossenen Tagen arglos außer acht gelassen; heute fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und gleich einem Flammenzeichen brannte das öffentliche Ärgernis in sein Vaterherz. Hier tat rasche, gewaltsame Hülfe not.

Die Zeit drängte; es war Freitag; spätestens übermorgen war er genötigt, zum Abschluß eines Gutskaufs, der kühnsten und stolzesten Spekulation seines bisherigen Geschäftslebens, eine Reise anzutreten, die ihn wohl eine Woche hindurch vom Hause fernhalten konnte. Er warf sich vor, daß diese Angelegenheit seine Aufmerksamkeit von des Sohnes lästerlichem Treiben abgelenkt habe. Was geschehen sollte, mußte heute und morgen geschehen. Das Nächstliegende war Josephs Entfernung während des nur noch kurzen städtischen

Aufenthalts der Komödianten. Joseph sollte den Vater auf der Reise begleiten.

Der Tag verging unter beschleunigenden Anordnungen für den Hausstand des jungen Paars. Joseph kam nicht, er kam auch nicht während der Nacht. So blieb denn keine Wahl als Handeln auf eigne Hand kraft der väterlichen Autorität.

David Haller ging zum Superintendenten, seinem vertrauten Seelsorger und Freund, entlud vor ihm sein schweres Herz und fand des würdigen alten Herrn vollständige Zustimmung zu seinem Rettungsplan. Morgen, am Sonntag, sollte Josephs und Magdalenens erstes Aufgebot von der Kanzel verkündet werden; das dritte, mit dem zweiten vereint, acht Tage später erfolgen; der Vater selber wollte die Erlaubnis zu diesem abkürzenden Verfahren auf der Durchreise bei dem geistlichen Konsistorium in Leipzig erwirken. Einer stillen Trauung unmittelbar nach der Heimkehr stand auf diese Weise kein Hindernis im Wege; die Flitterwochen, nach Belieben ausgedehnt, würden auf dem neuerworbenen Gute zugebracht werden und bei der Heimkehr der jungen Eheleute, will's Gott! Gras über den ärgerlichen Anstoß gewachsen sein.

Erst nach vollbrachter Abmachung mit dem geistlichen Freunde eilte David zu der Witwe und deren Tochter, um deren Zustimmung einzuholen. Der Vater fühlte es selber am tiefsten, welch eine peinliche Neuerung in der Plötzlichkeit und Heimlichkeit dieser Präliminarien lag, in des Bräutigams Entfernung unmittelbar vor dem feierlichen Akt und der des jungen Paares nach demselben; auch das Opfer einer großen Hochzeit mochte Lenchen schwer genug fallen; wie oft hatte sie sich dieselbe stattlich und vergnüglich aus-

gemalt! Bei alledem aber dankten Mutter und Tochter meinem Urgroßvater mit Freudentränen, sie nannten ihn den Retter ihrer Ehre und ihres Glücks. Die schwere Frage blieb nur, ob Meister Liebezeit das Hochzeitkleid, dessen Stoff Vater Haller bereits auf der Ostermesse eingekauft hatte – es war von maigrüner Farbe, Davids Leibcouleur –, in den acht Tagen fertigbringen werde.

Spät am Abend kehrte der Vater in sein Haus zurück. Joseph war noch immer nicht heim, kam auch nicht in der Nacht, nicht am frühen Morgen. Nie in seinem Leben hatte David Haller solchen tobenden Aufruhr in sich empfunden als in dieser Nacht, selber in jener nicht, wo er, es war jetzt fast jährig, mit allen Ängsten um das Leben des einzigen Kindes rang, und nicht in der darauffolgenden, in welcher er einen Traum von Jugendglück dem Jugendglück des Sohnes opferte. Er versuchte es nicht einmal, ein Auge zu schließen, ging seit einundzwanzig Jahren zum ersten Male morgens nicht in die Metten und seit Sophiens Tode nicht zu ihrem Grabe; ja, zum ersten Male stieg in ihm der Vorwurf auf, daß sie, Sophie, nicht bloß er selbst, schuld an des Sohnes Entartung trage.

Er hatte die äußerste Stunde zur Reise herankommen lassen. Sein Fuhrwerk stand seit dem Morgengrauen angeschirrt. Durfte er sich entfernen und Joseph in seinem Verderben zurücklassen? Sollte er den anberaumten Termin versäumen, den so heiß erstrebten Besitz aufgeben? Das schöne Gut einem Mitbewerber zuschlagen lassen? So schwankte er hin und her, und schon läuteten die Glocken zur Kirche und zum ersten Aufgebot, schon war er im Begriffe, auch dieses letzte Opfer zu bringen und auf die Reise zu verzichten – als Joseph in das Haus trat.

Übernächtig erschöpft, wollte er an dem Vater vorüber und die Treppe hinauf in sein Zimmer schlüpfen. Der aber packte seinen Arm, zog ihn in die untere Stube, schloß die Tür hinter sich ab und – und was hier zwischen Vater und Sohn vorgegangen ist, das ist als Geheimnis von beiden in die Grube mitgenommen worden. Ich weiß nur, daß der Sohn anscheinend ruhig, aber noch fahler als vorhin, ja einer Leiche gleich, hinauf in das Zimmer seiner Mutter wankte; der Vater hochrot, flammenden Blicks, mit gewaltsam kämpfender Brust, so wie kein menschliches Auge vorher oder nachher ihn gesehn hat, ohne Wort noch Gruß für seine in der Torfahrt versammelten Leute, in den Wagen gesprungen und fortgefahren ist.

Sonnabend nacht kehrte er heim. Das Geschäft war nach Wunsch zu Ende geführt, ein reicher Zuwachs an Ansehn und Wohlstand ihm geglückt, mein Urgroßvater war Rittergutsbesitzer geworden. Doch stand nichts von Freude in seinen Zügen geschrieben, und nur das Wort: „Mein Sohn?" entrang sich seinen angstvoll zitternden Lippen. Die Antwort lautete, daß der junge Herr am nämlichen Tage wie der alte das Haus verlassen habe und bis heute nicht zurückgekehrt sei.

Halb besinnungslos taumelt der Vater in sein Zimmer; ein Brief von des Leipziger Oheims Hand fällt in seine Augen; seine Glieder fliegen, indem er ihn erbricht und nach einer Inlage faßt, die Josephs Schriftzüge trägt und vom Tage der Abreise noch aus seinem Hause datiert ist.

„Vor Ihnen," – so liest der Vater mit flimmernden Augen, – „vor Ihnen, dem nächsten Verwandten meiner unvergeßlichen Mutter, meinem eignen väterlichen Freunde, rechtfertige ich einen Entschluß, den nur der verzweifelnde

Kampf um die höchsten Lebensgüter als äußerste Notwehr zu fassen vermag. Der einzige Sohn verläßt das Haus seines Vaters, seiner Mutter Grab, eine Braut am Altar, Besitz und Heimat für immer; er irrt in die Fremde, weil er – weil er, wenn er bliebe, wie in einem vorzeitigen Grabe ersticken müßte; weil es eine Stimme gibt im Menschenherzen, die lauter fordert als die des Blutes und der sogenannten Pflicht. Sagen Sie meinem Vater ein ewiges Lebewohl. Er konnte nicht anders, aber ich konnte es auch nicht. Möge er mich als einen Gestorbenen betrachten und sich unter Fremden einen Sohn suchen, der nach seinem Gesetz und nach seinem Rechte zu handeln versteht. Alles, was er in seiner Umgebung für das Meine halten möchte, sei sein. Verfüge er darüber nach seinem Ermessen. Mir bleibe nichts als die göttliche Freiheit, das Schöne zu lieben und ihm zu dienen mit jeder Lebenskraft. Wollen Sie mir eine letzte Wohltat erweisen, so schreiben Sie mir jedes Jahr am Geburtstage meiner seligen Mutter, ob die Rosen auf ihrem Grabe blühn und ob mein Vater lebt und glücklich ist. Ich werde Ihnen regelmäßig den Ortsnamen bekannt machen, nach welchem Sie unter dem Namen Freihold poste restante Ihre Briefe zu adressieren haben."

Diese Abschiedsworte klangen David Haller wie ein Todesurtel seines Sohns und seiner selbst. Ja, hätte Gott, der Herr, durch einen Strahl vom Himmel an seiner Seite das einzige Kind zerschmettert, der Schlag würde ihn nicht so harsch getroffen haben. Aber Ehre und Treue, Zucht und Tugend, alles was David Haller höher achtete als die vergängliche Menschenhülle, aber Gottes Ordnung ihn mit Füßen treten sehen, die Liebe seines Vaters, das Glück seiner Braut, seines Hauses Ehre opfern sehen, kalten

Herzens opfern der Sünde, das war härter, härter als der Tod. Sein Sohn ein Landstreicher, sein Sohn ein Komödiant, sein Sohn in den Netzen eines buhlerischen Weibes! – O, niemals hat ein Vater bitterlicher um ein Kind gelitten als David Haller in dieser jammervollen Nacht.

Vierzehntes Kapitel

Dennoch die Eine!

Der Morgen dämmerte, die Mettenglocken läuteten. Zitternd und schwankend vollbrachte der gekränkte Vater seinen sonntägigen Pilgergang. Heimgekehrt von Sophiens Grabe, schrieb er den folgenden Brief:

„Wenn ich mich an Dir vergangen habe, mein Sohn, einst in unväterlicher Säumnis und jüngst in unväterlichem Zorn, so habe ich dafür gebüßt in dieser Nacht, da ich Deine Flucht erfuhr. Vergib mir, Joseph, wie ich Dir vergebe, und wie Gott, der Herr, Dir und mir vergeben möge. Ja, ich vergebe Dir, flehe Dich an, beschwöre Dich nur um eines: rette Ehre und Frieden Dir selber, mir und Deiner angelobten Braut. Fühlst Du Dich noch zu jung, um Dich fürs Leben zu binden, hegst Du das Verlangen, die Welt zu sehn, reise so lange und so weit Dich gelüstet, aber versprich heimzukehren und halte Wort. Weißt Du einen ehrbaren Beruf, der Deinen Neigungen besser zusagt als der Deiner schlichten Vorfahren, so ergreife ihn, aber halte ihn fest. Zähle in allem auf den Beistand Deines Vaters, spare ihm kein Opfer, Du bist sein einziges Kind. Nur spare ihm und Dir selbst die Schmach des Verrats und unauslöschlicher Sünde."

Und sechs Monate später schrieb er noch einmal:

„Joſeph, Du haſt die Hand, welche der Vater Dir bot, nicht ergriffen, ſein flehendes Wort nicht erwidert. Heute ſpreche ich das letzte. Es iſt der Sterbetag Deiner Mutter. Ich habe ihr in meinem Herzen gelobt, für Dich einzutreten und Dich höher zu halten als mich ſelbſt. Dieſes Gelöbnis werde ich erfüllen. Vom heutigen Tage an warte ich ſechs Monate bis zu der Stunde, wo Deine Flucht jährig wird, auf Deine Heimkehr oder ein Geſtändnis Deiner Reue. Warte ich vergebens, ſo iſt mein Entſchluß gefaßt, ich tue meine Pflicht. Nicht vermag ich der armen, beſchimpften Braut den Gatten zu geben, der ſie ſchützt und liebt bis ans Ende ſeiner Tage. Aber einen Vater und ein Vaterhaus habe ich ihr verſprochen, und einen Vater und ein Vaterhaus wird ſie finden. Noch einmal: Schreibſt Du nicht binnen heute und ſechs Monden, ſo wird Magdalenens Mutter mein Weib und Magdalene meine Tochter vor Gott und der Welt. Nun wähle, Joſeph; zuvor aber höre: Du kennſt die angſtvollen Abſchiedsworte Deiner ſeligen Mutter; Du weißt, daß ſie flehte: „Nur nicht die Eine, nur die Eine nicht!“ Nun wohl, dieſe Eine, vor der ihr bangte in ihrer Todesſtunde, um Deinetwillen, Joſeph, bangte, dieſe Eine iſt keine andere als die Frau, die ich nun dennoch zu Deiner zweiten Mutter machen werde. Gott iſt mein Zeuge, Joſeph, ich tue dieſen Schritt für Dich, nicht für mich. Um, ſoviel an mir iſt, Dein Unrecht zu ſühnen, um im Geiſte Deiner Mutter zu handeln, verletze ich das Wort, das ſie ſterbend von mir forderte, das ich in der Stille meines Herzens ihr ins Jenſeits mit hinübergegeben habe. Mein Herz möchte brechen unter der Laſt dieſer Pflicht. Erſpare ſie mir, mein Sohn; kehre um, kehre heim, gib uns allen den Frieden wieder, den auch

Du, ja Du zumeiſt, nicht mehr Dein eigen nennen wirſt."

Dieſe beiden Briefe, heute noch wohlerhalten und ein teurer Familienſchatz, ſind der Höhepunkt in David Hallers Leben. Was zwiſchen ihnen lag, durfte ich übergehn. Ohne meine Schilderung, Leſer, ſahſt du Lenchens blaſſe Wangen und ihrer Mutter rotverweinte Augen, hörteſt die Troſtworte und Stichelreden teilnehmender Freunde und malteſt den Aufruhr in der Bürgerſchaft über dieſen nie dageweſenen Fall dir aus. Ohne meine Verſicherung wußteſt du aber auch, daß der umſichtige Vater keinen Weg unbeſchritten gelaſſen hat, um eine zuverläſſige Kunde über den Geflüchteten zu erhalten. Seine Reiſen führten zu keinem Ziel; den Briefen folgte keine Antwort, und nur auf indirektem Wege erlangte er endlich eine Auskunft, welche die letzte Hoffnung vernichtete.

So tat denn David Haller den Schritt, durch welchen er des Sohnes Untreue zu ſühnen glaubte; er tat ihn mit freudiger Ruhe um Gottes willen. Am zweiten Chriſttage wurde die Frau ſeine Gattin, deren Beſitz er einſt ſeinem Vater geopfert hatte, und das Mädchen ſeine Tochter, dem er um ſeines Sohnes willen entſagt.

Und damit wäre ich denn an dem Punkte angelangt, auf den ich ſchon einmal gedeutet habe als meiner Geſchichte goldenen Schnitt. Von welcher Seite ich mir dieſen Punkt betrachte, da funkelt er wie im Sonnenſtrahl. Wäre meine Geſchichte ein Roman, bei dieſer zweiten Hochzeit müßte ſie enden, da ſie aber meines Urgroßvaters Leben ſchildern ſoll, habe ich ihr noch ein Kapitel zuzufügen.

Im Hallerſchen Hauſe begann nun wieder ein Treiben wie nach dem erſten Ehebunde; die Stiefkinder wurden

erzogen und versorgt wie einst die Geschwister, Haus und Geschäft nach den früheren Grundsätzen geführt; Sophiens feiner, stiller Sinn, nachwirkend durch ihren Gatten, blieb beider dauernder Regulator, denn niemals hat eine Hausfrau ihrem Eheherrn mit freudigerem Gehorsam gedient als Christiane ihrem David.

Und auch Lenchen lebte wieder auf, da des Vaters Fürsorge ihr den Wechsel von Tätigkeit und Zerstreuung gewährte, deren sie zum Wohlsein bedurfte. Sie lernte wieder plaudern und lachen, sie tanzte mit den jungen Bürgersöhnen beim großen Vogelschießen und mancher anderen frohen Gelegenheit, und an Freiern hat es der schönen Stieftochter des reichen Haller, dessen einziger Sohn in der Fremde verschollen war, wahrhaftig nicht gefehlt. Für keinen aber hatte sie ein Herz. Sie nannte den Namen des Jünglings nicht wieder, dem sie ihre Treue bis zum Tode verlobt hatte, aber sie bewahrte diese Treue, und im heimlichen Seelenkämmerlein, da, wo die Hoffnung wohnt, blieb sie des verlorenen Joseph Braut.

Fünfzehntes Kapitel

Lukas am Fünfzehnten und Schlußkapitel

Zehn Jahre waren seit Sophiens Tode verflossen, als mein Urgroßvater eines Morgens einen Brief erhielt. Wäre die Frau Postmeisterin nicht zur ewigen Ruhe eingegangen, die würdige Dame würde Unerträgliches erduldet haben, denn die Adresse war in lateinischer Sprache abgefaßt, der Stempel der eines nie geahneten Orts, der weit hinten im Zigeunerlande liegen sollte, und unser sprachkundiger Herr Rektor konnte den Inhalt nur mit Mühe

entziffern und bewahrte standhaft das Schweigen, das er seinem Freunde Haller gelobt hatte.

Im Laufe dieses Tages übergab mein Urgroßvater sein Testament, packte drei mächtige Seehundskoffer und viele Kober mit Betten, Wäsche, Kleidern und Vorräten aller Art, bestellte Extrapost und betraute seine Frauenzimmer mit der Verwaltung von Haus und Geschäft während seiner Entfernung in einer wichtigen Angelegenheit. Am anderen Morgen reiste er ab. Die beiden Frauen waren betreten und betrübt. Als aber nach Ablauf mehrerer Wochen wiederholentlich Briefe von dem Vater einliefen, zwar aus Ortschaften, von deren Lage sie sich keine Vorstellung machten, aber mit der Kunde seines Wohlbefindens und Wohlgelingens, da beruhigten sie sich und taten mit froher Lust, was sie vermochten, den fehlenden Herrn im Hause zu ersetzen.

Nach Monaten des Alleinseins erbrachen sie endlich einen letzten Brief, gezeichnet aus Leipzig, und Lenchen las ihrer Mutter die folgenden Worte vor:

„Wenn ihr diese Zeilen erhaltet, so nehmt die Heilige Schrift in eure Hand und lest in Andacht das fünfzehnte Kapitel des Lukas vom eilften Verse ab. Ihr werdet dann wissen, was ihr zu tun habt, wenn ich morgen abend heimkehre und einen mit mir bringe, der verloren war, aber wiedergefunden, der tot war, aber lebendig worden ist."

Und am anderen Abend hielt ein Reisewagen vor der Tür, und der kräftige Vater trug auf seinen Armen den verlorenen Wiedergefundenen, den toten Lebendiggewordenen, seinen schwachen, kranken, unglücklichen Sohn zurück in das Vaterhaus. Mutter und Schwester hielten sich verborgen, aber das Haus stand geschmückt und erhellt wie

zu einem Fest, Blumen dufteten in Sophiens Zimmer, geöffnet und reingestimmt war das alte Klavier und bekränzt der Schattenriß, der darüber hing. Die Diener trugen ihre Sonntagskleider und weinten helle Freudentränen.

Der Vater legte den Sohn auf der Mutter einstiges Ruhebett und sprach: „Du bist in deinem Hause, mein Kind, Gott lasse es dir zur Heimat werden."

Joseph aber sprang vom Lager auf, warf sich zu Boden, umklammerte seines Vaters Knie, drückte die Stirn in seinen Schoß und weinte bitterlich. –

Und nun tröpfelte die Zeit ihren Balsam. Joseph genas körperlich unter der beiden Frauen heiterer Pflege und auch sein Gemüt muß sich ja wohl aufgerichtet haben, denn es wird dem Leser ja längst kein Geheimnis mehr sein, daß das treue Lenchen am Ende doch noch meine Großmutter geworden ist und nach ihrem eignen Dafürhalten eine glückliche Frau. Zum rechten Mannesfrieden hat es Joseph nach den Stürmen der Jugend aber dennoch nicht gebracht; sein innerstes Mark war gebrochen mit einer, deren Lebensschiff auf hoher Flut gewogt hatte und im Sumpfe versank. Niemals hat Joseph ihren Namen vor heimischen Ohren genannt; aber eine goldene Locke von ihrem Haupte lag mit dem Schattenriß der Mutter auf seinem Herzen bis in sein frühes Grab.

Der Vater überließ den Kindern das in jener Unglückswoche erworbene Gut; dort spannen sich ihre Tage ab zwischen Lust und Leid; dort erwuchs jene zweite, schönere Sophie, welche David Hallers Augen- und Herzenstrost im Alter und meine Mutter geworden ist.

Für ihn, David Haller, kam die Drangsal der Franzosenkriege, schwere Verluste an Hab und Gut, der Wechsel

der Landesherrschaft, zuletzt der Tod von Sohn und Frau; aber keine Gebrechen und Lasten des Alters, weder an Seele noch Leib, kein Irren und Fehlen auf seiner langen Bahn. Ebenmäßig, wie ich es in der Einleitung angedeutet habe, wickelte sein Dasein sich ab bis zur letzten schönen Stunde.

Es war der Abend vor dem ersten Advent, an welchem er gewohnt war mit den Seinen das heilige Mahl zu genießen. Meine Mutter hatte ihm den Abendsegen gelesen und er mit ganz besonderer Rührung ihr gute Nacht gesagt. Zu rechter Stunde klopfte die Großmutter am andern Morgen an seine Tür, ihn für die fromme Feier zu wecken; da er nicht antwortete, öffnete sie leise und trat in die Kammer. Die Nachtlampe vor seinem Bette flackerte im Verlöschen und beleuchtete ein Bild heiligen Friedens. Die Bibel, in welcher der Greis vor dem Entschlummern gelesen, lag offen auf seiner Brust, die Hände waren sanft darüber gefaltet, die Züge ruhig und der Kopf geneigt wie die eines Schlummernden. Aber das Herz stand still; inmitten der tiefsten Andacht hatte es aufgehört zu schlagen.

Und drei Tage nach diesem weinten viele mit uns an seinem Grabe und sagten Amen zu dem Spruche seines geistlichen Freundes:

„Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatze seines Herzens."

Und dir, mein Leser, und mir und allen Menschen wünsche ich, daß dieser Spruch mit gleichem Rechte uns nachgerufen werde.

Zu Füßen des Monarchen

Chamonix, den 31. Juli 1873.

Die Arve rauſcht zu meinen Füßen, und über der Flegère iſt das Siebengeſtirn aufgeſtiegen. Als ich das „geliebte Tal" betrat, war die Sonne im Sinken. Der Trümmergipfel des Brenet lag ſchon im Dunkel; drüben aber leuchtete das Haupt des Monarchen, und ſein langes, weißes Gewand war mit Goldglanz übergoſſen.

Während meiner Tagesfahrt auf der Genfer Straße hatte ich wiederholt die alte Majeſtät, lugend über einer Schlucht, ſo dicht mir gegenüber geſehen, daß ich vor entzücktem Schreck die ſchuldige Reverenz vergaß; kaum aber in verſtändige Touriſtenſtimmung zurückverſetzt, war die hohe Erſcheinung entſchwunden, ſo jach als ſie aufgetaucht. Majeſtäten-Los: einen Augenblick zu blenden, um dann von niederen Geſchieben verdrängt zu werden und erſt in der Ferne dauernd zu leuchten!

Nun jedoch, da ich den blaßgrünen Teppich ſeiner Thronſtufe betreten hatte, neigte ich mich ehrfürchtig und ſehnſüchtig vor dem Unerreichbaren, wennſchon er mir in ſeiner breiten Entfaltung, mit dem weiten Umkreis ſeines Speer und Morgenſtern tragenden Heergefolges längſt nicht mehr von ſo überwältigender Größe erſchien, wie als flüchtiges Einzelweſen aus der Tiefe einer Schlucht. Dann aber winkte ich ihm vertraulich einen Gruß zu von dir, mein Freund, dem Starkgemuten, deſſen Luſt es ſo manches Jahr geweſen iſt und, will es Gott! ſo manches Jahr noch bleiben wird, in die Falten ſeines Königsmantels zu dringen, tief hinein und hoch hinauf, der Sonne am nächſten in der Hemiſphäre des Nordens.

Und ſiehe: der hohe Herr verſtand meine Huldigung, denn wie ein Roſenſchimmer der Jugend flog es über ſeinen weißen Scheitel, und noch jetzt leuchtet es dort oben und funkelt, mit den aufſteigenden Sternen um die Wette, hinab in das ſtille, nächtige Tal.

Nun aber genug des hyperboliſchen Zolls, welchen die alte Baſe ihrem Dichterfreunde an ſeiner Lieblingsſtätte dargebracht. Lächelt er erinnerungsfroh, hat ſie eine Reiſefreude mehr; lacht er die gute Seele aus, keine weniger. Fortan aber wird, ſtatt vom Monarchen und ſeiner Thronſtufe, vom Montblanc und dem Chamonixtale die Rede ſein.

Oder auch das nicht einmal. Denn welche Neuigkeiten wüßte die Stümperin in der Reiſekunſt dem Virtuoſen in derſelben in ſo erhabenen Regionen vorzutragen? Nicht von lange vertrauten Firnen und Gletſchern, von der weit länger vertrauten Freundin wollteſt du hören, als du dir aus ihrer erſten Raſtſtation einen Plauderbrief verſprechen ließeſt. Von ihr alſo.

Da mir ein Unterkommen geſichert war, verließ ich Gefährt und Gefährten vor dem Eingang in den Weiler und ſchlug, das wunderklare Abendbild zu genießen, einen Feldweg ein, der rückwärts der Häuſer bis zur Kirche und von da hinauf zum Waldesrande führt. Zwiſchen ſchmalen, mageren Kartoffel- und Haferfeldern links und noch ſchmaleren, noch magerern Dunghöfen rechts ein einſamer Fußſteig, wie in anderen hohen Gebirgsdörfern auch. Desgleichen wimmelte und wogte es auf dem Platze, den ich von der Höhe der Prieuré aus überſchaute, juſt ſo wie es in andern vielbeliebten Touriſtenſtationen zu wimmeln und zu wogen pflegt. Fußwanderer, Maultierkarawanen,

leichte Wägelchen zogen talauf, talab; Herberge und Abendtisch wurden gesucht, Schnitzwaren, Photographien und Quincaillerien feilgeboten. Nahe dem Hotel Imperial war ein mächtiges Teleskop aufgestellt, um welches die Schaulustigen sich drängten. Auch ich stieg die Kirchstufen hinab und blickte durch das Riesenglas nach der Kuppel des Dôme du gouté, den ich bisher, wie klügere Reisende nicht minder, für den höchsten Gipfel des Gebirgsstockes gehalten hatte. Richtige Größenschätzung, allerorten schwer, ist da am schwersten, wo man der zu schätzenden Größe am nächsten steht: so vor allem einem Gipfel in einem hohen Alpentale, oder einem Propheten in seinem Vaterlande.

Eine Anzahl schwärzlicher Punkte hob sich auf halber Höhe von der blendenden Fläche ab, wie Ameisen krabbelnd auf einem marmornen Jovisbild. Wir verfolgten sie mit lautem Interesse. Es sollten auf- und abklimmende Besteiger von heute und gestern sein, die in den grands mûlets zu nächtigen gedachten, und eine Dame soll sich unter ihnen befinden. Denn, Freund, allzu stolz darfst du dich nicht mehr deiner Alpenwagnisse rühmen, da es ja gar keine Seltenheit mehr ist, daß das schwache Geschlecht dir selbige wettmacht; und nicht hochgemute, ledige Töchter Albions oder Fortschrittsdamen der Neuen Welt allein klimmen zum Gipfel des weißen Berges hinan, auch zartfüßige Französinnen tänzeln patriotisch ihnen nach, seitdem der höchste Punkt Europas, zur Hälfte wenigstens, vaterländisches Dominium geworden ist. Als heutige Heroine wurde sogar eine Flachländerin par excellence, eine Holländerin, genannt, und nur nicht eine einzige deutsche Landsmännin habe ich leider ob eines Bravourstückes gleicher Art rühmen hören. In den unvergleichlich klaren,

warmen Hochsommertagen dieses Jahres soll die Gipfelluſt allhier nun flotter denn jemals im Schwange sein; kaum ein Morgen vergeht, ohne daß nicht Böllerschüsse den Aufbruch einer Karawane, kaum ein Abend, daß sie nicht die glückliche Heimkehr der gestrigen verkündeten. Von allen Kundigen hörte ich indes deine Ansicht bestätigen, daß das Ersteigen des Montblanc weniger gefahrvoll und, die unbehagliche Nachtherberge halben Wegs abgerechnet, auch weniger anstrengend sei als manche, die dem Touristen weit minder imponiert. Was aber der Mühe Lohn anbelangt, nichts für ungut, Freund, es gibt aufrichtige Philister, welche die Umschau von solcher Höhe für einen Phantasiegenuß erklären.

Ich stieg die Stufen wieder hinan und blickte in das stille Totengehöft, das die Kirche umschließt. Wen lockte nicht ein Ruheplatz mit ewigen, weißverschleierten Grabeswächtern? Schon in der Schweiz war mir der nüchterne Ordnungssinn der ländlichen Gottesäcker aufgefallen. Bei uns sind sie selbst in Städten nicht häufig so regelrecht angelegt und fest ummauert wie hier im ärmsten Weiler; in manchem unserer Dörfer fehlt sogar ein Zaun, und der Hirtenhund hat Not, die unschuldigen Weidelämmchen von den verlockenden grünen Hügeln zu vertreiben, die nur vereinzelt durch eine Gedenktafel, ein Holzkreuz oder gar ein Gitter ausgezeichnet sind. Aber es sind bei uns eben grüne Hügel, mit Rasen oder Schlingpflanzen belegt, und selbst dem Ärmsten fehlt im Sommer selten ein Nelkenstock oder Goldlack. Am Feierabend ziehen die Leute hinaus mit Gießkannen und Spaten, ihr kleines Gartenbeet zu pflegen, die einzige Scholle, die der Mehrzahl zu eigen und unter deren verwelklicher Hülle sie etwas Unverwelkliches

ahnt. Der Wohlhabende legt einen Kranz auf dem Hügel seines Geschiedenen nieder, von dem Armen wird im zerbrochenen Wasserkrug ein Strauß Vergißmeinnicht eingesenkt, Wehmutstropfen, die im Tagewerk verstocken, regnen auf die Liebesspende.

So viel Totenhöfe ich jedoch in den Weilern der Alpen überblickte – die der größeren Städte gleichen sich ja aller Lande mit mehr oder minder kostbarem Modeschmuck –, in jenen aber glichen sie einem brachliegenden Ackerfelde, auf welchem linealgerecht schwarze Eisenkreuzchen, Namen und Daten bezeichnend, gleichartig wie Wegweiser, sich eines an das andere reihen; keine Blume, kein Baum, kein frischer oder welker Kranz und weder früh am Morgen noch spät am Abend ein Einkehrender in dem verschlossenen Gehöft. Die Hügelwellen, sonder Rasendecke, wehen ihren Staub ineinander, und das in dem Lande, welches nächst Britannien für das grünste in Europa gilt. Schließt die strenge Hoheit der Natur den Sinn für das Freundliche aus? Ist es eine Art von Askese? Oder wird der einzelne Mensch, da ja Gemeinde und Kirche für Ordnung und Schicklichkeit Sorge tragen, unter der Allgewalt elementarer Fährnisse nur so todgewohnt, um Erde gleichgültig wieder Erde werden zu lassen, während das deutsche Gemüt sehnsüchtig noch an der Scholle hängt als der letzten Spur von einem geliebten Leben? Kenne ich unser Volk recht – ich meine nicht das Volk von Dichtern und Denkern, die Gesundheitslehrer eingeschlossen, sondern was noch außerdem geboren wird, freit und stirbt, die misera plebs an der Spitze –, Mord und Totschlag gäbe es, wenn es gezwungen werden sollte, seine Entseelten, kaum daß sie erkaltet, in einem Schmorofen verdampfen zu lassen. „Wenn der Funken sprüht, wenn

die Asche glüht, fliegen wir nicht mehr alten Göttern zu," wir hoffen auf einen stillen, dunklen Mutterschoß gleich dem, durch welchen wir an das Erdenlicht und an geöffnete Vaterarme gedrungen sind; wir, Freund, sage ich, denn ich zähle mich auch in diesem Betracht zu der misera plebs. Notabene: mit meiner eigenen Person, will sagen meinem dereinstigen Leichnam, magst du getrost nach deiner Weisheit und deiner Dichterempfindung verfahren; rascher oder langsamer in seine Elemente aufgelöst, wird er in guter Ruh geborgen sein. Nur als Kadaver-Kultus soll man die Liebe zu unseren Gräbern nicht verspotten und zumal in unserer Zeit jeden Zug von Gemüt wie ein Heiligtum hegen.

*

Der kleine Friedhof der Prieuré glich an lebloser Einförmigkeit denen der Schweiz, wiewohl in den savoyischen Ortschaften, durch die ich kam, Blumen mehr als diesseits des Leman gepflegt zu werden scheinen und eine gartenartige Kultur auf dem kleinsten, bebaubaren Erdbrocken waltet. An dieser betriebsamen Emsigkeit und dem Sinn für Zierat erkennt man der Bewohner französische Stammverwandtschaft, welche das Einleben in das neue Regiment so natürlich und rasch bewirkt hat. Ich habe keinen Savoyarden gesprochen, von keinem sprechen hören, der nicht gern französischer Bürger geworden wäre oder auch nur eine laut anhängliche Treue an das Königtum, dessen Wiege zwischen diesen Bergen gestanden, geäußert hätte, während mancher wehmütig des Kaisers gedenkt, welcher diese königliche Alpenwiege um hohen Blutpreis seinem Reiche erhandelte. Napoleon hat vielleicht über keine ergebeneren Untertanen geboten als die, welche es zuletzt geworden sind. Auch danken sie ihm noch außer seinen Verdiensten um die

wirtſchaftliche Entwicklung des franzöſiſchen Volkes im allgemeinen mancherlei lokale Förderung. Nach ſeinem Beſuche in den erſten ſechziger Jahren wurde die neue Genfer Straße das Arvetal aufwärts geführt, ſo daß die ſchweren Diligencewagen jetzt bequem das Chamonix erreichen. Auch den Saumpfad nach dem Montanvert und manchen ſeinesgleichen würdeſt du ſeit deinem letzten ſavoyiſchen Aufenthalte bedeutend gangbarer finden und den Touriſtenſchwarm zahllos vermehrt. Alles das, direkt oder indirekt, durch den Erneuerer des Empire.

„Und doch, wer denkt noch an ihn?“ ſo klagte einer ſeiner Getreuen, nicht ein Savoyarde, ſondern ein echtes Pariſer Blut, mit welchem ich das Kabriolett von Genf ab teilte und der ſich, in Ermangelung einer ſchönen Landsmännin, die unſchöne Barbarin als Auditorium für ſeine politiſchen Herzensergießungen gefallen ließ. „Wer denkt noch an ihn? Das Individuum iſt undankbar von Natur; aber nichts Undankbareres als ein Volk, ſobald die Chance des Unglücks über ſeinen Herrſcher gekommen iſt.“ Die alte Preußin gedachte in frohem Rückblick der Treue ihres Volkes während ſeiner ſchwerſten Zeit, war aber gutmütig genug, den Widerſpruch für ſich zu behalten.

Mein Auge richtete ſich über den Friedhof hinweg in den Garten der Prieuré. Nichts Blühendes auch hier. Ein Prieſter in ſchwarzer Soutane, den breiten Krempenhut tief in die Stirn gedrückt, den Roſenkranz in der Hand, ſchritt zwiſchen den armſeligen Gemüſebeeten und der Kloſtermauer gleichen Trittes hin und wider, ohne den Blick ein einziges Mal vom Boden zu erheben, weder auswärts in das laute Straßengewühl, noch hinauf zu den ſtillen, leuchtenden Firnen. – Was ſinnt er? Iſt er noch jung? Gleicht

er wohl jenem früheren, den ich im Geiſte oftmals dieſen ſtillen Pfad entlang wandeln ſah, bleich und ſchlank wie ein Lamartineſcher Vikar, und der – –

Aber was weißt du, Freund, von Père Anſelme? Und was weiß ich ſelbſt von ihm? Noch iſt auch die Reihe nicht an ihm; denn einem Dichter gegenüber muß ſelbſt in einem Plauderbriefe auf eine gewiſſe Spannung Bedacht genommen werden. Morgen erzähle ich dir ein Novellchen, ein ſelbſterlebtes obendrein. Heute abend folge mir noch geduldig zwiſchen den Haferfeldern hinan bis zum Waldesrande, wo eine einzelnſtehende freundliche Villa mich als Luftſchloß für einen Sommer der Zukunft lockte. Eine muntere Geſellſchaft bewegte ſich auf der wohlgepflegten Gartenterraſſe; es war eine klare, wonnig milde Nacht, man hätte ſie ſelbſt auf dieſer Höhe ohne Fröſteln verträumen können.

Vollſtändig Nacht wurde es nicht; ſo durchſichtig war die Luft, ſo ſonnig übergoldet ſtrahlten noch drüben die weißen Rieſenhäupter; ſelbſt die grauen Nadeln des Steinwaldes, der die Gipfel umlagert, das Eis des Stromes, der ſich von ihnen abſenkt, waren vom Widerſchein rötlich überhaucht. Unten im Tal wurde ein Lichtchen nach dem andern angezündet; droben über den Firnen ſtieg ein Sternbild nach dem andern auf. Fuß faſſen im Grunde und ein klarer Höhenblick, iſt das nicht beſtenfalls die Summe unſeres Erdenlebens?

Ob aber die unternehmenden Leute, die ich mit dem Augenglaſe ſogar jetzt noch gleich ſchwarzen Pünktchen auf der weißen Decke klimmen und gleiten ſehe, ob ſie dieſelbe frohe Auf- und Niederſchau haben wie ich auf grüner Mittelhöhe? Ob Erde wie Himmel ihnen nicht in einem Chaos

von Dunst und Nebel verschwinden werden? Wie vielen Helden lohnt das Ziel die Mühe des Erreichens? In dem Bahnbrechen liegt der treibende Reiz; mit den Hindernissen wächst die Leidenschaft, sie zu überwinden. Droben aber auf dem einsamen Gipfel verschwindet der durchmessene Raum grau in grau, und wie selten ist der Glückliche, dem noch ein Streifchen Himmelblau lächelt. Größenenthusiast, hat die alte Base recht?

In bänglicher Aufregung, unter wirrem Straßenlärm hatte ich die Höhe über der Kirche erstiegen; als ich mich endlich zum Rückweg entschloß, war es ruhig in mir geworden und auch im Tale totenstill. Selbst der einsame Priester hatte seinen Wandelgang eingestellt. Die letzte gemeinsame Speisestunde war längst vorüber, zum Schlafen aber die Luft in dem einsamen Kabinett noch zu schwül. Ich machte mir in dem zum Hotel gehörigen Gartenhäuschen, das sich stolz chalet de l'impératrice benennt, zwischen allerlei Gerümpel einen Platz zurecht, ließ mir eine Lampe dahin bringen und las, während ich meinen Tee genoß, in Goethes Schweizerreise, die mich auf der meinen treulich begleitet hat.

Denn wo auch immer ein großes Schönheitsbild mir die Seele recht innig mit „der Ruhe des Erhabenen" durchdrungen hat, da war es fast ohne Ausnahme der alte Dichterfreund, der sie vorempfindend geklärt, und sooft ich in Gedanken ihm auf der Straße gefolgt bin, die er vor nahezu hundert Jahren mit seinem fürstlichen Freunde, jugendmutig unter halsbrechenden Wagnissen, in rauhem November, aus dem Chamonixtal in das Ursenertal gezogen ist, da habe ich ihm nachempfunden, „wie die ewig innerliche Kraft der Natur sich ahnungsvoll durch jeden

Nerv bewegt"; die ewig innerliche Kraft, die seinen Nerv bis über das Patriarchenalter hinaus regieren sollte.

Heute aber, wo ich seinen Fußspuren nicht bloß in Gedanken gefolgt bin und noch weiter zu folgen gedenke, da spreche ich aus Erfahrung und in Erwartung ihm nach:

„Wie in jedem Menschen, selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrigbleiben, wenn er einmal bei großen, ungewöhnlichen Handlungen gegenwärtig gewesen ist, wie er sich an diesem Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich ebendasselbe erzählend wiederholt, und so einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat, so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu wahren, sie mit anderen entstehenden Empfindungen und Erfahrungen zu einen weiß, ein Gewürz erworben, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und ihm einen durchziehenden guten Geschmack geben kann."

Nach diesem Satz klappte ich das Buch zu und begann meinen Plauderbrief. Dem Freunde aber möge das obige Zitat als Erklärung dienen auf die Frage, die ich seit der Überschrift „Chamonix" in seinen verwunderten Augen lese:

„Als wir uns trennten, bei vierundzwanzig Grad Réaumur im Schatten, dachtest du an nichts weiteres als an eine stille Sommerfrische, etwa in Meißenstein oder Beckenried. Wie kommst du nun plötzlich über die heiße Lemanzone hinweg in das Tal der Prieuré? Hat das Fieber der Neugier dich gepackt? Hat am Ende gar ein gelinder Sonnenstich dich so, gegen deine Gewohnheit, ruhelos gemacht?"

Keines von beiden, Freund. – Aber da schlägt es auf

dem Turm der alten Klosterkirche Mitternacht. Alle guten Geister loben den Herrn! Du lösest ja gern Rätsel. Zerbrich dir bis morgen den Kopf darüber, wie das Goethesche Zitat der alten Base Besuch im Chamonix erklärt. Gute Nacht! –

*

Ich mag an Bewegung und Bewunderung mich gestern übernommen haben, denn mein Schlaf war durchsichtig, und nach dem Erwachen sehnte ich mich statt nach der vorgesetzten Wanderung nach stillem Ausruhen.

Es ist ein taufrischer Morgen, die Sonne noch nicht in die Talmulde gedrungen; über ihrem lichtgrünen Teppich lagern noch nächtige Schatten, an jedem Hälmchen glitzert eine Perle; aber kein Nebelhauch, kein phantastischer Brodem hindert den freien Aufblick zur Höhe, klar und scharf wie gestern im Abendgold heben sich Firnen und Nadeln vom Azur des Himmels ab; die weißen Häupter leuchten, die Eisströme blinken gleich einem Silbergruß; nordwärts aber über den blaugrünen Nadelwäldern vom Brévent bis zum Col de Balme sind die dunklen Granitmauern mit violetten Tinten übergossen.

Mein heuriges Reiseglück hat mir jeden Tag ein so reines Morgenbild gegönnt; mich dünkt jedoch, daß die Szenerie der Alpen bei sinkender Sonne am ergreifendsten wirkt. Den Aufgang lobe ich mir in unseren Heimatsauen in Erwartung eines gedeihlichen Tagewerks.

Es war noch still im Hotel, als ich zu einer Umschau nach der Lughöhe aufbrach, nun bei der Rückkehr rüsten sich die Karawanen zum Aufbruch; das comptoir des guides ist belagert, die Maultiere werden vorgeführt, im Speisesaal wird mit Hast ein Frühstück eingenommen.

Ich habe meine Wanderung bis zum Nachmittag verſchoben und ſitze wieder im Chalet der Kaiſerin, um mein Reiſenovellchen bis zum Anfang des Endes zu fördern und hoffentlich durch dieſe Ausſprache ſo ruhig und klaren Sinnes zu werden, wie ich törichter- und ärgerlicherweiſe ſeit Tagen und Nächten verlernt habe, es zu ſein. Zunächſt alſo zur Antwort auf die Frage, mit deren Vorausſetzung ich meine geſtrige Epiſtel ſchloß.

Nein, Freund, weder das Neugier- noch das Sonnenfieber, eine Erinnerung war es, welche mich jählings unwiderſtehlich über das vorgeſetzte Ziel hinausgetrieben hat. Denn – ſo ſchier Unglaubliches kann hinter dem Rücken des älteſten Kameraden geſchehen! – denn nicht zum erſten Male habe ich die Lemanzone überſchritten und nicht zum erſten Male mit dem Namensrufe „Albrecht" ſeinen geliebten weißen Berg begrüßt. Ja, ein Erinnerungsduft! Und zwar nicht jene „ſonderbare Spur", welche große Natureindrücke in der Seele hinterlaſſen, nur das Arom einer kleinen Alpenblume ſtieg plötzlich vor meinen Sinnen auf und umwehte mich Schritt für Schritt bis zu der Stelle, wo ich das Blümchen blühen ſah.

Damit du nun aber die Stimmung treulich nachfühleſt, die mich zum zweiten – nein, zum dritten Male – hinan zur Arvequelle gelockt, muß ich dir ein kleines Erlebnis vortragen, ein Herzensgeſchichtchen, mit deſſen Geneſis die einzige dunkle Lücke in unſerem Freundesleben gleichzeitig aufgeklärt und ausgefüllt werden wird.

Zehn Jahre ſind es her, Freund Albrecht, und heute, wo die Stimmungen jener Tage ſpurlos verklungen ſind, heute wirſt du herablaſſend oder wohl gar ungläubig lächeln, wenn ich die Torheit in dein Gedächtnis zurück-

rufe, mit welcher du dazumal ſchmollteſt und grollteſt, als die nüchterne, eigenſinnige Baſe dich zu überzeugen bemühte, daß eine gute Kameradin und Quaſiſchweſter von Kindesbeinen an, der es beſchieden geweſen war, in ihres Kameraden Jugendlenz die Rolle zu ſpielen, welche unſerer überrheiniſchen Nachbarn erotiſcher Intellekt der cousine inévitable zuweiſt, im empfindſamen Deutſch aber „erſte Liebe" genannt wird, die dann ſpäterhin, nachdem beſagter Kamerad ſich in Dichtung und Wahrheit durch manch loderndes Feuerwerk über das Ausblaſen des erſten Flämmchens getröſtet hatte, – gründlich getröſtet, Freund! – jenes Flämmchen in einem Winkel ſeiner Phantaſie wieder aufflackern ſah, als ihr, der Baſe, das Glück zuteil ward, dem tapferen Vetter einen vor Düppel zerſchoſſenen Arm unter ihrem Dache heil zu pflegen; daß, ſage ich, ſotane Baſe und Kameradin behauptete und ſtandfeſt bei ihrer Theſe blieb: Dreißig Jahre bei Mann und Frau ſeien verſchiedene Größen, und gut Freund ſein und Mann und Frau ſein, das ſei auch zweierlei.

Ja, dazumal ſchmollteſt und grollteſt du, wendeteſt die Augen von der „Weisheit Salomonis" ab, zogſt in der Welt umher nach Nord und Süd, zweimal auch in den Krieg. Neulich aber, wo ich deinen Erſtgeborenen über die Taufe hielt, während dein holdes, junges Weib das Haupt an deine Schultern ſchmiegte, da ſprach es aus dem Schimmer deiner feuchten Augen und deinem ſtummen Händedruck: „Dieſes Glück danke ich dir!" Ich aber fühlte mich ſtolz und froh, mir einen ſo guten, vielleicht den beſten Dank im Leben verdient zu haben, und ſo ſagte ich und ſage heute wieder: „Freund, bewahre deinen Himmel vor dem Dunſt der Leidenſchaften, deine Stirn ſei Sonne."

In jener Zeit jedoch, als du in ſolchem Mißmut von mir geſchieden warſt und ich mir – zum erſten Male nicht bloß in Gedanken – Schwingen anheftete, um in die Stille der Berge zu flüchten, in jener Zeit – dieſer nachträgliche Triumph ſei der gekränkten Eitelkeit des vermeintlichen Amoroſo gegönnt – war ich weit entfernt, meiner Weisheit froh zu ſein. Denn die Früchte der geſunden Vernunft reifen wohl allgemach, aber viel, viel langſamer als alle übrigen ſüßen oder bitteren Erdenfrüchte. Sie gleichen dem Kern der Nuß unter harter Schale. Das Herz deuchte mir ſchier aus der Bruſt gefallen, die Zukunft kahl und kalt wie die Felſenhäupter, denen ich Schritt um Schritt näher rückte.

Um mit reinem Entzücken die Welt von ſolchen Höhen zu betrachten, muß man die Illuſionen des Herzens noch nicht eingebüßt oder mit ihnen abgeſchloſſen haben; will ſagen: jung ſein oder alt. Ich wußte mich nicht mehr das eine und fühlte mich noch nicht das andere. Die natürlichſten Bande hatten ſich mir vor der Zeit gelöſt, überkommene Pflichten mich frei gelaſſen; nun hatte ſich mir auch der Freund entzogen, der Bruder, mit dem ich Kind geweſen, das heißt: durch die haftendſten Erinnerungen verbunden war, der frohe Geſell, mit dem ich am glücklichſten gelacht und deſſen Dichterſinn manche duftige Blüte in mein Daſein gewoben hatte. Entzogen vielleicht nur auf Jahr und Tag. Wer aber, was hilft über Jahr und Tag der Vereinſamung hinweg?

In ſolcher Stimmung, ohne Neugier und doch ruhelos, eilte ich von Station zu Station; all mein Sinnen, mein Genießen wurde zu Erinnerungen, das Gewimmel von heute zu einem geſtrigen. Schilt es nicht Ungebühr, Freund,

wenn ich für einen Zustand, den auch der Bescheidenste ein und das andere Mal im Laufe des Lebens erfahren wird, mich berufe auf den vollendetsten Ausdruck, den ein Dichter ihm gegeben: „Das, was verschwand, ward mir zu Wirklichkeiten."

Nun kam ich nach Genf. Und wie ich einsam im leichten Boot mich von Ruhepunkt zu Ruhepunkt schaukeln ließ, da war es wiederum ein Zauberhauch, der mich umwehte, ein Auftauchen und Flüstern von Idealgestalten, die meine Jugend hold und reich gemacht hatten und die ich heute noch weniger als dazumal empfinde, wie ich sie einst empfand. Jean Jacques, armer Jean Jacques! Die Enkel der Bürger, die dich geächtet, haben dich verewigt auf dem schönsten Erdenfleckchen, über das sie zu gebieten hatten. Wer von den Weisen und Narren, die in hellen Haufen den blauen See umschwärmen, wendet nicht zuerst den Schritt nach der kleinen, schattigen Insel, die dein Bild und deinen Namen trägt. Das wimmelt um dich herum; die Kinder spielen, und ihre Bonnen stricken; Verdi und Lanner werden laut an deiner Weihestatt. Man schlürft Gefrorenes, Wein und sogar Bier. Dann und wann hebt ein Passant den Blick hinauf zu deinem ernsten, abgehärmten Gesicht; der eine nickt, der andere schüttelt den Kopf, je nachdem er dich einen Märtyrer der Freiheit oder einen Eitelkeitstoren hat nennen hören; wie wenige von denen, welche dein Bild begaffen, haben auch nur eine Zeile von denen gelesen, die vor hundert Jahren mit Begeisterung verschlungen und von Henkershand vernichtet worden sind. Du sollst die Brandfackel in den Zunder der alten Welt geworfen haben. Der Brand glimmt und flackert heute noch, aber du – aber du – –

Nun, der Ruhm zum wenigsten bleibt dir unbestritten: du hast wie kein früherer den Herzenszug nach deinem Heimatsland erweckt, hast zuerst in deinen Dichtungen dem Naturgefühl die oberste Stimme, „dem modernen Epos" einen landschaftlichen Hintergrund gegeben, den nach dir kein Poet mehr missen mochte. Und wenn es dir auch nur halb gelang, deine Menschen ihrer erhabenen Umgebung gerecht erscheinen zu lassen, welchem größeren würde es mehr gelungen sein als dir? Denn hier am weinumrankten Sonnenufer deines Sees, in dessen azurblauer Fläche die ewigen Felsenhäupter sich spiegeln, hier tönt die Natur in Akkorden von Wollust und hehrem Ernst, deren Melodie den ärmsten Stümper ergreift, für welche der begnadetste Dichter jedoch den Text vergeblich suchen würde.

„Das Gefühl, das durch diese Szenerie erweckt wird, ist umfassenderer Natur als die bloße Sympathie mit den Gefühlen einzelner Menschen. Es ist zugleich ein Ahnen von dem Dasein der Liebe in ihrer ausgedehntesten, erhabensten Macht und von unserem Teilhaben an ihren Gaben und Herrlichkeiten. Es ist der große Grundsatz des Weltalls, daß wir unsere Individualität verlieren müssen, um uns mit der Schönheit des Ganzen zu verschmelzen. Hätte Rousseau auch nie gedichtet, nie gelebt, würden die gleichen Gedankenverbindungen durch diese Naturbilder erweckt worden sein. Er hat durch ihre Wahl nur das Interesse für seine Dichtung erhöht und gezeigt, wie tief er ihre Schönheit empfand. Sie aber haben für den Dichter getan, was menschliche Wesen für ihn zu tun nimmer imstande gewesen wären."

Nach dieser „Note" vergegenwärtige dir, Albrecht, den

berauſchenden Eindruck, welchen die Stanzen des Childe Harold von der Apoſtrophe an Rouſſeau ab bis zum Schluß des dritten Geſanges beim erſten gemeinſamen Leſen in unſeren jungen Seelen bewirkten, und du wirſt wiſſen, wer mir die erſte Sehnſucht nach dieſem Aſyl der Liebe eingeflößt hat und wer den Reigen meiner Erinnerungen führte, als mein Fuß es endlich betrat. Du weißt ja, Freund, Lord Byron iſt meine erſte Liebe geweſen, wennſchon er eine Reihe von Jahren tot war, als ich ſeinen Namen zum erſten Male nennen hörte, und die erſte Liebe ſoll ja die reinſte, die letzte aber die angenehmſte ſein.

Indeſſen hat ſich die Vorrede zu meinem Geſchichtchen ſo langatmig ausgeſponnen, daß mir für das Geſchichtchen ſelbſt die Erzählerlaune nahezu verflogen iſt. Ob ich es deiner Geduld am Ende ganz erſparte? Die Stimmung, der es entſprang, iſt zur Genüge dargetan; Moral und Pointe hat es nicht und eine Folge nur inſofern, als die Erinnerung daran mich geſtern zum zweiten Male hinauf in das Chamonix lockte. Da dieſe zweite Expedition dir juſt nun aber verſtändlich gemacht werden ſoll, mußt du dich ſchon geduldig von mir zum erſten Male dieſen Weg führen laſſen.

Was mich eigentlich trieb, kann ich, da ich das Fieber der Reiſeneugier von vornherein abgeleugnet habe, nicht zuverläſſig mehr dartun. Vielleicht ein Sonnenbrand wie der heurige. Der Auguſt iſt kein Monat für den Genfer See. Vielleicht iſt es aber auch eine abkühlende Zugluft geweſen, – etwa ein Mahnwort Duenna Chriſtianens, unſeres alten „vernünftigen Prinzips“, – welche die Reverien und Revenants von Meillerie und Villa Diodati zu rechter Stunde verſcheuchte. Genug, ich ging; freilich nicht heim,

wie Duenna Chriſtiane es erſehnte, aber doch vom Flecke. Sie zog es vor, im Hotel des Bergues meine Rückkehr zu erwarten, da ein vernünftiges Prinzip ſich ſchwer mit Maultier-Allüren befreundet, ich aber mich für die Tour vom Wallis aus entſchieden hatte, eine Tour, die, du haſt recht, Freund, ein jeder wählen ſollte, der das Chamonix zum erſten Male betritt und noch über rüſtige Gliedmaßen zu verfügen hat.

Du haſt mir den zauberiſchen Doppelblick vom Col de Balme des öfteren geſchildert, wie ſchwach aber ſind Worte, ſelbſt Dichterworte, für dieſes Bild? Vorwärts: über dem meilenlangen, grünen Tale der weiße Monarch in ragender Majeſtät; rückwärts: das Haupt in roſige Schleier gehüllt, die ſtolze Jungfrau, umringt von ihren Rieſenvaſallen: es war der größte Natureindruck meines Lebens und iſt es geblieben. Mit wie viel mächtigeren Schlägen noch als unten am Liebesſee fühlen wir hier oben den Puls des Weltalls klopfen und unter dieſen mächtigen Schlägen die Ruhe des Erhabenen einziehen in das begehrliche kleine Menſchenherz! Ich fühlte mich in dieſer Stunde wieder jung geworden – oder plötzlich alt.

Ich übernachtete im Pavillon des Col, nahm anderen Tages bei Wege die beliebten Seitentouren mit und erreichte ſonach erſt gegen Abend die Prieuré. Zu aufgeregt, um meine Ermüdung zu ſpüren, ſtieg ich, wie ich es geſtern wiederum tat zu einem Gutenachtblick auf die Alpenhalle, die erſten Kirchſtufen hinan, als ich durch ein eigenartiges Straßenbild zu meinen Füßen gefeſſelt wurde.

Inmitten eines Knäuels von Lohnkutſchern, Hausknechten, Führern, Dorfkindern aller Größen ſtand, ein Chanſon zum beſten gebend, ein ſchnauzbärtiger Geſell in verwitterter

Bluſe, langem, ungekämmtem Haar, mit nußbraunem, vielleicht noch niemals gewaſchenem Angeſicht. Das einzige Akkompagnement gewährten ſeine beweglichen Gliedmaßen, wie es denn auch auf goldenen Wohllaut weder dem Künſtler noch ſeinem Publikum anzukommen ſchien. Meinen Ohren iſt die Melodie allemal die Hauptſache. Nächſtdem die Deklamation, und darin leiſtete der Mann ſein erkleckliches Teil. Die Stimme wechſelte zwiſchen heroiſchem Gebrüll und ſentimentalem Verhauchen; und jegliches Heben oder Fallen begleitete ein entſprechender Geſtus. Mir fiel dieſer und jener unſerer heimiſchen Heldentenore ein, denen ein paar Vortragsſtunden bei dem Naturſänger des Chamonix guten Dienſt geleiſtet haben würden. Es nahm ſich wie reelle Begeiſterung aus und wirkte auch als ſolche auf ſeine Zuhörerſchaft, was der Mann donnernd, ſchmelzend, lallend, ſchluchzend, ſich ſchüttelnd und zuckend mit Tönen, Blicken, Armen, Beinen und ſelbſt mit ſeinem wilden Haarwuchs zum Ausdruck brachte. Der Chanſonnier und ſein Publikum waren eben Romanen, ob man nun Italiener oder Franzoſen darunter verſtehen mag.

Die Melodie, franzöſiſchen Genres, war mir natürlich unbekannt. Auch aus den ſchnarrenden Gutturalen den Text zu unterſcheiden, hielt ſchwer.

Indem ich mich langſam näherte, brachte ich jedoch heraus, daß es Bérangers „Lebewohl" der ſchönen ſchottiſchen Königin war, welches die Herzen der braven Chamoniarden ſo anteilsvoll bewegte:

Adieu, charmant pays de France,
Que je dois tant chérir;
Berceau de mon heureuse enfance,
Adieu, te quitter c'est mourir.

Mit dieſem Refrain ſchloß der Sänger unter Ach und Weh. Ich glaube, daß echte Tränen dabei in ſeinen Schnurrbart tropften.

Vor ihm hatte ſich, in der Ordnung eines Kranichzuges, ein Schwarm männlicher und weiblicher Gamins aufgeſtellt, der als freiwilliger oder gedungener Chorus den Refrain wiederholte. An ſeiner Spitze frappierte mich ein kleines, braunes Mädchen, barfüßig, mit loſem, krauſem Haar, die Ärmel des auffällig weißen Hemdes in die Höhe geſtreift und auch deſſen Schlußkrauſe, den Hals entblößend, aufgebunden. Ich hätte, ihrem Wuchs nach, die Kleine nicht höher als acht Jahr geſchätzt, doch führte ſie die Stimme mit einer Energie, die alle übrigen und ſelbſt die des einfallenden Publikums beherrſchte. Auch bei ihr war es keineswegs lauteres Gold, das ſich der Kehle entrang, Takt und Rhythmus aber hielt ſie wie eine Geſchulte feſt, und ihre lebhaften Mienen und Geſten, durchaus unabhängig von denen des weit hinter ihr ſtehenden Vorſängers, bekundeten ein naives Verſtändnis, das einen rührenden Eindruck bewirkte. Bei dem wiederholten Adieu neigte ſie tief und langſam das Köpfchen; ſie breitete die braunen, kleinen Arme aus und preßte darauf die flachen Kinderhände gegen die ſichtbar unter dem Hemdchen wogende Bruſt; den Blick unverwandt auf den leuchtenden Montblancgipfel gerichtet, hob und ſenkte ſie die nackten Füße, als ob ſie eine Wiege ſchaukele, und bei dem Schlußworte „mourir“ beugte ſie ſich mit geſchloſſenen Augen faſt bis zum Boden. Dieſes Kind hatte ſchon ſterben ſehen, oder es ahnte wenigſtens, was in die Erde verſenkt werden bedeutete.

Es war nur der Schlußvers des Chanſon, deſſen

Zeugin ich geworden. Der Blusenmann sammelte während des Chors die Centimesstücke in seinem Hut. Auch ich entrichtete meinen Kunsttribut, und da ich ein seltsames Verlangen spürte, mir die kleine, leidenschaftliche Sängerin in der Nähe zu betrachten, machte ich den Versuch, mich durch die sich auflösende Menschenmauer zu drängen. Schon hatte sich jedoch der Zug die Dorfstraße abwärts entlang in Bewegung gesetzt, und so war ich im Begriff, die Kirchstufen wieder hinanzusteigen, als ich die Kleine zehn Schritte von mir stehen sah, wie sie, lachend über das ganze Gesicht, einem weit größeren, roten, vierschrötigen Jungen ein paar Kupfermünzen zusteckte.

Mich gewahr werden und mit ausgebreitetem Schürzchen mir entgegenspringen war eins. Ich warf ein Zehncentimesstück hinein, das sie wie einen Schatz mit großen Wunderaugen betrachtete.

„Mille grâces, Madame!“ sagte sie darauf, warf mir eine Kußhand zu und dann mit dem Zuruf: „Tiens, Amédée!“ die Münze geschickt in des Jungen Mütze. Dann flog sie wie ein Vogel dem Schwarme nach, um sich wieder an die Spitze der singenden Kinderpyramide zu stellen.

Mir war schon während meiner Exkursionen am südlichen Lemanufer, ganz besonders aber während meiner heutigen Aufwärtsfahrt im Arvetal, die Intelligenz der Physiognomien und das muntere, gewandte Behaben der savoyischen Kinder aufgefallen; wahrhaft eine Sinnerquickung inmitten der Menge kropfiger Weiber und verstümmelter oder verkommener Männergestalten, welche sich, das Erbarmen herausfordernd, dem Reisenden in den Weg drängen.

Aber dieſe prächtigen Kinder! Ihre frühreife Entwicklung mag in der Raſſe begründet ſein; der lebhafte Fremdenverkehr und das zeitige Aufſichſelbſtgeſtelltwerden müſſen ſie jedoch fördern. Während ich dieſe funkeläugigen, fix und fertigen Dirnchen und Bürſchchen ihr Weſen treiben ſah, ſie ſonder Altklugheit, mit natürlicher Höflichkeit einem jeden gewandt Red und Antwort geben hörte, da ſtellte ich mir, nicht ohne landsmannſchaftliche Schamröte, vor, wie dummdreiſt oder blöde, grob oder maulfaul die flachshaarigen, kleinen Dickköpfe unſerer Dorfgaſſen und Vorſtadtſchulen bei ungewohnten Begegnungen ſich gebärden. Im Vergleich zu den raſchblütigen romaniſchen Völkern bedarf das unſere, ſo ſcheint's, einer ſorgſameren, fortgeſetzteren Kultur, wie des Individuums ſo der Geſamtheit von Schicht zu Schicht, von Geſchlecht zu Geſchlecht. Halten wir uns denn daran, daß dasſelbe, gleich dem harten Obſt, welches ſein Boden vornehmlich zeugt – oder den Früchten der geſunden Vernunft, auf die ich mich heute ſchon einmal berufen habe –, in allmählichem Reifen nicht nur die früh entwickelten überdauern wird, ſondern auch mannigfaltigerer Veredelung fähig iſt.

So wie die kleine Sängerin hatte mich nun aber niemals ein heimiſches oder fremdes Kind angeſprochen, ſo ernſthaft luſtig oder luſtig ernſt noch keines aus großen Wunderaugen angelacht. Braun, hager, aber doch rund und geſund, erinnerte ſie mich an Murillos glückſelige Betteljungen. Ich hätte, zu froher Erinnerung, ſie mir gar gern photographieren laſſen.

Indeſſen war die ſingende Geſellſchaft im Gedränge der engen Dorfgaſſe gleichſam eingekeilt, ich mußte auf eine Wiederbegegnung verzichten. Da ich plötzlich einen

unleidlichen Druck über den Augen verspürte, gab ich meinen Abendspaziergang auf, ging in mein Hotel und legte mich alsobald nieder. Noch hörte ich eine Weile das Rauschen der Arve zu meinen Füßen und von fernher den ahnungsvollen Abschiedsgesang. Dann schlief ich ein.

Die Übermüdung hinderte jedoch jene gedeihliche Ruhe, die von keinen Traumgesichten weiß. Mehr als einmal wachte ich auf über einer Reminiszenz. Seltsam aber: niemals war es der Zauberblick des Col de Balme, mit dem mein Tag begonnen, es war das Bild des kleinen, braunen Mädchens, mit dem er geschlossen hatte, das mir vor der Seele stand, und das Rauschen der Arve klang mir bald wie ein Wiegen- und bald wie ein Sterbesang.

Ich hatte mir für den anderen Nachmittag eine Tour nach dem Montanvert vorgenommen, machte am Morgen daher nur einen Spaziergang, einsam ins Blaue hinein, wie ich es liebe, und in neuen Umgebungen zu allermeist. Es haben diese kleinen Entdeckungsreisen auf eigene Faust mir schon manches interessante Schauen und Begegnen eingetragen, das mir in Gesellschaft entgangen sein würde.

Ich ging talauf; aber nicht den Fahrweg, den ich gestern gekommen, sondern längs des Waldrandes am linken Ufer des Arveyron. Sein breites Kieselbett war in der Augusthitze ausgetrocknet bis auf ein schmales Gerinne, das ich leicht überschreiten konnte, bevor die Schlacken der Moräne, die sich vom glacier des bois absenkt, mir den Weg versperrten. Bis hierher soll einstmals das Gletschermeer sich erstreckt haben, und von Jahrhundert zu Jahrhundert weicht die Eisgrenze ja noch immer hinauf zurück. Wie hoch wohl noch in einem Zeitraum gleich dem, der verflossen, seitdem an unserem Rhein das Klima von

Finnland geherrſcht haben ſoll, oder gar dem, ſeit welchem die Halbinſel des Sinai, die heute eine Wüſte iſt, dem Volke Moſis eine quellenreiche Nährſtätte werden konnte?

Wie ich nun, einen kleinen Weiler mit ſeiner Arvebrücke zur Rechten, den Heimweg einſchlug und auf gut Glück eine mit Unterholz bewachſene und mit Schuttbrocken überſtreute Wieſe durchſchritt, da war von großer Natur freilich nicht mehr viel zu genießen; ſo hielt ich mich denn an die kleine, will ſagen an die Blumen zwiſchen dem ſaftigen Gras und Moos. Es iſt keine Alpenflora, die hier auf feucht durchſickertem Grunde blüht; nur die roten Nelken, die weißen Sternchen und blauen Glöckchen unſerer Raine und Waldſäume lachten mich grüßend an, wenn ſchon größer und farbenprächtiger als in der Heimat ausgeprägt; die Heideriſpen an erhöhten trocknen Rändern glänzten ganz karmoiſin, das Kraut der Preiſelbeere trug eine Purpurfarbe wie bei uns kaum die Frucht.

Während der ganzen Reiſe und ſchon wochenlang zuvor daheim hatte ich in meiner Herzenskränkung die alten Lieblinge geringſchätzig überſehen, heute jedoch bückte, in plötzlich erwachter Kinderluſt, ich mich unzählige Male und pflückte, was die Hände zu faſſen vermochten, bis endlich ermüdet, unter ſtechender Mittagsſonne, ich mich nach einem ſchattigen Ruheplatz zu ſehnen begann. Einen Block oder Baumſtumpf ſuchend, verirrte ich mich immer tiefer in das Gehölz und ſah mich jählings wie in einem Labyrinth gefangen. Hier ein Quellchen aus dem Kiesgrunde ſickernd, dort unter trügeriſchem Moos ein Moraſt; vor mir ein Graben, deſſen ſteile Ränder loſes Geröll, hinter mir undurchdringliches Strauch- und Rankengeſchlinge; der Pfad, der mich in dieſes Wirrſal gelockt,

ſpurlos verſchwunden. Ich hörte die Arve zu meiner Rechten rauſchen und durfte das trockne Bett des Arveyron kaum ein paar hundert Schritte zu meiner Linken vermuten. Die Prieuré mußte in einem Stündchen zu erreichen ſein. Aber wie ſie erreichen? Ich ſchlug mich nach allen Seiten: da hingen Hut und Haar feſt im Geſtrüpp, dort ſchleifte der Rock in eine Lache, der Sonnenſchirm zerknickte, die verführenden Blümchen waren längſt den Händen entglitten. Ich wollte über den Graben ſpringen, ſtolperte und fiel in das Waſſer; mühſam richtete ich mich in die Höhe und ſtand durchnäßt auf dem alten Flecke. Ich kam mir vor wie behext. Die hochſtehende Sonne trocknete meine Kleider binnen wenigen Minuten, aber ſie brannte auf den Kopf zum Verſengen; der Hunger, den ich kurz zuvor geſpürt, war mir in der Not vergangen, um ſo ſtärker quälte der Durſt; ich netzte die Lippen an feuchten Kieſeln, der Angſtſchweiß tropfte von meiner Stirne, ich war gänzlich ermattet.

Hätte ich nur ein Fleckchen entdeckt, ſchattig und trocken zugleich, auf das ich mich hätte ſtrecken können; eine Viertelſtunde Schlaf würde mich wieder zu mir ſelbſt gebracht haben und ein Ausſchlupf dann bald gefunden worden ſein. Oder hätte ich nur ein menſchliches Weſen errufen können! Aber auf meiner mehrſtündigen Wanderung war mir keine Seele begegnet. Ich fing an zu weinen, nicht bloß aus Nervoſität, ſondern aus tiefem Mitleiden mit mir ſelbſt; ich ſah mich im Geiſt in dieſer Wildnis von hundert Schritt im Geviert verſchmachten, und das Leben war mir doch noch niemals ſo honigſüß vorgekommen. Sollte der liebe Gott es mir aber durch eines ſeiner Wunder erhalten, ſo verſchwor ich Reiſe-

gelüſte und Entdeckungspromenaden für alle kommende Zeit – eines jener Selbſtgelübde, von welchen ein ſtarker Charakter gelegentlich ſich aus eigener Machtvollkommenheit auch wieder entbindet.

Auf mein letztes Stündlein gefaßt, hockte ich mich endlich nieder, an einen kahlen Baumſtamm gelehnt, die Füße im feuchten Moos, über dem Scheitel die brennende Sonne. Die Augen fielen mir zu, und ich weiß nicht, wie lange ich in halber Betäubung ſo gedämmert haben mag, als ein Ton wie aus Hüons Horn alle Halluzinationen einer Hagar oder eines Robinſon jählings verſcheuchte. Es brüllte eine Kuh. Ich glaube, daß ich vor Lebenswonne einen Luftſprung tat. Denn wenn in der republikaniſchen Schweiz ſich auch die Vierfüßler als freie Gottesgeſchöpfe auf den Almen umhertreiben, im kaiſerlichen Frankreich – ſo weit hatte das Reiſen meine Völkerkunde bereits gefördert –: wo da eine Kuh brüllt, da iſt auch ein Menſch nicht weit, der ſie hütet.

So ſchrie ich denn aus Leibeskräften: „Holla ho!“ und es währte nicht fünf Minuten, daß auf dem jenſeitigen Grabenrande das Gebüſch auseinandergeriſſen wurde. Was aber lugte zwiſchen dem grünen Rahmen hervor? – das braune Geſichtchen meiner kleinen Sängerin von geſtern abend. Arme und Füße waren auch heute nackt; über dem krauſen Haarwald aber trug ſie einen breitrandigen Strohhut und in der Hand einen langen Stecken. Die Augen ſchauten klug und ernſthaft drein, dahingegen die kirſchroten Lippen lachend bis beinahe an die Ohren gezogen waren, zwei feſtgefügte, blendend weiße Zahnreihen enthüllend, die bekundeten, daß die Kleine doch wohl ein paar Jahre über meine geſtrige Schätzung zählen mußte.

Sie hatte meine Verlegenheit im Nu begriffen, ſprang wie ein Reh über den Graben, reichte mir ihre linke Hand, während die rechte das Buſchwerk auseinanderbog, und führte mich etwa zwanzig Schritte weit, wo ein paar große Steine das Durchſchreiten des Gerinnes, und hüben wie drüben die durch Fußſpuren abgeplatteten Uferränder einen leichten Übergang geſtatteten. Unterſtützt von meiner kleinen, gewandten Führerin, erreichte ich binnen wenigen Minuten einen Pfad, der mich auf die Wieſe nächſt der Arvebrücke zurückführte.

„Was machſt du hier ganz allein, Kind?“ fragte ich, als wir bequem nebeneinander zu ſchreiten vermochten.

„Ich hüte unſere Kuh, Madame,“ antwortete ſie in reinem Franzöſiſch; nur daß ſie bei dem Worte „Madame“ die zweite Silbe eine Terz in die Höhe ſteigen ließ. Das gab eine Art von Refrain; denn es entſchlüpfte ihr nicht das einfachſte Ja oder Nein ohne höfliche Titulatur; was mich an gewiſſe, mit Zeit und Lungenkraft nicht geizende Kammerredner im lieben Vaterlande erinnerte, die jegliche Periode mit einem „meine Herrn“ beginnen, ſelbige Herrn in der Mitte mindeſtens noch einmal anrufen und unfehlbar mit ihnen ſchließen. Es entſpann ſich nunmehr das folgende Examinatorium:

„Wie heißt du, Kleine?“

„Myrtille, Madame.“

„Und dein Elternname?“

„Ich weiß ihn nicht, Madame.“

„War der Mann, mit dem du geſtern ſangſt, dein Vater?“

„O nein, Madame, ein Fremder. Ich ſinge mit ihm, ſooft er in das Tal kommt, und verdiene mir den Abend ein paar Sous, manchmal aber auch mehr.“

„Und wer ist dein Vater?"

„Ich habe keinen Vater, Madame."

„Nun denn, deine Mutter?"

„Ich habe nie eine Mutter gehabt, Madame."

„Wem gehört denn aber dann eure Kuh?"

„O, die gehört dem Vater von Amédée, Madame."

„Und wer ist Amédée?"

„Das ist mein Bruder, Madame."

Bevor ich diesen geheimnisvollen Zusammenhang aufzuklären vermochte, standen wir am Ausgang des Gehölzes; der Wiesenweg nach der Brücke lag offen vor uns, und die Kleine fragte: „Wünscht Madame nach der Quelle des Arveyron zu gehen, werde ich Madame führen."

„Du, Kind?"

„Gewiß, Madame. Ich bin zu Haus an der Quelle, und ich habe Zeit; Mutter Matou gibt acht auf unsere Kuh. Befiehlt Madame?"

„Ein andermal vielleicht. Heute möchte ich zurück nach der Prieuré."

Die Kleine blickte enttäuscht. Sie wies mit der einen Hand auf den Weg, den ich nicht mehr verfehlen konnte, und streckte die andere zum Empfang ihres Führerlohnes mir entgegen.

„Wieviel verlangst denn, Myrtille?" fragte ich sie.

„Fünfzig Centimes, Madame," antwortete sie dreist heraus.

Ich fand diese Forderung für die kleine Einsoussängerin nicht allzu bescheiden, da ich ihre Freude am Geld aber bereits kannte, legte ich ein Frankstück in ihre Hand. Sie betrachtete es mit zärtlichem Verlangen, reichte es mir aber

zurück und ſagte ſeufzend: „Ich kann nicht herausgeben, Madame.“

„Du ſollſt es auch ganz behalten, Kind,“ tröſtete ich.

Das braune Geſichtchen leuchtete vor Luſt. Sie kniff die Fauſt über ihrem Schatz zuſammen und ſchoß wie ein Pfeil, ſonder Dank und Adieu, von dannen. Aber nicht rückwärts zu ihrer Kuh, ſondern quer über die Wieſe, auf den Weiler zu, hinter deſſen Zäunen ſie verſchwand.

Mir war übel zumute. Die frühreife Geldgier des Kindes wurmte mich. Ich warf mir vor – nicht daß ich dem böſen Hange mit fünfzig Centimes Vorſchub geleiſtet –, ſondern daß ich den Frank nicht mit einer Moralpredigt begleitet hatte. Man nennt das weibliche Erziehungsweisheit, junger Vater. Aber warte nur, warte, wenn mir die kleine Harpagonne wieder unter die Finger läuft!

Auf der Wieſe ſtanden ein paar alte Rüſtern, die guten Schatten gaben; etliche andere, vom Sturm oder der Axt gefällt, lagen am Wege. Ich ſetzte mich auf einen der Stämme, „um mich auszuruhen“, wie ich mir einredete, da meine wunderbare Lebensrettung mich völlig munter gemacht hatte. Tatſächlich erwartete ich, daß meine kleine Retterin an dem Platze vorüber zu ihrer Kuh zurücklaufen würde.

Und keine zehn Minuten, ſo war ſie wieder da; atemlos, hochfliegend die halb entblößte Bruſt, in der Hand eine Burgunderroſe, wie auf eurer Terraſſe, Freunde, ſich keine vollblätterigere entfaltet haben wird. Roſen, Remontantenroſen im hohen Montblanctale! Ich hatte mir das Chamonix überhaupt nicht ſo grün und anbaubar vorgeſtellt.

„Da, Madame!“ ſprudelte die Kleine hervor, und ihre Augen funkelten. „Nehmen Sie! Für die fünfzig Centimes.

Es ist eine Rose, Madame, eine Rose! Hat Madame schon eine Rose gesehen? Und wie sie duftet! Madame muß sie an die Nase halten. Es ist eine Rose, Madame, eine Rose!"

„Köstlich, Myrtille!" sagte ich. „Woher hast du sie?"

„Von meinem Stock, Madame. Es ist der einzige Rosenstock im Dorf, Madame, und die Blüte die einzige am Stock. Diese Nacht ist sie erst aufgebrochen. Amédée würde sich darüber gefreut haben, wenn er von der Flegère nach Hause kommt, aber über den Frank freut er sich doch noch mehr."

„Schenke ihm die Rose zu dem Frank, Kind. Lege sie dort in den Schatten, und wenn du nach Hause kommst, stelle sie in ein Wasserglas. Mir pflücke dafür einen Strauß von dem roten Heidekraut, das hier herum blüht. Die Rose würde auf dem Wege verwelken, die Heide hält sich mehrere Tage frisch."

Die Kleine stürzte auf mich zu und küßte meine Hand. Wo würde bei uns ein Bauernkind auf einen Handkuß verfallen! Aber diese Katholischen sind untertänig geschult. Sie war gar zu glücklich, ihre stolze Blume behalten zu dürfen; umhüllte sie sorgsam mit feuchtem Moos und barg sie unter einem Baum. Darauf raffte sie von Blüten zusammen, was ihr Schürzchen zu halten vermochte, setzte sich mir gegenüber auf einen Stamm und band ganz geschickt mit Riedgras ein Bukett zusammen, in dessen Mitte sie einen der kleinen Bergkristalle steckte, mit deren Darbietung die Kinder der Alpen ein Almosen hervorzulocken pflegen. Der welke Strauß hat heute noch einen Platz in meinem Reliquienschrein.

Und während die Händchen sich emsig regten, erzählte mir die Kleine zutraulich, mit wundergläubigen Augen, so als ob sie ein Feenmärchen vortrüge, aber mit urfranzösischer

Geläufigkeit die Geſchichte ihrer Roſe, an welcher du, Freund, freilich nichts Wundernehmendes finden wirſt, wenn nicht das Geſtändnis, daß die weltſchmerzliche Reiſende, welche noch geſtern ſo traumumfangen an der Geburtsſtätte dieſer Roſe gewandelt war, der Entwicklung derſelben mit größerer Spannung als ſelbſt einer deiner am kunſtvollſten verwickelten Novellen gelauſcht hat. Nimm's nicht übel, Poet; die Erzählerin hatte mir das Leben gerettet!

Die Szene iſt Genf, und der Held der Geſchichte heißt Amédée. Von dort hat er der Schweſter das Stämmchen mitgebracht, als er verwichenen Herbſt zum erſten Male das Tal des Monarchen verließ, um für einen großen Mylord Geſchäfte zu beſorgen, denn Held Amédée verſteht ſich auf Geſchäfte wie einer im Tal. Droben hat der Amédée das Stämmchen eingepflanzt vor dem Stall, in welchem nachts Mutter Matous Kuh und Papa Bertrix' Maultier nebeneinander ſchlafen und an deſſen Wand die liebe Sonne brennt, ſooft ſie im Winter dem hohen Monarchen über den Kopf weg guckt. Die Blätterkrone aber hat der Amédée unter die Erde vergraben und mit Laub bedeckt und erſt im Frühling das Stämmchen wieder aufgerichtet. Und unter der dunklen Erde hat die Krone die kleine Knoſpe getrieben, aus welcher die große, ſchöne Roſe geworden iſt. Und Mutter Matou ſagt: Alles was lebt, iſt aus dem Dunkel gekommen, und weil der liebe Heiland aus dem dunklen Grabe auferſtanden, iſt er die Roſe der Welt geworden. Der Amédée ſpricht ſeitdem aber von nichts als Genf und will durchaus einmal Kutſcher werden in Genf.

„Weiß Madame, was Genf iſt?" fragte die kleine Schwätzerin mit einer plötzlichen Wendung und Gebärden, die ihrer Schilderung ſo angepaßt waren wie die, mit

welchen sie ihren gestrigen Refrain begleitet hatte. „Genf ist eine Stadt so groß wie die, darin der Kaiser wohnt. Im ganzen Tale von Argentières bis les Dûches wäre nicht Platz für Genf, und das allerkleinste Haus in Genf ist größer als das Hotel de l'Union neben der Prieuré. Und vor der Stadt liegt ein Meer, größer als das mer de glace dort oben, aber ganz voll Wasser, das fließt wie das Arvewasser, ist aber viel, viel tiefer, Madame! – Wenn der Monarch einmal hineinstürzte, das Wasser würde nicht von ihm ausgefüllt werden. Und das Meer heißt le Léman, und Amédée ist auf dem Leman gefahren in einem Schiff, das weit, weit größer gewesen ist als der große Kasten, aus welchem der heilige Vater Noah die weiße Taube hat fliegen lassen. Und schöne weiße Vögel, hundertmal größer als die Taube des heiligen Vaters, gibt es auf dem Wassermeer, Vögel, die Flügel haben, aber schwimmen können, und fliegen nicht einmal so weit wie die Gänse im Tal. Aber essen, wie die Gänse, kann man die schönen weißen Vögel nicht. Und rund um das große Wassermeer herum liegen lauter Gärten, in welchen das ganze Jahr lang Rosen blühen wie diese hier; so viel, so viel Rosen; der Amédée hätte sie in einem einzigen Garten nicht alle zählen können, und Amédée kann sehr gut zählen, Madame. Und wo an den Bergen die Rosen aufhören, da stehen Weinstöcke wie im heiligen Paradiese, Madame, und lange Trauben hängen daran, blau und grün und rot, aber alle süß, und der Amédée hat einen großen Korb voll von den Trauben für den reichen Mylord in das Tal geholt, und eine ganze Traube hat er davon gegessen, aber mir hat er auch zwei Beeren abgegeben."

**

„Hätteſt du nicht Luſt, Myrtille, auch einmal die ſchönen Roſen am Lemanſee blühen zu ſehen und mehr von den ſüßen Beeren zu eſſen?“ fragte ich.

„O, das werde ich ſchon einmal, Madame,“ verſetzte die Kleine mit der feſteſten Zuverſicht. „Wenn der Amédée nur erſt ein Maultier hat. Denn Führer iſt der Amédée ſchon jetzt; aber noch nicht in der Kompagnie und nur bis auf den Montanvert. Wenn er aber erſt Führer iſt in der Kompagnie und ich nur erſt zur heiligen Kommunion gegangen bin, dann nimmt er mich mit an das Waſſermeer, aber zuerſt hinauf zum Monarchen. Denn, nicht wahr, Madame, es iſt doch nur Spaß von Amédée, daß er in Genf Kutſcher werden will, oder Kurier bei einem reichen Mylord? Papa Bertrix iſt Führer, und Großvater Müſeau iſt Führer geweſen, da muß Amédée doch auch Führer werden, nicht wahr, Madame? Und dann ſetzt er mich auf ſein Müle und führt mich hinauf zum Monarchen. Auf den Montanvert hat Papa Bertrix mich ſchon einmal mitgenommen, und nach der Quelle des Arveyron gehe ich faſt alle Tage ganz allein. Will Madame ſich nicht von mir hinführen laſſen? Es iſt gar nicht weit, und für Madame tue ich es umſonſt. Ich laſſe Madame auch nicht zu tief in die Pforte hineintreten, Madame wird nicht Schaden nehmen. Ich weiß Beſcheid an der Quelle; ich bin da zu Haus. Es iſt eine Pforte von Eis, Madame, wie das Eis des Meers neben dem Montanvert. Von vorn ſieht ſie aus wie der Himmel, wenn die liebe Sonne ſcheint, weiter hinten aber wie der Himmel, wenn es Nacht geworden iſt, und aus der Pforte kommt der Arveyron. Aber nur wenn es Sommer iſt, Madame, denn im Winter iſt die Pforte zu. Als aber Papa Bertrix mich

an der Pforte gefunden hat, ist es warmer Sommer gewesen wie jetzt."

„Was sagst du da, Kind?" rief ich aus. „Papa Bertrix hat dich dort oben an der Quelle gefunden?" Mein kleines Abenteuer begann romantisch zu werden. Ich versichere dir, Albrecht, mir klopfte das Herz wie über der reizendsten Dorfgeschichte George Sands.

„Ich bin ein Findling, Madame, aber was schadet denn das?" erwiderte die Kleine mit glückseliger Unbefangenheit. „Ich habe ja Papa Bertrix und Mutter Matou. Die Leute im Dorfe nennen mich Myrtille de la source, und Großvater Müseau nennt mich Marmotte. Aber kein Mensch weiß, wo ich hergekommen bin. Auch Mutter Matou weiß es nicht, und Mutter Matou weiß doch viel mehr als alle Leute im Dorf. Denn Mutter Matou ist Haushälterin gewesen bei den frommen Herrn Cürés in der Prieuré, Madame, bei einem nach dem anderen, bis sie ganz schwach geworden ist und auch die gute Marie nicht mehr hatte, die ihr kochen und waschen helfen konnte. Für ihren letzten Herrn Curé, der jetzt Père Anselme heißt, da betet Mutter Matou aber noch alle Tage, und wenn ich früh und abends die liebe Himmelsmutter anrufe, da sagt Mutter Matou jedesmal: Vergiß auch nicht die Bitte für den frommen Vater Anselme."

„Ist die gute Matou die Mutter von deinem Anselme?" fragte ich.

Die Kleine lachte hellauf. Sie hatte ein goldenes Lachen. „Seine Mutter? O, nicht doch, Madame. Mère Matou ist eine ganz alte, weiße Frau und geht am Stocke und ist nicht viel größer als ich, aber ganz krumm. Aber Mutter Bertrix ist groß und rot und jung gewesen wie

der Amédée. Mère Matou iſt die Mutterſchweſter von der guten Marie."

„So iſt die gute Marie wohl die Schweſter von deinem Amédée?"

„Auch nicht, Madame. Die gute Marie war ſeine Muhme und hat den Amédée nur gepflegt, als er ganz klein geweſen iſt. Seine Mutter iſt ſchon geſtorben, ehe der Amédée auf die Welt gekommen iſt, Madame. Weil aber Papa Bertrix ſo ſehr geweint hat, als er ſeine Frau in das Grab legen ſah, da hat es die liebe Großmutter ſo gedauert, daß ſie ihm einen Troſt vom Himmel herunter ſchickte. Wie nun Papa Bertrix vom Kirchhofe nach Hauſe kommt, da ſteht in der Stube eine Wiege, und in der Wiege liegt der Amédée! Und dann kommt die gute Marie, und dann komme ich und mère Matou, und Papa Bertrix iſt nicht mehr allein. Die liebe Himmelsmutter hat vielen Troſt, ſagt mère Matou, Madame."

Das Kind hatte bei den letzten Worten ſeine großen ernſthaften Augen gen Abend hin gerichtet, wo hinter Bäumen verſteckt der Friedhof der Prieuré lag, darüber hinaus aber auch der große, weiße Dom, welcher das Ziel ihres kindlichen Sehnens war. Hier oder dort – wo ſuchte ſie ihre liebe, tröſtende Himmelsmutter? Denn in einem ſinnlich erfaßbaren Raume denkt ſich das, was er Gott nennt, doch jeder natürliche Menſch. Die Kleine bekreuzte ſich ſtill; auch ich ſaß ſchweigend mit gefalteten Händen. Ich hätte der frommen Unſchuld bis in die Nacht hinein lauſchen mögen und fuhr daher ärgerlich auf, als eine laute, lachende Stimme hinter uns rief:

„Schwatze doch nicht ſolchen Unſinn, Marmotte!"

Es war der rote, vierſchrötige Bengel von geſtern

abend, der, von den Büſchen verdeckt, herbeigetreten war und ein Weilchen gehorcht haben mochte.

„Amédée!“ rief die Kleine, in die Höhe ſpringend, warf den Strauß in meinen Schoß und ſtreckte dem Jungen beide Hände, in der einen das Geldſtück, in der andern die Roſe, entgegen. „Wieder ein Frank! Nun ſind's ſchon vier. Die vier Beine des Müle! Jetzt nur noch den Kopf, den Rumpf und den Schwanz, und du biſt Führer, Amédée!“

Sie jubelte hellauf über ihr ſtolzes Gelingen. Der Junge aber verſetzte, indem er ſchmunzelnd die Münze in die Taſche und die Roſe, ohne groß Notiz von ihrer Schönheit zu nehmen, an ſeine Mütze ſteckte: „Führer, ich? Gott ſoll mich bewahren! Ich werde Kutſcher! Mit den vier Franks komme ich hinunter nach Genf und mit noch einmal vieren hinaus nach Paris. Aber,“ fuhr er ſie an, „aber du haſt doch nicht gebettelt, Marmotte?“

Sie ſchüttelte den Kopf; ihre Lippen zogen ſich zu einem Schippchen zuſammen.

„Sie hat mich geführt,“ erklärte ich; worauf der Junge, gleichzeitig entſchuldigend und anerkennend einen Kratzfuß leiſtend, erwiderte:

„Sie iſt noch ein ſehr dummes Kind, Madame. Aber auf das Geldzuſammenſchlagen verſteht ſie ſich wie eine Alte.“ – Darauf mit abermaligem Kratzfuß: „Will Madame ſich nicht lieber von mir führen laſſen? Ich kenne Weg und Steg doch weit anders als das kleine Ding und die Namen ſämtlicher Aiguillen hüben und drüben im Tal. – Warum läufſt du wieder barfuß, Marmotte?“

„Es iſt ja ſo heiß,“ verſetzte ſie kleinlaut.

„Aber es ſchickt ſich nicht. Papa iſt Montblancführer,

und im Winter ist er Schulmeister in les Praz und obendrein Maire."

„Ich bin aber doch nur ein armes Findelkind, Amédée."

„Du bist meine Schwester, und ich werde bald Kutscher sein, oder Kurier."

„Nein, Führer."

„Nein, Kurier. Und du ziehst Schuhe an, auch wenn es heiß ist, hörst du?"

Wie zur Begütigung kniff er die Kleine, die mit ihren Tränen kämpfte, herzhaft in die Backen, und sie blickte wieder seelenvergnügt wie zuvor, legte ihre Hand in die seine, und so begleiteten sie mich über die Arvebrücke, durch den Weiler und noch eine Strecke darüber hinaus auf der großen Straße, die von Ost nach West das Tal durchschneidet. Die Kosten der Unterhaltung trug nunmehr Mosjö Amédée. Er mochte berechnen, daß, wenn es der plaudernden Einfalt so leicht geworden sei, ihn ein gutes Stück auf der Bahn zu seinem Glück zu befördern, der aufklärenden Weisheit ein noch weiterführender Lohn nicht entgehen könne.

„Sie ist ein gutes Kind, unsere kleine Marmotte," wiederholte er mit einer Gönnermiene, „aber noch sehr zurück. Die Sache verhält sich nämlich so, Madame, daß meine Mutter über der Geburt mit mir gestorben ist. Das versteht freilich das Kind noch nicht."

„Mère Matou hat es mir doch aber anders erzählt," beharrte Myrtille.

„Und du heißt ja auch Amédée Consolatior."

„Heißen kann einer, wie er will. Heißt du nicht auch Marmotte, und bist du darum ein Murmeltier, kleiner Simplex? Ein schöner Trost, solch ein schreiender, neu-

geborener Wurm, nicht wahr, Madame. Der Name ist ein neckischer Einfall von unserem damaligen Herrn Curé, der jetzt père Anselme heißt und ein guter Freund von Papa gewesen ist. Ich möchte aber kein Mönch werden wie père Anselme. Den ganzen Tag beten und die Nase in das Buch stecken, nein, ich denke, das paßte mir nicht. Ich bin mit Lernen fertig, und ich weiß auch viel. Da sehen Sie aber einmal das Mädchen an, Madame; sie ist schon über zehn Jahre und kann kaum lesen und von Schreiben keine Spur. Aber warte nur, Faulpelz, diesen Winter geht's tüchtig dran. Die Sache ist nämlich die: ich helfe meinem Vater, Madame. Ich könnte schon ganz allein Schule halten. Aber ich bleibe nicht im Tal, ich werde Kurier."

„Nein, Führer, Amédée."

„Nein, Kurier, Dümmling. Sie ist gar zu einfältig, Madame. Was Vernünftiges lernen mag sie nicht. Allen Schnickschnack aber, den einer ihr erzählt, die alte Matou oder Großvater Müseau, den glaubt sie, als ständ er gedruckt. Weiß Madame, was für eine Schnurre sie glaubt? Nicht, Madame? Na, sie glaubt, daß sie droben vom Monarchen in das Tal hinuntergekollert worden ist."

„Nein, das glaube ich nicht, Amédée."

„Ja, das glaubst du wohl, kleine Marmotte. Denn warum hast du dich darauf gesteift, daß ich Führer werden soll? Bloß weil ich dich hinauf zu deinem Nußknacker bringen soll."

„Nein, darum nicht. Bloß weil du bei uns bleiben sollst, Amédée."

Die Kleine sagte das mit einem zärtlichen Blick, um

den ich den dummen Jungen beneidete, der ihn jedoch in seiner spekulativen Erzählerlaune nicht irremachte.

„Sehen Sie, Madame, da hinten der hohe Berg, den wir den Monarchen nennen, der aber in der Naturgeschichte der Montblanc heißt und der allerhöchste Berg ist auf der ganzen Welt, das soll ein Palast sein von lauter Schnee und Eis. Nämlich so denkt sich's das dumme Kind. Und in dem Palaste wohnt ein ungeheueres Murmeltier, das der Kaiser und König von allen Murmeltieren ist und den lieben langen Tag nichts tut als Nüsse knacken. Nämlich: weil die kleine Marmotte für ihr Leben gern Nüsse knabbert, das heißt, wenn ich ihr manchmal von meinem Führerlohn ein paar kaufe, Madame, da denkt das dumme Kind, wer so ein großer Kaiser und König ist, der alles vollauf hat, der kann gar nichts Gescheiteres tun, als in einem fort Nüsse knacken. Die Nüsse des Murmelkönigs sind aber tausendmal größer als Menschennüsse, und sie wachsen auch nicht auf Bäumen wie bei Genf, wo ich sie selber habe wachsen sehen, – nämlich ich war schon einmal in Genf, Madame; – denn warum? Weil es auf dem Monarchen keine Bäume gibt; sondern sie wachsen unter der Erde, wie im Tal die Kartoffeln. Die Nußschalen aber wirft der alte Murmelkönig zu seinen Guckfenstern heraus, und sein allergrößtes Guckfenster ist das mer de glace. Wenn nun die Schalen haufenweise an den Eisbergen hängen bleiben und unterwegs zerkrümeln und Schnee darüber fällt und immer wieder Schnee, und es kommt einmal zum Rutschen, da nennt man es eine Lawine, und alles, was der Lawine im Wege steht, mit dem ist's aus und vorbei. Weiter unten aber, wo es nur im Winter Schnee und Eis gibt, da

heißt der Schutt von den Murmelſchalen Moräne. Das Gerümpel unter dem Glacier da drüben, das iſt ſo eine Moräne, Madame. Manchmal ſitzt nun aber eine Made oder ein Wurm in einer Nuß, und da ſchleudert der Murmelkönig vor lauter Bosheit die Maden und Würmer ſo weit fort, daß ſie den Leuten im Tal in die Schornſteine fallen; auf dem Wege aber ſind aus den Würmern und Maden kleine Menſchenkinder geworden. Und ſo hängt alles, was im Tale Merkwürdiges paſſiert, zuſammen mit den Brocken, die der große Nußknacker aus dem Erdenbauche geſchleudert hat. Eines Tages aber, da iſt eine Nußſchale ganz allein und wohlbehalten an den Schneefeldern und auf dem Eismeer hinuntergerutſcht, bis ſie an der Pforte des Arveyron ſtecken geblieben iſt. Wie nun ein Führer, der über die tête noire kommt, die Schale ſieht, da macht er ſie los und, Sapriſti! die Schale hat ſich in einen Waſchkorb verwandelt, und in dem Korbe ſitzt ein verwandeltes kleines Mädchen, und das kleine Mädchen heißt Myrtille. Der Führer aber iſt Vater Bertrix. Sehen Sie, Madame, ſolch dummes Zeug glaubt die kleine Marmotte."

Die kleine Marmotte hatte dem Erzähler mit ſtaunender Bewunderung ſeiner Redekunſt zugehört; nun aber, da er geendet, eiferte ſie, feuerrot im Geſicht:

„Nein, Madame, das glaubt ſie nicht. Solche Geſchichten erzählt Großvater Müſeau, und Großvater Müſeau macht immerfort Spaß, über den man nur lacht. Aber mère Matou hat im Leben noch niemals geſpaßt, und was ſie ſagt, iſt alles wahr."

„Na, und was ſagt denn Mutter Matou, wo du hergekommen biſt, kleiner Narr?"

„Sie ſagt: Sei nur gut und fromm, Myrtille. Vater Moſes iſt auch an einem Waſſer gefunden worden und doch ein großer Heiliger geworden.“

Der unterrichtete sous-maître von les Praz wollte vor Lachen ſich ausſchütten. „Na, da hören Sie's, Madame,“ ſagte er, „was für ein Dummhut die kleine Marmotte noch iſt. Der alte Moſes ein Heiliger! Wenn das Papa hörte, oder der Herr Curé! Der alte Moſes ein heiliger Vater.“

„Was iſt er denn ſonſt, Amédée?“ fragte demütig die kleine Myrtille.

„Er iſt – nämlich: er war – denn er iſt lange ſchon tot, na, was war er denn gleich? Ein Prophet? nein, die heißen anders; ein Kaiſer? ein König? nein, ſo was Großes nicht. Ein Führer war er wie Papa, aber nicht etwa auf den hohen Montblanc; nur in der Sandwüſte herum. Und ſo etwas wie ein Schulmeiſter und Maire iſt er auch nebenbei geweſen. Es iſt ja auch ganz egal, was er geweſen iſt; aber vom Heiligen keine Spur. Denn warum? Schweinefleiſch, das doch am beſten ſchmeckt von allem Fleiſch, das hat er in ſeiner Gemeinde zu eſſen verboten, als wäre es Gift, und würde unſer Herr Curé es wohl Tag für Tag zu eſſen erlauben, nämlich ſofern man's hat und nicht etwa Faſttag iſt, wenn der alte Moſes ein Heiliger oder gar ein heiliger Vater geweſen wäre? – Die Sache mit der Myrtille verhält ſich nämlich ſo, Madame, daß mein Vater das Würmchen mutterſeelenallein und ſchlafend vor der Grotte gefunden hat.“

Verſtändnisvoll zwinkernd flüſterte er mir noch in das Ohr:

„Mit rechten Dingen iſt's freilich nicht zugegangen, Madame. Aber – was kann das arme Kind dafür? Und es iſt ein herzensgutes Kind, Madame."

Dabei ſtreichelte er der Kleinen mitleidig die Backen, und die Kleine blickte zu ihm auf liebreich wie ein Engelchen. Ich konnte den dicken Bengel von Haus aus nicht ausſtehen. Sah mich die Kleine, ſeit er da war, nur noch an? Ich habe ihm ſein Gutmeinen aber doch mit barer Münze gelohnt, und er bedankte ſich durch einen Jauchzer, der von den Talwänden widerhallte.

Um von dem heiklen Findlingsthema abzulenken, fragte ich Myrtillchen, ob ſie noch mehr Lieder ſingen könne außer dem einen, das ich geſtern gehört? Sie konnte aber nur das eine, aus dem natürlichen Grunde, weil ihr fremder Maëſtro bisher kein zweites im Tale zum Vortrag gebracht hatte.

„Soll ich Madame ein Lied ſingen?" fragte, ſich in die Bruſt werfend, Mosjö Amédée. „Ich kann ſehr gut ſingen und weiß viele Lieder, Madame."

„Aber kein ſo ſchönes wie ich," rühmte Myrtille und ſtimmte herzhaft ihr: „Lebewohl, du holdes Frankreich" an.

Der sous-maître unterbrach ſie mit einem gemütlichen Rippenſtoß.

„Sei doch ſtill, dummes Kind!" ſchalt er. „Das kennt Madame ja ſchon, und es klingt traurig wie ein Sterbelied. Ein Tiſchlied will ich Madame ſingen, das iſt was Luſtiges, und es paßt juſt, weil es Mittag iſt und Madame Hunger haben wird."

Damit hob er, krähend wie ein junger Hahn, Bérangers Hymnus an den friedenſtiftenden Bratenwender an. Schon bei der dritten Zeile blieb er indeſſen ſtecken; möglicher-

weise weil Natur und Tugenden des gepriesenen Instruments dem Kostgänger mère Matous einigermaßen fragwürdig vorgekommen sind. Als gebildeter Jüngling zog er sich jedoch schicklich aus der Verlegenheit, indem er in einem Atem auf des nämlichen Meisters Rentnerlied übersprang, dessen Poesie zweifellos seinen innersten Gefühlen flott wie ein Rädchen Ausdruck gab.

Nun ja, es ist ein Rhythmus, eine Laune und dann wieder ein Pathos in diesen Bérangerschen Chansons, die sich dem Volksohr leichtlich einzuschmeicheln vermögen. Wenn ich aber einmal längere Zeit in den savoyischen Alpentälern weilen sollte, werde ich recht aufmerksam nach einem eingeborenen Volksliede lauschen. Denn daß der Sangestrieb sich nicht auf unsere deutsche Gebirgsscheide beschränken wird, ist doch wohl ebenso natürlich, als daß diese Pariser Vollblutslieder, gleich den Leckerbissen der Hotels, nur den Fremden zur vermeintlichen Erquickung aufgetischt werden.

Nach der ersten Strophe sagte ich den Kindern Adieu. Sie kehrten um, Hand in Hand, und weil sie einmal im Singen waren, sangen sie lustig weiter.

„J'ai cinquante écus!" jubelte der Junge, indem er dem Mädchen sein geerntetes Geldstück zuwarf.

„J'ai cinquante écus!" wiederholte das Mädchen und warf das Geldstück zurück.

„J'ai cinquante écus de rente!" schmetterten alle beide. Und so singend, tändelnd, sich neckend, sah ich sie hinter den Hütten des Dorfes verschwinden. Ich aber begab mich eilenden Schrittes nach dem bureau des guides.

Ich hatte Amédée gefragt, ob sein Vater wohl disponibel sein würde, um mich am Nachmittag auf den Montanvert

zu führen, und Amédée hatte dies bezweifelt, da Papa früh am Morgen eine Tour nach dem Brévent mit einem reichen Goddam vorgehabt. Indeſſen könne ich mich im Bureau erkundigen.

Und da wollte denn der Zufall, der nicht bloß Romanhelden zugute kommt, ſondern manchmal auch den allerrealſten Individuen, ſobald ſie ſich ein kleines Abenteuer, ein beſcheidenes Martyrium oder Heldentum in den Kopf geſetzt haben, der glückhafte Zufall alſo wollte, daß der reiche Goddam aus irgendeinem mir unbekannten Grunde die Tour nach dem Brévent auf morgen verſchoben hatte und daß der Führer Bertrix zu meiner Verfügung ſtand.

Der vorgerückten Zeit halber entſchied ich mich indes zu einem Ritt nach der näheren Flegère. Nicht daß ich mich noch, wie vor wenig Stunden, ermattet gefühlt hätte, aber um ſo aufgeregter. Das Fieber eines Entſchluſſes rumorte in meinem Hirn, ein Fieber, das während des in Haſt eingenommenen Diners meinen Hunger vom Morgen total ſchwinden machte, den Durſt dagegen kaum ſtillbar ſteigerte.

Erinnerſt du dich noch jener alten Hausfreundin, die wir vorlaute Spatzen die Trübſalsmuhme nannten? Sie war als Witwe zu Vermögen gekommen, hatte aber gleichzeitig das einzige Kind verloren, einen Sohn, den ſie unter Kümmerniſſen jeglicher Art großgezogen. Hatte ſie nun vordem über ihre Sorgenlaſt geklagt, ſo ſtöhnte ſie nunmehr über ihren Sorgenmangel.

„Kein unglückſeligerer Menſch als der, welcher keine Sorge mehr haben kann," pflegte ſie zu ſagen. Auf den Rat ihrer Freunde verſuchte ſie es mit einem Sorgenerſatz, indem ſie die Erziehung eines Waiſenknaben übernahm.

Bald jedoch hatte ſie ſich wieder von ihm losgeſagt, und fortan klagte ſie: „Blut iſt Blut! Nur naturwüchſige Sorgen ſchlagen beim Menſchen an.“

Du merkſt, Albrecht, worauf ich hinaus will. Auch ich war ſorgenfrei und ſorgenſüchtig, hatte mich daher ſeit geraumer Zeit mit dem Plane getragen, ſtatt des verſagten eigenen Kindes mich eines fremden anzunehmen. Die Erfahrungen der alten Trübſalsmuhme ſchreckten mich nicht. Ich glaubte an eine freie Liebeswahl und die ihr entquellende Kraft, achtete die Stimme des Willens mindeſtens ebenſo hoch wie die des Bluts. Die Vernunft der äußeren Verhältniſſe legte kein Veto ein; ein tief empfundenes Heilandswort einte ſich dem natürlichſten Gefallen. Denn von allen menſchlichen Spielarten, ſelbſt die mündigen Dichter nicht ausgenommen, ſind die unmündigen Kindlein mir von jeher als die verſtändlichſten und anmutendſten vorgekommen. Bei ſolchen zutreffenden An- und Einſichten war ich indes noch nicht zu einer abſchließenden Tat gelangt; es fehlte der Affekt, der Impuls, jenes momentane Etwas, für das ich im lieben Deutſch nicht alſobald den Ausdruck finde.

Und dieſes unausſprechliche Etwas hatte die Begegnung der kleinen Savoyardin in mir entzündet. Dieſes Kind würde ich nicht erſt lieben lernen, ich liebte es bereits. Es hatte auf den erſten Blick mein Herz gerührt, ja entzückt wie nie ein Kind. Ihr dürft das nicht übelnehmen, Freunde, wo wäre vor acht Jahren an euren Erbprinzen auch nur zu denken geweſen! – Auch entſprach es im allgemeinen den Bedingungen, welche die Zöglingin eines „vernünftigen Prinzips“ ſich zur Richtſchnur für ihre Wahl geſetzt hatte, übertraf dieſelben ſogar: ein Mädchen, alt genug, um ſeine Gemütsanlagen beurteilen zu können, und jung genug, um

ſich kindlich anſchließen zu lernen; ein wohlgeſtaltetes, raſchblütiges, herzliches Geſchöpf; reſolut und geſchickt, dabei eine feine Natur. Die Leidenſchaft, mit welcher ſie einem Kameraden zur Hilfe Geld zu erwerben trachtete, ſtempelte ſie mir zu einer kleinen Heldin und das dankbare Opfer ihrer einzigen Roſe ſchlechthin zu einer angehenden Heiligen. Allerdings hatte ich für mein Zukunftskind bisher in erſter Ordnung nicht nur eine tugendlich erprobte, ſondern auch eine gentile Abſtammung vorausgeſetzt. Vor jenen leuchtenden Kundgebungen ſchwanden jedoch alle Bedenken gegen die Findlingsart gleich Schatten vor dem Sonnenſtrahl, und wie ſchwer fiel es zugunſten meiner Wünſche in das Gewicht, daß ich das kleine Weſen aus weiter Ferne, als einen Fremdling, dem nur Gott Vater iſt, in meine Heimat führen durfte. Ohne blutsverwandtliche Triebe oder Erinnerungen, ohne Einſpruch von irgendwelchem Berechtigten durfte dieſes Kind mein ſein, nur mein ſein und bleiben. Seine Neigung zu dem hausbackenen Tölpel kam als gemütliche Störung nicht in Betracht. Wie leicht löſt ſich ſelbſt ein echt geſchwiſterliches Band. Daß bei allen einnehmenden Konjunkturen indes mit fürſorglichſter Prüfung vorgegangen werden mußte, darf der gegenwärtigen Prinzipalin eines „vernünftigen Prinzips" zugetraut werden.

Ich fand in Vater Bertrix einen Mann noch in beſten Jahren, verſtändig und in ſeiner Art gebildet, wie ſämtliche ſavoyiſche Führer es ſein ſollen; ja, wohl über das Durchſchnittsmaß hinaus, da doch nur wenige Laboureurs, die im Sommer den Alpenſtock, im Winter auch den Bakel regieren werden und obendrein der Würde eines Schultheißen gewachſen ſind.

Als ich erzählt hatte, wie und wo ich die Bekanntſchaft

seines Töchterchens gemacht, schmunzelte er vergnügt und lobte die Kleine als ein braves und geschicktes Kind, das seiner alten hinfälligen Muhme im Haushalte beistehe wie eine Erwachsene und ihm allerorten fehlen werde, wenn er sich über kurz oder lang von ihm trennen müsse.

„Was zwingt Sie denn, sich von dem Kinde zu trennen?“ fragte ich, zwischen Herzensangst und Hoffnung, auf eine Auskunft spannend, die meine Pläne hindern oder fördern konnte.

Der Mann antwortete mit eingänglichem Behagen. Mochte es ihm doch selten genug vorgekommen sein, statt über Felsen und Firnen über seine Erlebnisse am häuslichen Herd ausgeforscht zu werden. Nicht allzu viele gemütliche deutsche Kleinstädterinnen verlaufen sich mutterseelenallein hoch hinauf in das Chamonixtal.

„Ja, sehen Sie, Madame,“ sagte er, „ich bin Witwer bereits an die fünfzehn Jahr, und wenn ich mich noch einmal verändern will, wird's hohe Zeit. Mir lebt im Hause zwar noch ein alter Großvater von meiner Frauen Seite her, auch die Mutter Matou, die meine leibliche Tante ist. Wie lange kann's aber dauern, sind beide unter der Erde. Mein einziger Sohn hat schon jetzt keine Ruhe mehr im Tal; es treibt ihn in die weite Welt, und wie dürfte ich ihn halten? Auch die Myrtille wird nicht bis an mein Lebensende bei mir bleiben. Die Natur will ihr Recht. Dann stände ich ganz allein, und mit einem neuen Anfang wär's für mich zu spät. Ich suche eine Frau, Madame.“

„Und sollte die so schwer zu finden sein?“ fragte ich.

„Im Gegenteil, Madame, embarras de richesse!“ versetzte er lachend. „An heiratslustigen Mädchen ist bei uns

im Tale so wenig als anderswo Mangel. Die Sache ist: sooft ich in Gedanken den Freiersweg einschlage, stoße ich an einen Stein."

„Die Erinnerung an Ihre selige Frau, nicht wahr?"

„Wie meinen Sie das, Madame?" fragte Bertrix ganz erstaunt. „Meine Barbe war ein braves Weib, wir haben gut miteinander hausgehalten. Das wäre aber doch kein Grund, daß sich mit einer anderen nicht ebensogut haushalten ließe. Nein, handelte es sich lediglich um meine Person, wäre ich bald genug am Ziel. Allein – –"

„Sie scheuen eine Stiefmutter für Ihren Sohn?"

„Auch das nicht, Madame. Mein Amédée ist ein tüchtiger Junge, ein Dickhäuter, der, wie man zu sagen pflegt, einen Puff vertragen kann. Und wie lange wird er denn noch in meinem Hause sein? Ich meine die Myrtille, Madame. Sie ist eine zärtliche Kreatur, durch die alte Matou an Mutterliebe gewöhnt. Ich muß ein anderes Unterkommen für sie suchen – in einem Kloster etwa, bis sie zum Dienen reif geworden – ehe ich an eine Wiederverheiratung denken darf. Denn die vernünftigste Frau, die ich finden könnte, würde dem Kinde nicht einmal eine Stiefmutter, geschweige denn eine Mutter werden wollen. Die Myrtille ist ein Findling, Madame."

„Ihr Sohn hat es mir erzählt, Bertrix. Auch von dem Orte und der Art, wo und wie Sie den Fund getan haben. Unnatürlich genug und schwer zu glauben. Haben Sie niemals etwas über den Ursprung des Kindes erfahren?"

„Ich habe nicht danach geforscht, Madame."

„Sie taten recht daran, Freund. Was hätte Ihnen und was hätte dem Kinde die Bekanntschaft einer Mutter genutzt, welche es über sich vermocht hatte, ihr Neuge-

borenes preiszugeben, nackt und bloß in einer Einöde, wo nur ein wunderbarer Zufall es vor dem Untergange retten konnte?"

In dem gelassenen Manne ging während meiner Rede eine seltsame Verwandlung vor. Ich sah, wie unter der wetterbraunen Haut das Blut aus seinen Wangen wich und wie die Faust sich krampfhaft um den langen Führerstab preßte. Die bebenden Lippen kämpften eine Weile zwischen Schweigen und Widerspruch. Endlich stieß er ihn hervor, kurz und rauh in abgebrochenen Sätzen, wie aus zugeschnürter Kehle.

„Das Kind war nicht nackt und bloß, es war auch kein neugeborenes, Madame. Es hatte die heilige Taufe empfangen und stand schon ziemlich sicher auf seinen Füßchen. Und es war kein Zufall, der mich es finden ließ. Es wird eine große Not und vielleicht die allergrößte Liebe gewesen sein, welche eine todkranke Mutter zu der Rettung trieb, die Ihnen, Madame, ein Verbrechen dünkt."

Ich drückte dem Manne schweigend die Hand. Mochte der Findling geboren sein, wo und von wem es sei, der, welcher es an sein Herz genommen und erzogen hatte, war ein Ehrenmann. Das Axiom von dem Erbteil in unserem Blut, auf das ich bisher gläubig und dankbar geschworen hatte, es dünkte mich plötzlich eitel Dunst. Das gute Beispiel bildet gute Sitten.

Der brave Führer verstand meine Meinung, ohne daß ich sie aussprach. „Hätte ich," so fuhr er nach einer Pause mühsamer Fassung fort, „hätte ich das Kind unbemerkt, ich meine ohne Erörterungen, in meine Familie einführen können, würde es Myrtille Bertrix geheißen haben und meine Tochter gewesen sein. Da ich das nicht

konnte, wurde es Myrtille de la source. Wer eine Heimlichkeit zu wahren hat, tut wohl, eine Fabel gleich einer Windel um die Blöße zu schlagen. Je gröber das Gewebe, um so sicherer schützt es – in unseren einsamen Alpendörfern wenigstens. Ich weiß aber wahrlich nicht, wie ich dazu gekommen bin, mit Ihnen, Madame, über diese Angelegenheit zu reden. Es ist zum ersten Male geschehen, und darüber hinaus – –"

„Will ich nichts wissen, Freund," unterbrach ich ihn. „Nur eine Frage sollen Sie mir noch beantworten einfach mit ja oder nein und dann den Grund vernehmen, warum ich sie Ihnen nicht ersparte. Die gute Marie, Ihre Schwester, wenn ich recht verstand, welche den mutterlosen Amédée aufgezogen und Ihre alte Tante unterstützt hat, als sie dem Herrn Curé, der zurzeit Vater Anselme heißt, in der Prieuré den Haushalt führte, die gute Marie – lebt sie noch?"

Der Mann starrte mich eine lange Weile sprachlos an, als sähe er das Gespenst weiland der Hexe von Endor. Dann breitete sich ein feuchter Nebel über seine treuen Augen, und dann schüttelte er lange langsam den Kopf, und wir gingen minutenlang schweigend nebeneinander her.

„Geben Sie das Kind mir, Bertrix," hob ich endlich an. „Ich habe kein eigenes, und ich habe es liebgewonnen. Ich traue mir zu, ihm eine Mutter werden zu können und es zu einer braven, tätigen Frau zu erziehen, die allerorten ihren Platz ausfüllen wird. Auch ein bescheidenes Erbteil werde ich ihr eines Tages hinterlassen dürfen. Mir leben in Genf wohlangesehene Bekannte, von denen Sie über meine Person und meine Verhältnisse genügende Auskunft erhalten können."

„Das würde kaum nötig sein, meine gute Dame," versetzte nach einer neuen Pause der Führer mit jenem warmen Vertrauen, das, von wem es auch sei, allezeit wohltut. „Wer so viel mit fremden Menschen verkehrt wie unsereiner, der lernt aus den Augen lesen, was Gott in das Herz geschrieben hat. Und was triebe Sie denn wohl auch als ein liebreiches Herz? Im übrigen: wer von den Armen in unseren Bergen darf groß danach fragen, in welche Hände seine Kinder geraten? Es sind nicht alle Savoyarden, die unter dem Namen, kaum halbwüchsig, mit einer Hantierung nicht viel besser als Bettel, die Welt durchziehen, aber viele sind es ihrer doch. Unsere Täler ernähren nur eine geringe Anzahl von denen, die darin geboren werden, die übrigen müssen wir früh auf eigene Füße stellen und – es ist schier ein Wunder –: aber die große Masse kommt darauf fort. Auch die Myrtille würde, selbst wenn ich nicht wieder heiratete, einstmals ihr Brot unter Fremden suchen müssen. Lassen Sie mich heute verunglücken, wer sorgte morgen für den armen Findling? Ihr Anerbieten ist ein großes Los für das Kind und für mich selbst. Nur daß – – nur daß – –"

„Sie spüren mir die Ketzerin an," ergänzte ich mit einem Lächeln. „Und Sie haben ja recht, daß ich nicht Ihrer Kirche angehöre. Die Kleine wird indes von derlei trennenden Unterscheidungen noch keine Ahnung haben, und ich gebe Ihnen mein Wort, Bertrix, daß ich sie in ihrer angestammten Lehre gewissenhaft unterweisen, dem Gottesdienste ihrer Kirche treulich beiwohnen lassen, durch kein Wort, keine Miene ihre religiöse Richtung stören werde."

„Ich traue Ihnen das zu, Madame," entgegnete Bertrix. „Ich habe im Leben mehr Andersgläubige als solche

meiner Kirche auf unsere Berge geführt, viel gute Menschen unter ihnen gefunden und: le bon dieu ne damne pas les bonnes gens. Die englischen Protestanten, und zu denen gehören Sie doch, Madame, wenn Sie auch eine Deutsche sind, nicht wahr? Nun sehen Sie, die englischen Herren und ganz besonders die Damen, die haben mir auf unseren Touren so manches Heftchen zur Erbauung nach ihrer Weise in die Hand gedrückt, das ich gelesen habe; sie wollen sich der Prieuré gegenüber ein eigenes Bethaus bauen, nennen uns Götzendiener, wie wir sie Ketzer nennen, ich kann bei alledem aber nicht finden, daß sie im Grund etwas anderes glauben als wir."

„Von Grund aus etwas anderes nicht, aber doch etwas weniger, Bertrix."

„Das gebe ich zu, Madame. Ich meine aber, und ich könnte mir sonst auch gar nicht erklären, warum in hohen Alpentälern überall nur Katholische wohnen – –"

„Nicht überall, Freund. Aber fahren Sie fort. Sie meinen – –"

„Ich meine, wenn die Leute aus solchem fernen Tale versetzt würden in Landschaften, wo ihnen das Korn gleichsam in den Mund wächst, wo Eisen- und Wasserstraßen sie bequem in weite Fernen führen, wo sie mit leichter Mühe so viel Geld erwerben, um bloß zum Vergnügen, sichere Führer zur Seite, Gletscher und Schneegebirge zu erklimmen, daß wir sogenannten Götzendiener dann wohl auch dieses und jenes Stück von unserem alten Glauben entbehrlich finden würden. Und umgekehrt, Madame, wenn die reichen Ketzer, die aus fruchtbaren Ebenen von England, und sogar über das Weltmeer hinweg aus fremden Erdteilen, bloß zum Vergnügen in unsere Berge steigen,

wenn die ihr Leben von vorn anfangen müßten als arme Haferbroteſſer und Wildhäuer, wenn im Sommer jeden Augenblick Lawinen und Bergſtürze ſie bedrohten, Winters ſie von der Welt abgeſperrt ſäßen in einer Einöde voll Eis und Schnee, kurzum, wenn ſie hundertmal mehr von der Laſt als Luſt des Diesſeits kennen lernten, da meine ich, daß ſie wohl auch der ſchützenden Engel und Nothelfer im Jenſeit nicht genug haben könnten; vor allem aber: wenn ſie ihr Fleiſch und Blut rat- und hülflos in der Fremde umherirrend wüßten, daß ſie in ihren Ängſten dann auch nur durch den Glauben an eine himmliſche Mutter Beruhigung finden würden. Habe ich recht, Madame?"

„Ich glaube nicht, lieber Bertrix. Not lehrt freilich beten. Es gibt aber auch Nöte, die in einem Paradieſesgarten dem Menſchen keinen Troſt und keine Hülfe, als die von oben kommen, geſtatten. In Ihrem einſtigen, wie Ihrem gegenwärtigen Vaterlande, Freund, den reichſten und reizvollſten Gegenden Europas, leben ſo gut wie in dieſen armen Bergen faſt nur katholiſche Chriſten, während im hohen, rauhen Norden zwiſchen Klippen und Eisſchollen, gefahrvoller und einödiger als die Eueren, die Bewohner ſich ohne Ausnahme mit der Ergebung in Gottes Vaterwillen und die ſeelenerlöſende Macht ſeines Wortes, vom Heiland verkündet, zufrieden geben. Unſere Gemütsanlagen werden wohl noch andere Vorausſetzungen haben als Boden und Wolken, zwiſchen denen wir geboren werden, und ſo auch unſere überirdiſchen Tröſtungen andere Vorausſetzungen als das Mehr oder Minder unſerer Erdenfrüchte. Aber laſſen wir dieſe Spekulationen, die wir beide nicht löſen werden. Irre ich nicht, ſo dachten Sie an

Ihre Behauptung einen Schluß zu knüpfen, der sich auf mein Verhältnis zu Ihrem kleinen Pflegling bezieht. Welchen Schluß, Bertrix?"

„Den Schluß, Madame, daß ich mich nicht allzuviel darum grämen würde, wenn unter den Augen einer so gütigen Dame wie Sie, Madame, und vor dringender Not geborgen, dem Kinde ein Teil seiner angeerbten Andacht hinschwinden sollte, insofern nur die Grundandacht ihm bleibt, die alle Christen miteinander gemein haben, daß es also unser Gottesdienst nicht ist, um dessentwillen ich für die Kleine in Ihrer Heimat Bedenken trage."

„Und um wessentwillen sonst, Bertrix?"

„Um ihrer Abstammung willen, Madame – die fremde Art und Sitte – – die fremde Sprache – –"

„Ei, wie irren Sie sich, Freund," unterbrach ich ihn lachend. „Die kleine Savoyardin mit der französischen Zunge kommt unter Deutsche, und fremder Leute Brot dünkt bei uns Deutschen auch großen Kindern Kuchen."

„Aber ein Findling, Madame," widersprach der gute Mann mit großem Ernst; „ein armer Findling, dem kein ehrlicher Name, nicht einmal ein Muttername, in seine neue Heimat mitgegeben werden kann. Myrtille de la source! Wie viel Tadel, Spott und Abfall würden Sie um Ihrer Guttat willen zu erdulden haben, und das Kind selbst, wie viel Mißachtung und Mißgunst. Hier oben bei uns haben die wenigen Menschen, die sie kennen, sich an ihr unaufgeklärtes Dasein gewöhnt; sie bleibt armen Geistes, niederen Standes bei harter Arbeit und wird ihr Elend vielleicht niemals inne."

„Lassen Sie es meine Sorge sein, Bertrix, dem Kinde ein unverschuldetes Elend zu ersparen oder zu vergüten.

Ich lebe nicht in der großen Welt, und die wenigen, die ich Freunde nenne, werden jeden, den ich liebe, als einen auch ihnen Zugehörigen anerkennen."

So sagte ich; der Mann glaubte mir, schlug in meine dargereichte Hand, und, Freund, würden die, für die ich mich verbürgte, mein Wort Lügen gestraft haben?

Wir waren im Eifer dieser Verhandlung über die Waldzone der aiguilles rouges hinausgekommen, ohne daß wenigstens ich bemerkt hätte, wie an den jenseitigen Bergen weiße Dunstnebel auf und nieder stiegen und nur dann und wann noch ein klarer Gipfelblick zum Durchbruch kam. In anderer Stimmung würde dieses schleierhafte Heben und Senken, dieses Widereinanderstreiten luftiger Dämonen mir ein gefangennehmendes Schauspiel gewesen sein. Ich würde nötigenfalls in der kleinen Herberge auf der Flegère übernachtet und die Partie selbst dann nicht aufgegeben haben, wenn für den andern Morgen statt des Blickes auf das Eismeer der auf ein Nebelmeer mir in Aussicht gestellt worden wäre. Heute entschied ich mich halben Wegs freudig zur Umkehr. Die Angelegenheit, die mir plötzlich wie eine Glückslotterie am Herzen lag, konnte vor Abend noch zum Austrag kommen, und frohlockenden Herzens vernahm ich, daß gegen Erwarten auch Freund Bertrix nach dem raschen Entschlusse einem raschen Vollzug zusteuerte. Er mochte, wie heimlich ich selbst, sich scheuen, die Sache ernüchternd zu beschlafen oder von denen, welche sie nächst uns anging, beschlafen zu lassen.

Auf dem Rückwege verständigten wir uns über das notwendig Nebensächliche. Es galt kein Geschäft mit weitläufigem Apparat, zumal da der Vormund und Pfleger des Kindes zugleich Maire des Weilers war. Mit dem Herrn

Curé, welchem ehrenhalber eine Stimme zugebilligt werden mußte, wurde eine Verständigung um so leichter vorausgesetzt, als der fromme Hirt – der unmittelbare Amtsnachfolger dessen, der jetzt père Anselme hieß – den Quellenfindling von jeher als ein räudiges Schaf in seiner Herde angesehen und seine anderweitige Unterbringung befürwortet hatte.

So ordnete sich alles nach Wunsch, und das einzige Bedenken, das sich mir, je näher wir dem Dorfe kamen, um so bänglicher aufdrängte, war, ob das Kind auch werde mit mir gehen wollen. Ich traute dem kleinen Geschöpf einen energischen Protest zu, und Papa Bertrix, ich merkte es wohl, tat es im Herzensgrunde auch.

„Wir müssen Muhme Matou zuvor gewinnen," sagte er. „Sie ist eine fromme Seele, und das Kind nimmt ihre Betsprüche auf wie aus Gottes Mund. Auch mein lustiger Amédée kann das Seine zu der Sache tun. Der Junge kujoniert seine kleine Marmotte nach Noten, macht aber doch mit ihr, was er will. Bei uns armem Volk, Madame, erzieht ein Kind das andere, und so hat auch mein Amédée nicht bloß wie ein Bruder mit der Schwester gespielt, er hat auch wie ein Mütterchen sie gefüttert und geführt, und die Kleine hängt dafür an ihm nicht bloß mit einer Schwesterseele. Ich hätte an eine Trennung der Kinder vor ihrer Reifezeit denken müssen, und auch darum, Madame, kann ich Ihren guten Willen nur als eine himmlische Fügung segnen. Denn wenn ich meinem Sohne auch keinen Hemmschuh anlegen will, er ist mein einziger, und mein Herzenswunsch bleibt es doch, daß er mein Gehülfe, wie dereinst der Nachfolger in meinem Amt und Hause werden möge."

In der Vesperstunde betraten wir den Hof des Bertrix-

schen Erbhauses. Das Höfchen und Häuschen müßte ich sagen, denn in solchen Talmulden ist alles dem Menschen Zugehörige eng bemessen und erscheint noch zwergenhafter neben den riesigen Bergen. Die breiten, hohen Hotels verdrießen das Auge daher als etwas Ungehöriges, wennschon die übrige Leiblichkeit es sich gern gefallen läßt, nach der Wanderungsmühsal in großen, luftigen Räumen auszuruhen und sich zu erquicken.

Bertrix führte das Maultier in den Stall, vor welchem die Fremdlingsblüte vom Seeufer sich entfaltet hatte. Die Tür stand offen; ein altes Mütterchen melkte die Kuh, die ihren Nachtkameraden mit wohligem Gebrüll begrüßte. Da ich es für geraten achtete, die Präliminarien zwischen Muhme und Neffen ohne Zeugen abschließen zu lassen, ging ich auf das Haus zu, in dem ich die Kinder vermutete.

Das Haus war, wie in unseren armen Gebirgsdörfern auch, ein Bau aus rohem Holz auf roher Steinunterlage, scheinbar recht wandelbar, doch aber, wie die Bewohner versichern, dauerhaft und warm. Die Tür führte unmittelbar in das einzige Zimmer des einzigen Stocks; die Schlafstellen, vielleicht nicht einmal getrennt, befanden sich auf dem Boden, zu dem im Zimmer selbst eine Leiter führte. In diesem Raume wurde sogar Sommers gekocht, auch für die Kuh und vielleicht für ein Schwein. Winters überdies noch Schule darin gehalten. Die Zahl der Schüler mochte allerdings nicht erheblich sein, denn der Weiler ist klein und die Prieuré nahe genug, daß, so denke ich, die älteren Kinder dort ihren Unterricht erhalten werden. Der Raum war mit Holz ausgekleidet, das der Rauch dunkel gebräunt hatte, indessen so sauber, wie es möglich ist, wenn ein altersschwaches Mütterchen mit Hülfe eines Kindes den Haus-

halt führt und eine Brut von Hühnern freien Zutritt hat. Ein einziges schmales Fenster gab dürftig Licht, die Decke war mit der Hand zu erreichen, über dem offenen Herdfeuer brodelte, der Augusthitze zum Hohn, der Kessel mit der Abendsuppe.

Indem ich, auf der Türschwelle innehaltend, dieses dürftige Heimwesen überschaute, malte ich mir das Entzücken meiner kleinen Alpentochter aus, wenn ich sie in das helle luftige Mädchenstübchen führen würde, das ich in Gedanken bereits für sie ausgewählt und ausgestattet hatte. Rosen blühten auf dem Fensterbrett, die süßen Trauben am Spalier konnte die Näscherin mit Händen greifen, im grünumrankten Käfig schmetterte ein Kanarienvogel. Die kleine Myrtille hatte gewiß noch keinen Kanarienvogel gesehen. A propos, Freund: gibt es im Chamonixtale überhaupt Vögel außer den Adlern, die über den Firnen kreisen, und den paar Hühnern und etwa Gänsen im armen Bauernhof?

Die Kinder waren nicht im Zimmer, nur der steinalte Großvater saß auf der Ofenbank, einem Gerippe ähnlicher als einem Wesen mit Fleisch und Blut. Aus den tiefen Augenhöhlen blitzte aber doch noch ein Funken von dem Spaßvogel Müseau, wenn es auch nur ein paar piepsende Küchlein waren, mit denen er lustig Zwiesprach hielt, er bald dem einen, bald dem anderen ein Krümchen von seinem trocknen Vesperbrote zuwarf.

Sobald er mich gewahr wurde, nickte er zutraulich mit dem Kopfe, was, da der Kopf dabei unaufhörlich wie ein Perpendikel wackelte, einen gar verwunderlichen Rhythmus gab. Ohne meine Ansprache zu erwarten, hob er mit meckernden Greisenlauten, aber noch immer geläufig, die Unterhaltung an; ich spürte seine Lust, statt der picken den,

piepſenden Kücken einen verſtändnisvollen Zuhörer zu haben. Er hielt mich für ein Individuum, das ſich behufs irgendwelcher Bergtour bei ſeinem Enkeleidam Rats erholen wollte, eine Erkundigung, die zu des Alten Zeit, wo an eine fiskaliſche Organiſation der Führerzunft noch nicht zu denken war, häufiger als jetzt, wenn juſt auch nicht von weiblichen Beſuchern, vorgekommen ſein mochte.

„Der Bertrix iſt noch nicht zurück, Madame," ſagte er. „Ich kann Ihnen aber ſo gut wie der Bertrix Auskunft geben. Ich bin fünfzig Jahre früher als er Führer geweſen und ebenſooft wie er oben auf dem Monarchen, auch ebenſooft rund um ihn herum. Das Geſchäft wird freilich anjetzo in einem Jahre flotter betrieben, als meiner Zeit in zehn; dafür kommen anjetzo aber auch zehn Führer auf einen in meiner Zeit. Ich aber und der Bertrix ſind von altem Namen."

Und nun erzählte er mit jener deutlichen Erinnerung, die aus ſeiner Frühzeit in dem älteſten Menſchen haftet, von dem oft geſcheiterten und endlich doch geglückten erſten Erklimmen des Montblancgipfels durch Jacques Balmat, dem ſein Souverän dafür den Ehrennamen Montblanc verliehen hatte. Als aber Jahrs darauf der gelehrte Herr aus Genf – Namen und Jahreszahl wußte der Alte freilich nicht anzugeben; Sauſſüre und 1786 werden indes wohl die richtigen ſein, nicht wahr, Albrecht? – als demnach Herr Sauſſüre zu genauerer Erforſchung hinaufgeſtiegen war, da ſollte der Vater des Müſeau unter den achtzehn Führern geweſen ſein, die ihn geleiteten, und Müſeau Sohn wollte ſich heimlich als Mitläufer eingeſchmuggelt haben. Die Teilhaberſchaft an dieſer Glorie mag für eines der Phantaſieſtücklein des alten Spaßvogels genommen werden. Daß

er aber in das allgemeine Freudengeschrei bei der glücklichen Heimkehr aus Leibeskräften eingestimmt, wird aus psychologischen Gründen nicht bestritten werden dürfen. Die Glocken der Prieuré hat der eingeborene Knabe des Tales gewißlich läuten hören, und auch das Textwort, das der Herr Curé dem kirchlichen Dankamte untergelegt hat, braucht nicht bloß durch Tradition auf ihn gekommen zu sein. Es war an Petri Kettenfeier, dem Tage auch der heldenmütigen Makkabäer, daß der Aufstieg unternommen ward; und daß es zufällig heuer wieder ein erster Augusttag war, an dem der Greis mir das größte Ereignis seines Tales erzählte, darum mag er es vielleicht sich so lebhaft vergegenwärtigt haben. Das Kalenderdatum hing ja in mächtigen Lettern an der Wand.

„Der gelehrte Herr aus Genf ist unser Wohltäter geworden," sagte er darauf. „Denn da ich noch ein Bube war wie mein Amédée – er ist von meinem Blut, Madame, und es großvatert sich in dem Schelm –, wo fragte da ein Teufel nach dem Chamonix? Und nichts für ungut, meine schöne Dame" – er sagte wirklich „schöne", Albrecht –, „erklären Sie mir nur einmal, worin eigentlich der Spaß besteht für Ihre großen Mylords und sogar feinen Myladies, über Schnee- und Eishaufen, die sie Winters mit aller Bequemlichkeit und ganz umsonst aus ihren Fenstern betrachten können, zur Sommerszeit mit Lebensgefahr und mit schweren Unkosten hinwegzuklettern und hineinzugucken in den Nebeldunst und weiter nichts. Denn ein Heidengeld kostet's, Madame, das sage ich Ihnen im voraus, und wenn das liebe lange Jahr hindurch Juli- und Augustmonat wären, dann würden wir Führer reiches Volk, wie die Goddams über dem Meere. Aber was ich sagen wollte:

da ich ein Junge war wie mein Amédée, da sah's noch erbärmlich aus im Tal, und ich dachte an nichts anderes als: fort über die Berge und hinaus auf die See, von der ich unseren Herrn Cüré als von dem allergrößten Weltwunder hatte erzählen hören. Da auf einmal sticht so einen reichen Millionär der Hafer, und anstatt sein Geld wie bisher in seinem Schlosse zum Fenster hinauszuwerfen, klettert er füßlings hinauf in das Chamonix und wirft's unserem alten Monarchen an den Kopf, und ein Narr macht ihrer zehn, und die zehn machen ihrer hundert und so immer fort bis in die Tausende hinein. Wir aber im Tal lesen die blanken Füchse auf und sind aus unserer Not. Das ist so unseres Herrgotts Manier. Wenn das Erbarmen mit uns Ärmlingen ihn beschleicht, da erzeugt er in den Reichlingen eine Marotte, und die Marotte wirkt in der Menschheit wie der Sauerteig im Brot; Naturgenuß nennen die Mylords mit vollem Beutel diese neue Marotte. Einer von ihnen hatte sich sogar, als ich jung war, drüben auf dem Montanvert, da wo anjetzo der Pavillon steht, ein Lustschloß erbaut und mit großen Lettern daran geschrieben: „A la nature." Ich habe die Inschrift selber noch gelesen, Madame. Wenn ich aber zu jener Zeit mir ein Lustschloß hätte bauen können, das hätte in einer Landschaft stehen müssen, wo, soweit das Auge reicht, der Wind über Weizenäcker bläst, mit Halmen so groß, daß ein ausgewachsener Mann darin Versteckens spielen kann, und wo die Äcker aufhörten, da strömte das Meer, und Tausende von Schiffen schwämmen darauf herum. Das wäre mein Naturgenuß gewesen, Madame. Matrose hätte ich werden mögen, wie mein Amédée partout Kutscher werden will oder Kurier. Weil es aber anjetzo bei uns im Tale für

den Führer ein braves Stück Geld zu verdienen gibt, da frage ich doch, warum mein Amédée den schönen Verdienst einem anderen vergönnen soll, da er doch der Letzte ist vom alten Stamm? Mit mir war's, da ich Matrose werden wollte, was anderes, Madame. Mich hungerte, und ich kletterte barfüßig zwischen Eis und Geröll. Ich bin aber doch niemals über das mer de glace hinausgekommen, nicht einmal hinunter an den Lemansee, wie doch schon verwichenen Herbst mein Amédée. Da es mir nun aber einmal nicht anders beschert gewesen ist, da danke ich dem hohen Himmelsherrn doch alle Tage, daß er mich in meiner Jugend nicht, wie den großen Propheten, von einem Haifisch hat verzehren lassen. Denn wie toll auch mein Verlangen in die weite Welt hinausschweifte, in das Grab hinuntersteigen und aus dem Grabe in den hohen Himmel hinauf, hätte ich doch allezeit nur in meinem Tale gemocht."

Wie viel weniger abgeblaßt, dürr und steifleinen, als im feierlichen Hochdeutsch würde dich dies Fragment eines Plauderstücks angemutet haben, hätte ich es dir im Patois des alten Montblancführers oder allenfalls auch in der Mundart unseres Reuter vorzutragen vermocht. Denn es gilt von der Sprache des Volks, und wäre es unseres eigenen Volks, was unser feinster Sprachmeister von jeder Unterhaltung in fremden Sprachen behauptet, und es war ja auch auf einer Schweizerreise, daß er seiner Erfahrung Ausdruck gab.

„Man erscheint in einer fremden Sprache immer albern, weil man nur das Gemeine, die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd auszudrücken vermag. Denn was unterscheidet den Dummkopf von dem geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegen-

wart schnell, lebhaft, eigentümlich ergreift und mit Leichtigkeit wiedergibt, während jener, gerade wie wir es in einer fremden Sprache tun, sich mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen begnügt."

Wäre mit dieser Unterscheidung, Freund Dichter, nicht gleichzeitig die des guten und des schlechten Novellisten ausgedrückt? Beide behandeln so ziemlich die gleichen Gegenstände; die Erfindung hat ihre Schranken, auch die Charaktere sind meistenteils dagewesen. Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne, wie im Menschengemüt. Erst der Vortrag hebt die Beschränkung auf und läßt das Dagewesene jung und neu erscheinen. Denke dir die Wahlverwandtschaften von Kotzebue oder Lafontaine erzählt!

Gestern noch würde ich den Jugenderinnerungen des Großvaters Müseau stundenlang mit Vergnügen zugehört haben, zumal wenn es unter freiem Himmel und nicht in der dumpfen Stube neben dem schmauchenden Herdfeuer hätte geschehen können. Wer weiß, ob sich durch väterliche Tradition, oder etwa die Reliquie eines der ersten blanken Goldfüchse, die dem Monarchen zwar nicht an den Kopf geworfen, aber doch zu Füßen gelegt worden sind, nicht eine Spur hätte auffinden lassen von jener genialsten Freundesreise, welche jemals Dichter und Fürst mitsammen unternommen haben und über deren Erinnerung so leicht kein Deutscher, der in das Arvetal steigt, hinwegkommen wird. Auf der Welt gewesen war der Sohn eines der ersten Montblancführer 1779 jedenfalls, obschon er, als ich ihn nach seinem Alter fragte, einen seiner Späße machte oder radotierte, indem er mir zur Antwort gab: „Wenn wir wieder Lichtmeß schreiben, schreibe ich hundert."

In meiner heutigen Ungeduld unterbrach ich sein Ge-

plauder mit der Frage nach den Kindern. Sie waren zur Prieuré gegangen; Amédée, um den gegen Abend eintreffenden Reisenden seine Dienste bei der Gepäckbeförderung und dem Suchen eines Unterkommens anzubieten, Myrtille bloß dem Amédée zur Gesellschaft, da ihr Chansonnier zur Abwechslung heute die Badegäste von St. Gervais mit seiner Kunst regalierte.

Also auf Warten angewiesen, nutzte ich die Zeit, um zunächst den Patriarchen der Familie zum Vertrauten und womöglich Helfershelfer meines Planes zu machen. Er hörte mir zu ohne merkliche Freude oder merkliches Leid. Die Myrtille ging ihn nichts an; sie war nicht von seinem Blut, ein armer Champi und im Grunde ein unnützer Brotesser im Haus, wenngleich er, wie er eingestand, in betreff der Beköstigung um der Kleinen willen nicht knapper gehalten werde als zuvor. Aber freilich, zu Zeiten der guten Marie hatte alles Essen weit besser geschmeckt, und eine galette wie die gute Marie brachte die alte Betschwester Matou vollends gar nicht zuwege.

Die gute Marie, wie Kind und Greis sie nannten, die gute Marie! Mir schlug das Herz bei dem Namen, und da derselbe ohne mein Zutun in Erwähnung gebracht worden war, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, den schwatzhaften Alten nach diesem mir vor allen anderen wichtigen Mitgliede der Familie Bertrix auszuhorchen. Ich tat es vorsichtig, wennschon mit heimlichem Skrupel. Kaum zwei Stunden war es her, daß ich gelobt hatte, die Windel, in welche eine Blöße gehüllt worden war, nicht zu lüften!

Zur Strafe war denn auch die Ausbeute meiner Neugier mäßig genug. Großvater Müseau schien so wenig ein lästersüchtiger Hypothesenjäger, als menschenfreundlicher Hans

in allen Gassen. Marie Bertrix, so wenig wie Myrtille de la source, waren von seinem Blut und der ersteren Wirtschaftsführung im Haus zu lange Zeit her, um sich noch genau darauf zu besinnen. Greisen wie diesem dünken zehn Jahre lange, aber achtzig Jahre kurze Zeit. Wissen denn auch nicht schon wir auf des Lebens Mittelhöhe, Freund, welch blasse Spuren die jüngsten Erfahrungen uns hinterlassen, während die ältesten frisch und kräftig in unserem Gedächtnisse haften?

So mußte ich mich denn damit begnügen, daß die Leute erschrecklich viel Wesens von der Marie Bertrix, als dem schönsten Mädchen im Tal, gemacht, daß sie den Großvater Bertrix rechtschaffen verpflegt und den besten „Platz" – galette – gebacken habe, der in les Praz jemals gebacken worden sei. Nachdem sie den Amédée gründlich auf die Beine gebracht, sei sie plötzlich wieder auf und davon gewesen, ohne Adieu, mitten in der Nacht, als der Großvater schlief. Der Großvater hatte gehört: zurück nach Genf, wo sie schon früherhin eine Zeitlang in Dienst gestanden und wo freilich weit mehr Geld als im Tale zu verdienen war, und nicht lange darauf habe es auf einmal geheißen, sie wäre tot, im Hause aber hantiere seitdem die alte Matou.

Ich hatte dem Großvater, um mich in seine Gunst zu setzen, eine Schokoladentafel geschenkt, die ich mir als Wegzehrung mitgenommen, die aber bei der kurz abgebrochenen Partie nicht zur Verwendung gekommen war. Nun leckte er an dem ungewohnten Genäsch, schnalzte mit der Zunge und klopfte sich behaglich auf den Bauch; das Erzählen wurde Nebensache, bald nur noch ein Lallen, und nach dem letzten Brocken nickte das alte Kind ein. Wie es so dasaß, zusammengekrümmt, mit offenem Munde, die Lider nur

halb geschlossen über dem Weiß der Augen, die in tiefen schwärzlichen Höhlen versunken lagen, ja, da war es, bei Gott, ein grauenerregendes Menschenbild.

Und doch gehörte Großvater Müseau noch nicht zu den völlig abgelebten Greisen, welche dem Glauben an einen persönlichen Wiederanfang im Jenseits so viel Schwierigkeit machen. Ihm blieben, außer dem gesunden Appetit und Schlaf, ein frischer Sinnenrest, ein Zug des Bluts, rege Erinnerungen aus seiner frühesten Zeit, eine allzeit frohe Laune – und wie manchem, der mehr besessen hat als er, schwinden auch die. Fürwahr, man müßte solch ein Patriarchenalter als die härteste aller irdischen Prüfungen ansehen, härter sogar als Krankheit und Tod, wenn die Patriarchen selbst nicht die Last ihrer Jahre mit einer Lebenslust trügen, welche der Jugend nur allzuhäufig erlischt. Unheimliches Rätsel der Natur, diese Freude am Sein, wo alle Freude des Seins auf die Neige gegangen ist!

Hältst du es nun aber nicht für eine Verkehrtheit der Erziehung, wenn den Kindern das hohe Alter als das Stadium der Weisheit angeführt wird, das der erlangten Reife, welchem der Zoll unbedingter Hingebung gebühre? Gibt das nicht schweren Irrtum und rechtfertigt nahezu das Abwenden von einem vermeintlichen Ausnahmezustande, der Gottes Ordnung zuwiderläuft? Wie das Christentum überhaupt in seinen Pflichtgeboten nicht Ehrfurcht vor der Menschennatur, sondern Erbarmen mit ihrer Unvollkommenheit und Ergänzung derselben durch die Liebe zur Voraussetzung hat, so sollten wir vor allem statt der Ehrfurcht Mitleid und schonende Geduld mit den Greisen dem kindlichen Gewissen einprägen, und das zumeist, wenn die Greise unsere Ahnen sind. Denn die Dankbarkeit allein tut es nicht. Sie

ist eine schwere Tugend, und keine Wohltat wird leichter vergessen als die, welche dem stärksten, weil natürlichsten Triebe, dem der Eltern zu ihren Kindern, entsprang. Eben darum, weil ein selbstsüchtiges Abwenden von den Gebrechen des Alters der Jugend in ihrer Kraft und Fülle natürlich ist, darum hat der weise Menschenkenner auf dem Sinai der Erfüllung des vierten Gebotes die Verheißung für das Diesseit gegeben, eine Erfüllung, welche den größten Kulturfortschritt innerhalb der Familie bezeichnen würde und gegen welche auch heute noch mehr wie gegen jede andere gefrevelt wird. Seine Kinder liebt auch der roheste Mensch; aber unsere heidnischen Vorfahren schlugen ihre Eltern, sobald sie die Schwachheit des Alters an ihnen wahrnahmen, tot, und überseeische Wilde machen heute noch nicht bloß aus ihren Feinden, sondern aus ihren Greisen ein Mahl. Wie es aber bei uns, die wir uns Christen nennen, durchschnittlich mit dem Gebote, das die Verheißung hat, bestellt ist, das bekundet nicht bloß der alte Wahrspruch über dem Stadttore von Jüterbog, sondern jeder Blick in ein Altenspittel und das landläufige Sprichwort, daß eine Mutter wohl zehn Kinder aufbringen kann, zehn Kinder aber nicht eine Mutter würdig versorgen können.

Während ich nun, am geöffneten Fenster der dumpfen Schulstube von les Praz stehend, auf das atmende Gerippe im Herdwinkel blickte und jenen moralischen oder unmoralischen Betrachtungen Raum gab, da überkam mich eine aufrichtige Hochachtung für meinen neuen Freund Bertrix; nicht weil er einen verlassenen Findling an sein Herz genommen hatte, sondern weil er zwei hülflose Greise mit so viel Schonung unter seinem Dache hegte. Im Herzensgrunde aber schmeichelte es mir dennoch, daß ich dem Kinde,

welches ich dem hehren Beispiel und der Betätigung jenes segenverheißenden Pflichtgebotes zu entziehen trachtete, wenn überhaupt, so doch berechenbar erst in weiter Ferne, solche heilsame Übung würde zuzumuten brauchen. Hätte ein Spiegel in der Stube gehangen, würde ich mich an dem Anblick meiner blonden Locken geweidet haben, weil bis dato noch kein silberner Faden sich zwischen ihr Gold gemischt hatte.

Wie vorhin der Neugier, so sollte indes auch dieser Eitelkeit die Strafe auf dem Fuße folgen, als die Tür kaum hörbar geöffnet wurde und auf ihrer Schwelle ein Mütterchen erschien, gebeugt, wie sie stand, in Wahrheit nicht viel größer als die kleine Myrtille. Die Hände waren kreuzweis über der Brust gefaltet, die Augen blöde, aber groß und rund wie unschuldige Kinder- oder Nonnenaugen; sie blieben eine Weile starr auf mich gerichtet, als ob sie meinen heimlichsten Seelenwinkel erspähen wollten, und von der Anstrengung des Spähens liefen sie über. Dann wankte das Mütterchen auf mich zu, fiel vor mir nieder, küßte meine Hand und sagte weiter nichts als:

„Haben Sie das Kind lieb, gute Dame. Es schlummert ein Engelchen in dem kleinen Herzen."

Mère Matou schluchzte, und ich schluchzte mit. Ich hätte ihr sagen mögen:

„Behalte dein Kind, ich kann ihm nicht eine Mutter sein, wie du es bist."

Aber der Egoismus war stärker. Nachdem ich meine Tränen hinuntergeschluckt, Matou die ihren an der Stallschürze getrocknet hatte, wiederholte ich nur, was ich zuvor Vater Bertrix gelobt hatte, vielleicht mit etwas bewegteren Worten und dem Versprechen, daß sie im

nächsten Sommer ihren Liebling im Tale wiederſehen ſollte.

Sie ſchüttelte langſam den Kopf und ſagte mit jener Zuverſicht, die einen tröſtenden Widerſpruch nicht aufkommen läßt:

„Ich werde das Kind nicht wiederſehen, meine Stunde iſt nah. Die liebe Himmelsmutter hat Sie zu rechter Zeit in das Tal geſchickt, gute Dame. Wie Sie den armen Findling im Herzen tragen, trägt im Herzen der hohe Heiland Sie.“

Nach dieſen Worten klomm das Mütterchen die ſteile Leiter hinan, und Bertrix trat in das Zimmer. Wir kamen überein, daß, das Abſchiedsbangen abzukürzen, alle Partien, die ich mir vorgenommen hatte, auf einen ſpäteren Beſuch des Tales verſchoben und Rückreiſe ſamt Entführung ſchon andern Morgens angetreten werden ſollten. Die Matou, welche während unſerer Verhandlungen wieder herabgekommen war, nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

Sie trug einen Haufen vergilbter Kinderwäſche und bunter Lümpchen im Arm, die ſie auf dem Tiſche ſorgfältig glättete und dann mit zitternden Händen in ein Bündel zuſammenpackte. Ich bat ſie, die Mühe zu ſparen, da ich morgen in Genf alles zur Reiſe für die Kleine Erforderliche leicht beſchaffen könne. Die Alte ſchüttelte langſam, nach ihrer beſonderen Weiſe, den Kopf und ſchlug die großen, runden Augen zu mir in die Höhe.

„Es iſt das Zeug, welches dem Kinde zum letzten Male von ſeiner Mutter angelegt worden iſt.“

Sie hatte die Worte nur gehaucht; es gibt aber ein Hauchen, das lauter mahnt als Glockenton.

Ich drückte ſchweigend die bebenden Hände an mein

Herz; Bertrix ſtand regungslos am Fenſter, den Rücken uns zugekehrt; der alte Großvater atmete unhörbar im Schlaf; mir war, als ob ein ſeliger Geiſt uns umſchwebte.

„Die Kinder kommen!“ rief endlich Bertrix, das Zimmer verlaſſend. Die Matou folgte ihm. Ich erinnere mich weniger Minuten, in welchen mir das Herz in gleicher Spannung geſchlagen hätte. – – –

Aber die Plauderbogen ſchwellen unter meiner Hand. Ich ſpüre, Freund, in dir eine Anwandlung von jener himmliſchen Macht, die wir, sans phrase, Langeweile nennen. Die Sache – um mich meinem Helden Amédée gemäß auszudrücken – die Sache iſt nämlich die: es hatte ſich während des Schreibens, ohne daß ich im Eifer der Erinnerungen es gemerkt, jach wie es in den Alpentälern die Regel iſt, ein Gewitter zuſammengezogen und entladen mit obligatem Regenſtrom und Arvebrauſen. Ich ſaß im Chalet der Kaiſerin gebannt, während mich doch die Unruhe der Erwartung hinaus, die Talſtraße aufwärts trieb. In ſolchem Unbehagen iſt es nun ein Kitzel, ſich einen Leidensgefährten, ſei es auch nur einen entfernten, zuzugeſellen. Nun, da die Wolken ſich zu brechen beginnen, habe ich es indeſſen gnädiger mit dir im Sinn.

Um es alſo kurz zu machen: wir nahmen dem Kinde ſein Ja über dem Kopf hinweg. Mutter Matou liſpelte fromm, Vater Bertrix mahnte laut und verſtändig; ich lockte mit der Ausſicht auf Roſen und Trauben, Freund Amédée mit Späßchen nach Großvaters Art. Von vornherein und mir in das Ohr hatte dieſer hoffnungsvolle Jüngling etwelche Einwendungen gegen mein Projekt zu erheben gehabt.

„Die Myrtille iſt zu ſimpel,“ hatte er geflüſtert, „ſie

paßt nur in das Tal. Brauchen Sie nicht lieber einen Kutscher, Madame?"

Da ich jedoch bekennen mußte, daß ich leider nicht reich genug sei, um mir Equipage zu halten, schien er dieses bescheidenere Los dem Kinde für angemessen zu erachten. Er hatte hinter jedem Chamonix-Besucher einen heimischen Marstall vorausgesetzt, und ich mochte tief genug in seiner Schätzung sinken.

Für Myrtille selbst, die, was Sich-Trennen heißt, noch nicht erfahren hatte, handelte es sich um eine Reise in der Art, wie ihr Amédée sie voriges Jahr nach Genf gemacht hatte, und da sie diese Reise unternehmen sollte in Gesellschaft der guten Dame, der die Centimestücke so flott von Händen gingen, freute sie sich darauf mit Kinderlust. Einmal jedoch fragte sie mich nachdenklich, ob dort, wo mein Haus stehe, auch der Monarch zu sehen sei? Da ich die Frage leider verneinen mußte, verpflichtete der auch geographisch instruierte sous-maître von les Praz mich zu lebhaftem Dank, indem er das dumme Kind belehrte, daß dort, wo ich wohne, tausendmal schönere Berge als der alte, kahlköpfige Monarch zu sehen seien, Weinberge und solche, auf denen Nußbäume wachsen, und so weiter. Wenn sie aber nach Eis und Schnee Verlangen trage, so könne Madames Gegend auch mit solchen aufwarten, nämlich im Winter; und sobald der Winter vorüber sei – –

„Dann kommt Bruder Amédée und besucht seine kleine Myrtille," fiel ich ein.

„Ganz gewiß, Madame," bekräftigte Mosjö Amédée mit einem herzhaften Händedruck. „Das heißt, wenn ich bis dahin noch nicht Kutscher geworden bin."

„Nein, Führer," widersprach die Myrtille.

„Nein, Kutſcher," beharrte Amédée, und während dieſes mir nicht mehr ganz neuen freundſchaftlichen Disputs brach ich auf, begleitet von Bertrix, der meine Angelegenheit mit dem Herrn Cüré zu erledigen hatte.

Am andern Morgen ſtand das Wägelchen angeſchirrt, das uns nach Sallanches, bis wohin die Genfer Diligence damals nur fuhr, bringen ſollte. Ich ging reiſefertig und angſtvoll wartend vor der Tür des Hotels auf und ab. „Es iſt ihnen über Nacht leid geworden, ſie kommen nicht," dachte ich und ſtand im Begriff, den Wagen fortzuſchicken. Da kamen ſie. Mutter Matou am Stock, das Bündelchen unter dem Arm, und das Kind, das, von ihrer Hand ſich losreißend, mir luſtig entgegenſprang. Bertrix war, wohlüberlegend, während die Kleine noch ſchlief, aufgebrochen, um ſeinen Mylord nach dem Brévent zu führen, und hatte den Amédée mitgenommen. So fiel eine Abſchiedsſzene fort. Myrtille war es gewohnt, Vater und Bruder tagsüber ſelten zu ſehen, ſie dachte nur an das geheimnisvolle Etwas, das eine Reiſe hieß.

Auch die Matou hielt ſich tapfer. Sie ſprach kein Wort; war ſie doch niemals eine Sprecherin außer zu den Himmliſchen, die ſie nicht ſah. Nur die runden Kinderaugen redeten, als ſie mir das Bündelchen reichte. Sie weinte nicht, küßte das Kind auch nicht, ſchlug ihm nur wiederholt das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Bruſt, und als die Kleine munter, mir voran, in den Wagen kletterte, ſchlug ſie das Zeichen noch einmal in die leere Luft.

Die Pferde zogen an; ehe ſie um die Straßenecke bogen, blickte ich noch einmal zurück. Die alte Frau hatte den Stock zu Boden fallen laſſen und lag auf den Knieen, beide Arme nach uns ausgeſtreckt. Wiederum durchzuckte es mich,

umzukehren und zu ſagen: „Behalte dein Kind, bis Gott dich ruft, dann will ich es von dir erben.“ Aber die Myrtille rief eben einem ihrer barfüßigen, kleinen Geſangskameraden fröhlich zu, daß ſie eine große Reiſe mache, von der ſie ihm etwas recht Schönes mitbringen werde – und der Wagen rollte um die Ecke, dem Mütterchen außer Sicht.

Die erſte Wagenfahrt! Welch eine Seligkeit für mein neues Töchterchen! Die mahnenden weißen Berge lagen uns im Rücken; ein reizvoller Wechſel der Szenerie uns im Angeſicht. Myrtille hatte ein offnes Auge, eine ſtaunende Frage bei jedem neuen Bild. Vor den Waſſerſtürzen bei Gède jauchzte ſie laut auf. Kam ein elender Weiler uns in Sicht, rief ſie erwartungsvoll: „Da iſt Genf!“ Eindruck verdrängte den Eindruck, Freude die Freude. Freude pulſte auch in meinem Herzen. In Sallanches wurde ein Imbiß genommen, der mindeſtens meiner Begleiterin trefflich mundete, dann raſch die harrende Diligence beſtiegen. Juſt als wir unſere Plätze eingenommen hatten, ſtürzte, außer Atem, Myrtillchens würdiger Meiſter, der Chanſonnier, vor das Hotel, leider zu ſpät, um auch die talabfahrenden Reiſenden mit ſeiner Kunſt zu erquicken. Die Kleine ſprang auf und winkte ihm zu; er bemerkte es nicht; ſein Name war ihr unbekannt, „Monsieur, Monsieur!“ rief ſie. Er hörte nicht. Um ihm aber doch ihr ſtolzes Reiſeglück erfahren zu laſſen, ſtimmte ſie mit heller Kehle und ausgebreiteten Armen ſein Leiblied an:

„Adieu, charmant pays de France!“

Da mir einigermaßen bänglich zumute ward, ſchob ich ablenkend einen Frank in ihre Hand, ſie warf ihn ihrem Gönner zu, er ſtutzte über die ungewohnte reiche Ernte, blickte in die Höhe und ſchwenkte ſeinen Hut. Die Sängerin

nickte, lachte und klatſchte in die Hände; das Gefährt ſetzte ſich in Bewegung: „Adieu, charmant pays de France!“ ſchallte es von der Straße her ihm nach, und weiter ging es.

Die Diligence war dicht beſetzt. Das muntere, braune Kind in ſeinem ärmlichen Aufzuge erregte vielſeitiges Intereſſe; von vorwärts und rückwärts, von rechts und links wurde es ausgefragt und war niemals um eine Antwort verlegen. Immer Lockenderes gab es anzuſtaunen; das Faucigny iſt ja ein reizvoller Erdenfleck; die prächtigen, alten Nußbäume brachen faſt unter ihrer Früchtelaſt. Ach, wenn die Nüſſe doch reif geweſen wären und Myrtillens kleine, weiße Zähne ſie alle, alle hätten knacken können!

Als wir zum letzten Male über die Arve fuhren, ſtand auf der Brücke eine Säule und auf der Säule ein Mann, „ein guter König“, wie ein gefälliger Nachbar der verwunderten kleinen Reiſegefährtin erklärte. „Wird der gute König denn aber nicht müde?“ fragte ſie mitleidig und dann zu mir gewendet: „Muß der gute Kaiſer Napoleon auch immer auf einer Säule ſtehen, Madame?“ Wie würde Mosjö Amédée über das dumme Kind gelacht haben!

Auf dem Platze, wo die Pferde gewechſelt wurden, gab es gute Pfirſiche und Trauben, und vor einem Café prangte eine Reihe Oleanderbüſche über und über mit vollen roſigen Blüten bedeckt. Das mußte ja Genf ſein, die Zauberſtadt ihres Amédée. Aber es war erſt Bonneville; die Kleine mußte ſich gedulden, wurde allmählich ſtill, müde und ein bißchen blaß.

Endlich hielten wir in Genf. Es war noch früh am Nachmittag. Hätte ich nun raſch einen Fiaker zum Bahnhofe genommen, der Neuheit der Wagenfahrt unmittelbar die Neuheit der Dampffahrt folgen, mein Töchterchen die

Gebirgszone im Kupee verſchlafen, es im Flachlande erwachen laſſen und ohne Aufenthalt weiter entführt bis in mein kleines, behaglich ſtilles Haus, dann, ja dann, Freund, würde mein Kindergeſchichtchen einen anderen Ausgang genommen haben. Ob einen froheren oder trüberen – wer weiß es? Jedenfalls aber nicht den, daß ich es dir heute zum erſten Male erzähle. Aber die zärtliche Mama meinte ihrem Töchterchen ſeine Wundererwartungen von Genf befriedigen und ihm eine Ruheſtation gönnen zu müſſen, ſie hatte überdies etliche dringende Obliegenheiten mütterlicher Eitelkeit zu erledigen und konnte ihr „vernünftiges Prinzip“ mit Sack und Pack doch auch nicht im Hotel ſitzen laſſen.

So gingen wir denn, nachdem wir in der Chamonixſtraße aus der Diligence geſtiegen waren, ohne den Kai zu berühren, in das Innere der Stadt, Wäſche, etliche Anzüge und dergleichen mehr für den kleinen Reiſeneuling einzukaufen. Der ungewohnte Staat brachte indes nur einen mäßigen Eindruck hervor, und das Geld für eine große Puppe war trotz ihrer blonden Locken und ſich verdrehenden Augen ſchlechthin aus dem Fenſter geworfen. Der arme Quellenfindling, der niemals mit einer Puppe geſpielt hatte, wußte ſich den Zweck des angeputzten, toten Balges abſolut nicht zu erklären. Die Erziehung zum Puppenſpiel muß eben in der Wiege beginnen wie alle Erziehung, Freund Vater. Auch eine reichgefüllte Zuckertüte verfehlte ihren Zweck, da die wechſelnden Reiſegenüſſe den kleinen Magen bereits mehr als zuträglich geſättigt hatten.

Überhaupt entſprach die Wunderſtadt, die im ganzen Chamonix-Tale nicht Platz haben ſollte, Freund Amédées geiſtreichen Schilderungen nicht entfernt. Die engen Gaſſen

mit ihrem Menschengewühl, die turmhohen Häuser mit den ragenden Schornsteinröhren erweckten schier Grauen, und wo waren die Rosen, die Trauben, das himmelblaue Wassermeer mit den weißen Vögeln, die nur schwimmen, nicht hoch wie Adler fliegen können? Das arme Dorfkind schmiegte sich ängstlich an meine Seite und flüsterte:

„Ich habe mir Genf anders gedacht, Madame."

„Warte nur, Herzchen, das Beste kommt noch," tröstete ich.

Indessen wurde die Kleine immer matter und matter, das Schuhwerk drückte auf dem ungewohnten Pflaster, sie gähnte und stöhnte laut. Ich gab manchen noch wünschenswerten Einkauf auf, bestieg mit meinem kleinen Anwesen einen Fiaker und beorderte ihn nach dem Hotel des Bergues. Kaum auf dem Sitz, fielen dem Kinde die Augen zu, bald schlief es so fest, daß es nicht zu ermuntern war, als wir vor dem Hotel stillhielten und Duenna Christiane, die mit dem unvermeidlichen Strickstrumpf vor demselben spazierte, es aus dem Wagen heben und die Treppe hinan in mein Zimmer tragen mußte. Die Last war nicht zu schwer für die hünenhafte Gestalt, trotz ihres ergrauenden Haars. Wir legten das Kind auf mein Bett und ließen es ein Stündchen ruhen.

's ist lange her, mein Kamerad; im stillen magst du aber doch noch manchmal lächeln ob deiner grimmigen Wut, dem Fäusteballen und Zähneknirschen, wenn unser „vernünftiges Prinzip", dazumal schlechthin „Muhme" genannt, die erhabensten unserer romantischen Projekte, vulgo Raupen, schnöde zuschanden machte. Als wir uns, zweiselig, zu einer Expedition nach der feuerspeienden Insel im Eismeer rüsteten und ich zu dem Zweck das Pelz-

pelerinchen, das mir der heilige Christ gebracht, zu einer Pudelmütze für dein teures Haupt umzuarbeiten begann, hinterbrachte sie den Frevel an Mama, und da das wichtigste Ausrüstungsstück meinen Händen entrissen, unterblieb die glorreiche Expedition. Als wir späterhin mit der schwierigen Organisation einer Schauspielertruppe bis auf die Ausführung fertig geworden waren, drohte die Horcherin gar mit der Polizei, und auch dieser herrliche Plan blieb ein Luftgespinst. Da ein „vernünftiges Prinzip" nun nicht wandelbar ist wie holde Phantasien, wird es dich demnach nicht wundernehmen, daß nach zwei Jahrzehnten auch das mütterliche Vorhaben, für das ich um ihre Zustimmung warb, wenig Verständnis bei Muhme Christianens Logik fand, wenn sie heute auch an keine höhere Instanz als eben diese Logik zu appellieren wußte, um dasselbe zu hintertreiben. Man solle eines Kindes Wiege nicht verrücken, und Art lasse nicht von Art, meinte sie, in milder Umschreibung der ärgsten Hintergedanken; bei dem Hinweis auf das liebliche Bild meines schlummernden Engelchens sagte sie naserümpfend: der menschliche Gusto sei verschieden; nach ihrer Welterfahrung halte sie es für ein Kunststück, einen derartigen Haarwuchs glatt und gleich zu bringen; das dringendste Bedürfnis für das Engelchen dünke ihrer Vernunft ein Seifenbad, das zum Glück im Hotel zu jeder Stunde zu haben sei.

Diesen letzten Bedenken gab ich Beifall, und so wurde denn das braune Naturkind nach seinem ersten Erwachen auf seidenem Pfühl in eine Marmorwanne gesetzt, gründlich abgerieben und abgespült, ein Luxus der großen Welt, der jedoch mehr einen wehelichen als wohligen Eindruck machte. Ein laut ausgedrücktes Leidensstadium aber trat ein, als dar-

auf der schwarze Haarwald, der über der Stirn kraus in die Höhe stieg, gleichfalls geschwemmt, gekämmt, geölt und glatt in den Nacken hinunter gestriegelt wurde. Nachdem nun schließlich auch reines Zeug, gestickte Höschen und ein rosenrotes bauschiges Gewand samt Schärpe und Achselschleifen angetan worden waren, führte ich den zum Kinde der Gesellschaft umgewandelten Findling von der Quelle des Arveyron zur Bewunderung seines Selbst vor den großen Toilettenspiegel in meinem Zimmer und fragte schmunzelnd: „Nun, wie gefällst du dir, Myrtille?“

Ob im Schulhause von les Praz ein so wichtiger Kulturmesser, wie der Spiegel unbestritten ist, vorhanden gewesen – etwa in Taschenformat, versteckt in der Sonntagsbluse des Mosjö Amédée – läßt sich mit Sicherheit weder behaupten noch verneinen. Zuverlässig ist nur, daß die kleine Myrtille ihr Konterfei noch niemals in einem Glase geschaut hatte, und daß die grauen Strudel der Arve auch nicht zu eitler Bespiegelung nach Nymphenart verführt hatten. Sie stand daher eine lange Weile wie erstarrt vor dem fremden Menschenbilde sich gegenüber; dann fragte sie, die Augen ernsthafter denn je, aber die Lippen ohne Lächeln:

„Die geputzte Puppe da drüben, die soll ich sein, Madame?“

Und als ich zustimmend nickte, erklärte sie mit derselben sichtbaren Enttäuschung, die sie bei der Bekanntschaft von Genf geäußert:

„Ich habe mir mich anders gedacht, Madame.“

Der Wahrheit die Ehre zu geben: ich teilte den Geschmack oder Ungeschmack meines Töchterchens; die kleine geschniegelte Modedame gefiel mir lange nicht so gut, wie mir die

kleine, barfüßige Straßensängerin gefallen hatte. In den Augen der alten Kindermuhme aber war, wie echauffierend auch die veredelnde Prozedur gewesen, ein wüstes Waldteufelchen in die Reihe der nach Gottes Ebenbilde Erschaffenen erhoben worden, und sie begann, stolz ob ihrer Kunstfertigkeit, sich mit dem jüngsten Phantasiestücke ihrer Prinzipalin zu befreunden.

„Wird Amédée mich dann aber auch erkennen, wenn er mich so wiedersieht?" fragte die Kleine plötzlich in heller Angst.

„Du wirst ihm so geputzt erst recht gefallen," beruhigte ich. Im Grunde aber wurde mir allemal bange für mein neues Glück, wenn auf den roten Bengel die Rede kam, daher ich denn, die Erinnerung abzulenken, mein Töchterchen eilig in das Freie führte zur Hauptüberraschung: einer Bootfahrt auf dem See.

Da Duenna Christiane keine Freundin von Wasserpartien ist, mit Ausnahme derer in Scheuer- und Spülfaß, sie außerdem auch alle Hände voll mit Packen zu tun hatte, weil zu ihrer höchsten Befriedigung die Heimreise morgen mit einem der ersten Züge angetreten werden sollte, gingen wir beide allein nach der nächsten Bahnstation. Die Vesperstunde war hereingebrochen, ein buntes Treiben belebte den Kai; die elegante Welt promenierte, Equipagen rollten aufwärts und abwärts; ein Dampfschiff lief vom Stapel, ein anderes landete, alles das wirkte indes nur befremdend auf den kleinen Neuling an meiner Hand. Das Herz erhoben, die kindliche Phantasie überboten wurde ihm nur durch den Anblick des großen Wassermeers, dessen wogender Spiegel mächtiger blaute als die Grotte des Arveyron. Mit einem Schrei des Entzückens sprang das

Kind in den Kahn, und hier hob es zum ersten Male den Blick zur Höhe empor.

Der Uferrand, längs dessen wir segelten, lag schon im Abenddämmer, vom jungen Monde silbern angehaucht, drüben aber waren die savoyischen Felsen noch sonnig bestrahlt, und alle überragend hatte ich den Gipfel des Montblanc noch niemals in so glorreicher Majestät leuchten sehen.

Nein, niemals; denn ich sah ihn heute nicht mit eigenen Augen, aber mit denen des Kindes, das zu seinen Füßen geboren war und dessen Blicke wie verzaubert an einer himmlischen Erscheinung hafteten. Ein Schauer durchzitterte den kleinen Leib; unter dem fahlen Lichte des Mondes, in welches das Boot bei einer raschen Biegung trat, kam das Gesichtchen mir vor wie das eines verklärten Geistes. Sie schlug ein Kreuz über der Brust, faltete die Hände und gab fortan keinen Laut, unverwandt starrte sie nur nach der Richtung, in welcher der Beherrscher ihrer Heimat allmählich verschwand. Mich fröstelte; ich verwünschte die Unvorsicht, in dem jungen, starken Herzen einen Dämon aufgeweckt zu haben, mit dem ich mich im Ringkampf unterliegen sah. Ahnungsvoll beklemmt hieß ich den Schiffer umlenken.

Während der Rückfahrt trat der weiße Berg von neuem hervor, er war auch noch auf dem Kai zu unterscheiden, wennschon die angezündeten Gasflammen blendeten. Nur widerstrebend folgte mir Myrtille in mein Zimmer, das leider Gottes nach der verhängnisvollen Seite gelegen war. Sie lief zum Fenster. Da oben, da leuchtete ihr „Monarch" jetzt unter einem rosigen Schein. Sie sprach kein Wort, antwortete nur mit einem Schütteln oder Nicken. Sie

mochte nicht eſſen, noch trinken, unverwandt blickte ſie empor zu der hehren Majeſtät.

Ich hätte ſie zur Nacht in meinem Zimmer behalten mögen; es ſtand aber nur ein Bett darin, während Chriſtiane in ihrer Manſardenkammer bereits ein zweites hatte aufſchlagen laſſen. So führte ich die Kleine denn die verſchiedentlichen Treppen hinan. Oben jedoch riß ſie ſich von meiner Hand und ſtürzte nach dem Fenſter. Wiederum der weiße, alte Zauberer!

Willenlos, ſtumm und ſteif wie ein hölzerner Götze ließ ſie ſich von mir auskleiden und zu Bett bringen. Auch Chriſtiane legte ſich auf mein Geheiß, während ich noch eine Weile blieb. Sie lächelte höhniſch, als ich ſie bat, den Riegel nicht vorzuſchieben und mir den Kammerſchlüſſel zu überlaſſen, damit ich in der Nacht einmal nach dem Kinde, das mir nicht ganz wohl ſcheine, ſehen könne.

„Wir werden alle drei ſchon ſchlafen, wie ſich's gehört," ſpottete das alte „vernünftige Prinzip" und ſchlief auch bald ſehr vernehmlich. Das Kind aber hatte ſeine Augen noch auf, als ich endlich ging.

Und auch ich kam zu keinem Schlafe, wie er ſich gehört; vor meinen halbwachen Augen ſpukte der alte Hexenmeiſter, der, ein anderer Erlkönig, mir mein Kind zu entreißen drohte. Mitten in der Nacht ſtieg ich in die Kammer hinauf, öffnete leiſe und trat unbemerkt ein.

Das „vernünftige Prinzip" lag noch immer in guter Ruh; das Kind aus der Fremde jedoch ſtand im Hemdchen mit bloßen Füßen und ausgebreiteten Armen am Fenſter und ſchaute in die Höhe. „Te quitter c'est mourir," hörte ich es leiſe, leiſe ſummen.

Sie ließ ſich ohne Widerſtreben in ihr Bett zurückführen,

ich wußte aber gar wohl, daß, ſobald ich den Rücken gewandt, ſie wieder aufſpringen und unter den Bann ihres Monarchen treten würde.

Ich legte mich nicht wieder, ſondern ordnete meine Sachen. Mit grauendem Tage mußten wir fort, zunächſt nach dem Bahnhofe und dann weiter, immer weiter aus dem berückenden Zauberkreiſe. Ich klingelte, beſtellte das Frühſtück und gab der Stubenjungfer den Kammerſchlüſſel, meine Dienerin zu wecken.

Kaum fünf Minuten darauf wurde die Tür leiſe geöffnet, und herein trat – nicht die alte Chriſtiane, aber die kleine Myrtille in ihren heimiſchen Kleidern, den groben Strohhut auf dem Kopfe und in der Hand das Bündelchen mit dem Zeug, in welches ihre Mutter ſie zum letztenmal gekleidet hatte.

„Adieu, Madame," ſagte ſie ganz beherzt. „Ich gehe."

„Du gehſt? Ja, wohin denn?" verſetzte ich lachend, aber wahrlich nur aus Krampf.

„Nach Hauſe, Madame, in das Tal."

„Ganz allein, kleiner Narr?"

„O, ich finde ſchon den Weg. Adieu, Madame."

„Aber warum willſt du denn nicht bei mir bleiben, liebe Myrtille?"

„Ich würde ſterben, ſterben, Madame!" rief das Kind; aber jetzt hatte es Tränen in den Augen und fiel bei den Worten auf die Kniee.

Sie würde ſterben; ja, ich glaubte ihr, ich ſah es ihr an. Und darum, lächle nur, Freund, ſaß ich eine Stunde ſpäter mit ihr anſtatt in dem Zuge nach Freiburg, in der Diligence, die uns aufwärts führte in das geliebte Tal. Muhme Chriſtiane ſchnitt freilich grimmige Geſichter ob

der um Tage verzögerten ersehnten Heimkehr, der kleine Wildling würde auch allein in der Postkutsche keinen Schaden nehmen, meinte sie. Im Herzensgrunde jedoch war sie froh über diese neueste meiner vereitelten Schrullen. Denn „Kleider machten wohl Leute, aber Art lasse doch nicht von Art."

Es war eine schweigsame Fahrt. Wir hatten die besten Aussichtsplätze auf der Banquette. Aber Myrtille achtete heute nicht auf das, was sie umgab, sie freute sich nicht über Blumen und Früchte oder den guten Säulenkönig in Bonneville; sie sehnte sich ungeduldig nach dem Ziel, und nur, wo vor Saint Martin und später jenseits Servoz der Gipfel ihres weißen Berges plötzlich ihr gegenübertrat, jauchzte sie hellauf, faßte dann aber hastig nach meiner Hand und schmeichelte mit weichen Tönen:

„Ne me grondez pas, Madame!"

Nun, bei Gott! ich zürnte ihr nicht; ich liebte sie nur noch inniger um dieser unbewußten Treue willen; zog sie an mich heran und küßte zum ersten und letzten Male mein Töchterchen von einem Tag, das ich meinen Schatz, mein neues Glück genannt hatte.

Vor der Prieuré stiegen wir aus und gingen nach les Praz zu Fuß. Myrtille bezwang ihre Ungeduld mit rührendem Willen, um langsam neben mir Schritt zu halten.

„Springe nur immer voran!" sagte ich, und dahin flog sie wie ein Vogel.

Der erste, der mir aus dem Dorfe entgegengerannt kam, war Mosjö Amédée. „Habe ich es Ihnen nicht gleich gesagt, Madame?" rief er mir zu. „Das Kind ist zu dumm. Es paßt nur in das Tal." – Er lachte aber doch über das ganze Gesicht, weil er seine kleine Marmotte wieder hatte.

Vor dem Hause erwartete mich Bertrix. „Gott lohne es Ihnen, Madame, daß Sie mir die Kleine wiederbringen," sagte er, indem er mir herzlich die Hand drückte. „Ich habe gar nicht geahnet, wie sie mir in die Seele gewachsen ist. Tor, der ich war, an eine zweite Frau zu denken; mit der Myrtille im Hause bin ich versorgt und – –"

„Und ich kann Kutscher werden," fiel sein Sprößling ein.

„Nun ja, bald," versetzte lächelnd der Vater; zu mir gewendet aber fuhr er fort: „Und weiterhin sorgt Gott."

Wir traten in das Zimmer. Myrtille hing am Halse der Matou, die heute ihr Liebeskind herzte und küßte. Die Kleine schoß an mir vorüber, um nach ihrer großen Reise auch die Kuh, das Müle und den Rosenstock zu begrüßen.

Mutter Matou ergriff meine Hand und würde sie geküßt haben, hätte ich es zugelassen. „Tragen Sie es dem Kinde nicht nach, meine gute Dame," flüsterte sie. „Die liebe Himmelsmutter hat es ihm eingegeben, daß es mir erst die Augen zudrücken soll. Es schlummert ein Engelchen in dem kleinen Herzen."

So waren alle vergnügt, daß sie mir mein neues Glück wieder abgenommen hatten. Nur Großvater Müseau knurrte verdrießlich in seinem Herdwinkel, weil mit dem Wesen, das mit dem Champi gemacht werde, die Abendsuppe übergelaufen war. Da aber der Champi von seiner großen Reise einen Korb voll ungekannter süßer Früchte mitgebracht hatte, lachte auch der alte Spaßvogel Müseau und feierte die Heimkehr seiner kleinen Marmotte als ein Freudenfest. Ich aber fuhr noch am nämlichen Abend bis Argentières und von da ohne weiteren Aufenthalt heim.

Meine erste heimliche Doppelreise in das Chamonix ist erklärt, der Zweck der zweiten wird es mit wenig Worten sein;

doch wirst du mich noch nicht los, Freund, denn es regnet noch immer, und ich kann nicht fort. Eine philosophisch-ethnographische Betrachtung soll mir das Warteſtündchen kürzen, wie jene moraliſch-pädagogiſche die bänglichen Minuten dazumal in der Schulſtube von les Praz.

Wie hieß die Macht, welche dieſes Kind forttrieb von Wohlleben und hegender Zuneigung, unbezwinglich zurück in eine arme Hütte, die nicht einmal die ihrer leiblichen Eltern war? Hieß ſie Gewohnheit, Dankbarkeit gegen ſeine Pfleger, Verlangen nach dem plumpen Jungen, der es wie ein Mütterchen gefüttert und geführt? Oder hieß ſie einfach Heimweh?

Heimweh! Wir Deutſchen haben das Wort ausdrucksvoller als jede andere Sprache, aber haben wir es nicht bloß anempfindend, Albrecht? Wiſſen wir eigentlich, was Heimweh iſt, wir, das Wandervolk par excellence, ein Koloniſtenvolk, das leichtfüßig und leichtherzig wie kein anderes ſeine Scholle vertauſcht, das nicht bloß aus Not, Leibesnot oder Geiſtesnot, hinausgetrieben wird über Land und Meer, das aus Seelengrunde ſingt: „Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen, den ſchickt er in die weite Welt“; und dem ſein Urdichter in das Herz trifft, wenn er als Greis noch mahnt:

„Bleibe nicht am Boden haften, friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften, überall ſind ſie zu Haus!
Wo wir uns der Sonne freuen, ſind wir jede Sorge los,
Daß wir uns auf ihr zerſtreuen, darum iſt die Welt ſo groß.“

Auch der Graubündner, der Savoyarde verlaſſen ihre Täler und ziehen zuhauf hinaus in die weite Welt. Aber ſie tun es ohne Sang und Klang, eitel aus Not um das liebe Brot, und iſt die Not überwunden, treibt es ſie zurück, mit den erworbenen Schätzen ihre arme Heimat zu ſchmücken. Wie ſelten finden wir im weiten Deutſchland Stiftungen von Bürgern, die in der Fremde reich geworden ſind, da doch die Schweiz und Savoyen ihrer ſo viele ſelbſt in kleinen Weilern aufzuweiſen haben. Kehren unſere Leute mit dem Mammon, den ſie über dem Ozean zuſammengerafft haben, zurück, ſo ſiedeln ſie ſich ſelten in der einſtigen Heimat an, ſie ſuchen große, angenehme Plätze, bilden in beſonderen Quartieren beſondere Kolonien, nennen ſich nicht mehr ſchlechtweg Deutſche, ſondern Deutſchamerikaner, Deutſchpreußen, eines Tages werden wir auch Deutſchchineſen haben.

So müßten es denn wohl die gefahrdrohenden Alpentäler ſein, in denen Freund Bertrix den himmliſchen Nothelfern einen ſpeziellen Wirkungskreis vorausſetzt, müßte es die Armut ſein an Gut und vielleicht an Geiſt, welche die Leidenſchaft der Sehnſucht erweckt und erhält, während in der gleichförmigeren Fülle des Flachlandes jene wunderſame Anlage verkümmert, oder aber ſich in ein höheres Stadium umwandelt. Denn mit Vorliebe ein reiches Elternerbe hegen, das eigene Haus ehren, das der Brite ſein Kaſtell nennt, nach nichts Beſſerem verlangen, wenn wir in einem Fruchtgarten geboren ſind, wenn Geiſtesquellen uns umrauſchen und Lebensodem aus tauſend Blütenkelchen quillt, kurzum dort bleiben, wo es ſchön und wohlſein iſt, ſo wie alle Romanen und die Pariſer zumal es tun, das würde weit eher unſeren deutſchen, verlangenden Wander-

sinn erklären, als den begnügten Heimatssinn des Findlings Myrtille und des Großvaters Müseau, der dort, wo seine Wiege gestanden hatte, auch aus dem Grabe auferstehen will.

Auch das, was wir Patriotismus nennen, die Ehrfurcht vor einem großen Vaterlande, für welche die Besten auch in unserem Volke mit Eifer leben und freudig sterben würden als ihrer höchsten Pflicht, was hat denn das mit dem eigentlichen Heimsinn gemein? Weit näher käme ihm allenfalls jene deutsche Spezialität, die im weiten Vaterlande das engere kultiviert, sich statt im Staate im Stätchen wohlbefindet, und da die weisen Meister unserer Zeit diese Spezialität zu beschränken, wenn nicht gar auszurotten trachten, so liefe mein Problem am Ende darauf hinaus, daß die Vaterlandsliebe den Heimatssinn auffaugt, wie etwa – keine Anzüglichkeit, Freund! – vor der Familienliebe eine erste Jugendliebe erbleicht, und der Schlußsatz meiner Betrachtung würde lauten: der Heimsinn hat den nämlichen, unergründlichen Urquell wie der Glaube, der Vaterlandssinn quillt aus Wissen und Gewissen hell an das Tageslicht.

Es war nur das Verlangen eines Sommertages, das mir vereitelt worden war, und wie mich auch das Aufgeben wurmte, ja die Enttäuschung mehr als manche länger währende von wahrhaftem Schmerze in sich barg – um eine dauernde Erfahrung, die leider in jüngster Zeit vielfach erschüttert wird, fühlte ich mich bereichert. Da ich aber während meiner beiden Chamonix-Fahrten nun einmal nicht von dem losgekommen bin, der zuerst uns Deutschen den Blick in das „geliebte Tal" gerichtet hat, will ich auch jene Erfahrung mit den Worten wiedergeben, welche er einst-

mals gleichfalls nach einer Bergfahrt, wennschon in heimischer Gegend, ausgesprochen hat:

„Wie habe ich doch wieder Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränkung, Genügsamkeit, Geradsinn, Treue, Freude über das leiblichst Gute, Ausharren und" – so setze ich hinzu – „eine starke Liebe."

Im übrigen, Freund: wer nach einer Ausfüllung verlangt, der findet ja allerzeiten und allerorten Fracht und Ballast, die sein Lebensschiffchen im Gleichgewicht halten. Zu welchem Genügen – in bescheidenem Maße – mein eigenes Schiffchen mir zu füllen gelang, weißt du. Hat die kleine Wunde auch geraume Zeit weh getan, allmählich vernarbte sie, und allmählich vergaß ich, daß ich sie empfangen. Bertrix hatte mir versprechen müssen, sich in irgendwelchem Notstande seines Pflegekindes an mich zu wenden; ich merkte aber wohl, daß es ihm mit seinem Versprechen nicht ernst war. Das Kind hatte in der Wahl zwischen ihm und mir für ihn entschieden; wenn er nun die Freude an seinem Dasein allein genoß, hatte er auch die Sorge für sein Dasein allein zu tragen. Ein feiner Sinn regierte das Herz des wetterharten Alpenführers, ich wußte es und wunderte mich daher nicht, daß ich auf wiederholte Fragebriefe keine Antwort erhielt. Es kamen die großen Tage des Vaterlandes mit ihren Triumphen und ihrem Herzeleid. Das Heimweh des fremden Kindes verschwamm mir wie ein Traum.

So dachte ich denn auch nicht entfernt an eine Umschau im abgelegenen Montblanc-Tale, als ich neulich nach dem Tauffeste aus euerem Hause, Freunde, schied; ich suchte lediglich eine Sommerfrische in den Voralpen. Weil ich jedoch

auf dem Wege erfuhr, daß eine alte Bekannte, die ich lange nicht geſehen, in Interlaken zu treffen ſein werde, entſchied ich mich raſch, ihr dorthin zu folgen. Ich wählte die anmutige Waldſtraße über den Brünig, welche, da ich ſie noch nicht befahren hatte, keinerlei Erinnerungen erwecken konnte oder ſollte, und deren Fortſatz ſie dennoch weckte.

Dann, als ich über den Brienzer See nach dem Gießbach ſegelte und ſeelenruhig den Duft eines halb welken Roſenſtraußes, den ich mir am Morgen in Luzern gekauft hatte, einſog, da vollzog ſich in mir oder vor mir eine ſeltſame Operation, welche du, Dichter, mir erklären ſollſt, weil das „vernünftige Prinzip", dem ich mich je mehr und mehr unterworfen habe, nimmermehr mit der Erklärung zuſtande kommen würde.

Einer mir ſtockfremden engliſchen Familie, die auf der Bank mir gegenüber Platz genommen hatte, erklärte ein Mitreiſender aus einem Handbuche in ihrer Sprache die bemerkenswerten Punkte der umgebenden Ufer, ſo daß ich, zuhörend, der leidigen Mühe überhoben ward, bald auf bald nieder zu blicken, um mich in meinem Bädeker zu orientieren. Denn ſolch ein Narr bin auch ich, daß ſehen, was ich nicht zu nennen weiß, mir nur halbes Sehen iſt. Konnte es mir und meinesgleichen von der Laienſchaft nicht mehr als gleichgültig ſein, ob der weißverhüllte Gipfel, deſſen flüchtiges Auftauchen am Horizont ich mit Spannung erwartete, das Faulhorn oder das Nashorn hieß, da ich ihn doch ſo wenig wie einen anderen jemals erklimmen oder geologiſch unterſuchen werde. Könnte es mir nicht ebenſo gleichgültig ſein, ob die lieben Sterne, die abendlich mit „holder Heimlichkeit" mir bis in den Herzgrund leuchten,

deren Bahn und Weſenheit mir aber ewig unerforſchlich bleiben wird, Bär, Wolf oder auf welchen anderen unpaßlichen Namen getauft worden ſind? Es iſt eben Narretei, aber Narretei iſt menſchlich, Freund!

Während ich nun ſolcher Narretei auf bequeme Weiſe pflegte und aller Blicke bereits nach dem erwarteten Faulhorn ſpannten, geſchah es, daß der Vorleſer auf eine Felsplatte zur Rechten des Sees deutete, die gleich der unſeres Harzes der Tanzplatz genannt wird. Statt jedoch, daß die Sage dort unholde Hexen ſich tummeln läßt, iſt es hier ein menſchliches Liebespaar, das umſchlungen ſich dreht und wirbelt, bis es im entzückten Rauſche, Bruſt an Bruſt, in die Seetiefe taumelt.

Seltſam nun, unter dieſem uniſonen, fremdlautigen Vortrage kam es über mich, die ich mir bisher nicht entfernt der Anlage zum zweiten Geſicht bewußt geworden war, wie eine Viſion; eine Sinnestäuſchung, obendrein zweifacher Art: ich ſah, ja ich ſah das taumelnde Paar vom Felſen in die Seetiefe ſtürzen; und ich hörte, ja ich hörte einen Schrei, halb wie einen Jubel-, halb wie einen Schreckensſchrei. Das Haupt des Jünglings, von zwei braunen Armen umſchlungen, ruhte an der Jungfrau Bruſt, von ihrem wallenden Schleier verhüllt, das der Jungfrau aber mit Purpurroſen geſchmückt, war mir zugewendet, und ich erkannte – das liebe Geſicht des Findlings aus der Pforte des Arveyron.

Die Erſcheinung war verweht in der Schnelle eines Gedankenblitzes, und ja doch, ja, ich gebe es zu, lediglich der Duft meines Roſenſtraußes hatte mir die Nerven für ſolch ein Gaukelſpiel gereizt. L'odorat est le sens de l'imagination, ſagt Jean Jacques; wer aber hätte nicht ein-

mal an ſich ſelbſt erfahren, daß er noch viel mehr der ſtärkſte Sinn für die Erinnerung iſt. Mit dem Dufte einer Roſe hatte die Liebe zu dem fremden Kinde ſich mir in das Herz geſchlichen; unter Roſendüften lebte ſein halb entſchwundenes Bild wieder in mir auf, und heute wie damals leuchteten die Firnen. Sehr natürlich alſo meine Viſion.

Weniger natürlich dahingegen, daß der Eindruck, nein, die Erſchütterung, die er erregt hatte, dauerte. Ich ſah den ſtürzenden Gießbach wie im Traum; ich blickte zu der ewigen Jungfrau empor wie im Traum; die Worte der alten Bekannten, viele und laute Worte, Freund, verhallten mir wie im Traum. Düſtere Ahnungen verließen mich nicht, die grauſigſten Mären vom zweiten Geſicht fielen mir ein. Ich ſah das Kind, das ich zu dem meinen gemacht und in vielleicht ſträflicher Schwachmut aufgegeben hatte, ringen in Not und Tod, in Not und Tod gleich denen, welche der Bruder der ſchönen, guten Marie liebreich mit einer Fabel, als Windel um die Blöße, verhüllt hatte, und ſo brachte ich mich denn endlich nur zur Ruhe, indem ich mich entſchloß, an Ort und Stelle dem Unheil auf die Spur zu kommen und ohne Verzug den Schauplatz meiner Mutterwünſche wieder aufzuſuchen.

Und ſo erlöſend wirkt ein braver, warm vollbrachter Entſchluß, daß, wie ich geſtern das Arvetal hinanfuhr und die alten Erinnerungen ſich in mir verjüngten, Bild um Bild das Herz mir leichter wurde und endlich froh. Alle düſtern Ahnungen ſind unter dem Angeſicht des Monarchen verweht, ich rechne auf ein Wiederſehen im Glück.

Zu einem Gang nach dem Weiler war es geſtern abend zu ſpät; ſo verſuchte ich es denn mit Erkundigungen. Da jedoch mein Hotel einem Genfer Konſortium zugehört, hat

es keinen ständigen Wirt; die Stubenjungfer war aus Lausanne, der Buchführer ein geschniegelter französischer Herr, der Zimmerkellner ein Schwabe, der Hausknecht ein dummer Teufel irgendwoher, was wußte einer wie der andere von einem Laboureur in les Praz, der vor acht Jahren im Winter Schulmeister in seinem Ort und im Sommer Führer gewesen war? Das bureau des guides fand ich gestern geschlossen und heute morgen belagert von allerlei Volk; unter den ausrückenden Führern entdeckte ich meinen alten Freund nicht. So stieg ich denn hinan zum Kirchhof, über dessen Mauer ich schon gestern im Abenddämmer mit peinlicher Unruhe geblickt hatte, suchte und suchte zwischen den grauen Erdwellen, bis ich endlich unfern voneinander die beiden schwarzen Kreuzchen fand, des Großvaters Müseau und der Mutter Matou. Sie hatte ich zu finden erwartet. Die ewige Raststätte möge den Greisen gesegnet sein! Außer den ihren aber fand ich, gottlob! keinen bekannten Namen.

Auf dem Wege nach dem Weiler, den ich nunmehr ohne Verweilen einschlug, überfiel mich jenes nervöse Unbehagen, das so oft mein Vornehmen hindert. Dann kamen Sturm und Strom. Nun aber, da ich mich wieder kräftig fühle und auch die liebe Sonne durch die Wolken dringt, breche ich auf. Sobald ich zurückkehre, sollst du erfahren, wie die Gesichte, die dem Dufte eines Rosenstraußes entsteigen, zwar nicht sich erklären, aber sich erfüllen.

Am Abend.

Ich stand vor dem kleinen Hause und blickte durch das Fenster in das Zimmer; die Scheiben waren heute durchsichtiger als vor acht Jahren, und auch in der Stube sah

es etwas reinlicher aus; ſonſt aber war ſie unverändert und niemand darin. Daß ich die Herdbank der Alten leer finden würde, wußte ich ja; wo aber ſollte ich das junge Blut ſuchen, um das mich bangte? Ringsum lautloſe Stille.

Ich trat in den Hof. Auch hier nichts verändert; nur der Roſenſtock vor dem Nachtquartier des Müle und der Kuh hatte eine mächtige Krone und eine Fülle rubinroter Blüten getrieben, er mochte ſorgfältig gepflegt worden ſein. Unter dem Roſenſtocke aber ſaß ein Mann, der eifrig an einer Holzarbeit ſchnitzte; keiner ſolchen, die in den Baſars von Brienz oder Interlaken Parade machen würde, die jedoch im hohen Montblanc-Tale genugſam Abnehmer finden wird. Ich werde dir einen Alpenſtock, den Freund Bertrix geſchnitzt hat, mitbringen, Albrecht.

Denn Freund Bertrix war der ſtillſitzende, fleißige Mann im Hof, blühend wie einſt, auch noch unergraut, aber – zwei Krücken lehnten neben ihm an der Wand – ein Krüppel!

Er erkannte mich auf den erſten Blick; aus ſeinen Augen ſtürzten Tränen, wie Greiſe oder Siechlinge, die wir in ihren kräftigen Tagen gekannt haben, ſie bei unerwarteten Begegnungen ſo leicht vergießen. Er ſtreckte mir beide Hände entgegen, preßte die meinen an ſein Herz, nannte mich ein über das andere Mal ſeine Wohltäterin, weil ich ihm das Kind wiedergebracht, das mein Eigentum geworden ſei.

„Was hätte ohne die Myrtille aus mir werden ſollen?“ ſchluchzte er. „O, Madame, meine alte Muhme hatte recht; es ſchlummert ein Engel in dem jungen Herzen.“

Gottlob! der Engel ſchlummerte noch auf Erden, das Kind lebte!

„Wo iſt Myrtille?“ fragte ich, über die drängendſte Sorge

beruhigt, so wehe mir auch der Zustand des braven Mannes tat.

„Bei unseren Kühen im Busch," antwortete er. „Es sind jetzt ihrer zwei, sie geben guten Ertrag."

Nachdem er sich mühsam gefaßt hatte, erzählte er mir nun umständlich und mit häufigen Vorwärts- und Rückwärtssprüngen, seine Erlebnisse in diesen acht Jahren. Ich für mein Teil hätte ihm noch stundenlang zuhören mögen. Du aber, Freund, wirst mir es danken, wenn ich sie folgerecht und so knapp als möglich nacherzähle.

Nachdem der Großvater und das Mütterchen schon im nächsten Winter heimgegangen waren, hatte die kleine Myrtille das Hauswesen allein versorgen müssen. Und wie geschickt hatte sie es getan!

„Eine Frau hätte es nicht umsichtiger eingerichtet, Madame," rief Bertrix mit strahlenden Augen. „O, welche Weisheit von unserem Herrgott, daß er mich keine zweite hat finden lassen!"

Mosjö Amédée war weder Kutscher noch Führer geworden, sondern zunächst Hausknecht in einem der Hotels der Prieuré und für den Winter, wo das Gesinde sich zerstreut, so eine Art von Concierge. Die Stellung hatte ihm über die Maßen zugesagt und auch ein gutes Stück Geld eingetragen, so daß er mit Fug sein Leiblied vom Rentner singen durfte. Zu allem Glück hatte er auch noch das, sich vom Militärdienst freizulosen. Als aber der Krieg ausgebrochen und die Schreckenspost vom zweiten September in das Tal gedrungen war, ging er nach Chambéry und stellte sich freiwillig.

„Sie sind eine Deutsche, Madame," so sagte Bertrix, „aber Sie werden mir zustimmen, daß er nur seine Schuldig-

keit getan. Hätte mir nicht die Myrtille am Herzen gelegen, die weltverlassene Kreatur, die ich in diesem Aufruhr doch nicht Ihnen in Feindesland zuschicken konnte, ja dann würde auch ich die Flinte auf die Schulter genommen haben, zu dem General Garibaldi gegangen und – vielleicht heute kein Krüppel sein. Nun büße ich dafür, daß ich weichmütig die erste Mannespflicht versäumte."

Ich unterbrach den braven Mann mit der Frage, wie Myrtille die Trennung von dem Bruder aufgenommen habe?

„Nun, mit Herzeleid und Kopfhängen freilich, und bevor es dazu kam, auch mit dieser und jener Gegenrede, so wie, Sie wissen ja, früherhin der gegen das Kutscherwerden. Was versteht solch ein kleines Mädchen von Patriotismus? Ja, wären Ihre Preußen in das Tal, das Tal, das sie liebt, hinaufgedrungen, da hätte ich sie sehen mögen, Madame! Sie war nicht viel mehr als ein Kind, aber ein resolutes Kind. Sie hätte wacker geholfen, dem Feinde den Paß mit Steinwürfen von den Vorsprüngen herab zu sperren. Was aber die Trennung anbelangt, so haben Sie ihr den rechten Namen gegeben. Gott sei gedankt! – es war doch nur eine Trennung der Schwester vom Bruder."

So blieben Bertrix und Myrtille nun allein; auch die Mehrzahl der Fremden war vor dem Kriegslärm aus dem Tale entflohen. Nur ein paar englische Herren blieben seelenruhig darin sitzen, und einer von ihnen ließ sich sogar nicht abschrecken, die einmal vorgenommene große Tour um die Montblanc-Kette herum in den noch leidlich klaren Septembertagen zu unternehmen. Bertrix wurde sein Führer; zum zwanzigsten Male im Leben, wie er versicherte, und Vater Bertrix war kein Aufschneider wie weiland

Großvater Müſeau. Als ſie Aoſta glücklich erreicht hatten, war der engliſche Herr des Bergſteigens noch nicht ſatt geworden. Er wollte über den Großen Bernhard rückwärts in die Schweiz.

„Auch dieſe Tour war mir keine neue," ſagte Bertrix. „Doch redete ich von ihr ab, weil ſie die Beſchwerden nicht lohnt und die Witterung herbſtlich geworden war. Wenn aber ſo ein reicher engliſcher Lord ſich etwas in den Kopf geſetzt hat, da macht jedes Widerwort ihn um ſo obſtinater. Gegenwärtiger Lord hatte die fixe Idee, daß ſchon vor dem großen Konſul Bonaparte, vor dem Kaiſer Charlemagne und ſogar vor den römiſchen Legionen in den erſten Jahren nach der Geburt unſeres Heilandes, von deren Zügen in jedem Handbuche geſchrieben ſteht und von denen wir Führer auf dem Wege auch unſer gebührendes Teil vorzutragen wiſſen, daß alſo ſchon in der grauen Heidenzeit ein gewiſſer Hannibal aus Afrika mit ſeinem ſchwarzen Heere den Weg über den Bernhard eingeſchlagen habe; Mylord brannte nun darauf, von dieſem Hannibalzuge noch Spuren aufzufinden, oder wenigſtens Beweiſe dafür. Außerdem wollte Mylord aber auch, was ich ihm viel weniger verdenken konnte, das Monument in Augenſchein nehmen, das unſerem General Deſaix in dem Hoſpiz auf dem Bernhard errichtet worden iſt. – ‚Das war ein anderer Burſche als eure heutigen Feldherren,' ſagte Mylord; und Gott ſei's geklagt, er hatte recht. Er war ein Held, wie viele zu ſeiner Zeit, Madame. So rechtſchaffen aber wie er iſt kein einziger geweſen. Dafür iſt ihm aber auch ein Grab zuteil geworden, hoch oben, dem Himmel näher als je einem General der Welt. Hätte ich das Genie dazu gehabt, ſolch ein Ehrengrab hätte ich mir verdienen mögen, Madame!"

Ach, wieviel fehlte denn, daß ihm hoch oben ein Grab gegraben wurde, ein Ehrengrab, wie er es verdient; denn wenn auch kein General, ein Tapferer war auch er.

Es folgte nun die haarsträubende Schilderung eines Sturzes, wie er leider fast Jahr für Jahr seinesgleichen hat, den ich indes weder nachschildern kann noch will. Vielleicht erinnerst du, als Alpenklubist, dich noch seiner Einzelheiten. Der Himmel war just an dem Tage unbedeckt gewesen, der Weg an dieser Stelle ohne Gefahr, der englische Lord aber, ein Wagehals, hatte, einer sonderbaren Entdeckung auf der Spur – ob der des Heiden Hannibal oder irgendwelcher anderen, wußte Bertrix nicht anzugeben – sich an den äußersten abbröckelnden Rand einer Klippe gewagt, und – „und der Führer ist ein Schuft, der sein Leben nicht dransetzt, um den zu retten, der sich ihm anvertraut hat," sagte mein braver Freund Bertrix.

So kam denn der englische Herr zwar nicht mit heiler Haut, aber doch mit heilem Gebein davon, sein Retter dagegen wurde erst weit später in einer Eisspalte, halb erstarrt und beide Schenkel zerschmettert, von suchenden Mönchen aufgefunden und in ihrem Asyl verpflegt.

Es war ja nichts Neues, was ich nunmehr von den Brüdern des Bernhard erzählen hörte, aber erzählen von einem Augenzeugen, ihrem Gast einen langen Winter hindurch! – Albrecht, nicht viele Blüten hat die Menschenliebe getrieben der gleich, die seit fast einem Jahrtausend droben blüht bei den Helfern im ewigen Schnee. Der arme Krüppel an meiner Seite sagte: „Ich beklage mein Schicksal nicht, nein, ich danke Gott dafür. Ich habe seitdem erst fassen lernen, was ein Christ sein heißt."

Wunderbare Führung aber! – Der, welcher dem armen

Krüppel dieſe erhabenſte Kenntnis erworben hatte, das war der Mann, der ſein Jugendfreund geweſen und den er dann lange Jahre gehaßt hatte als ſeinen tödlichen Feind, „wenngleich", ſo ſagte Bertrix, „ſchweres Unheil vorangegangen ſein mußte, um dem, der jetzt Père Anſelme heißt, als Feind Auge in Auge zu ſtehen."

Ja – noch einmal, wunderbare Fügung! – ja, kein anderer war es als der fromme Curé Mutter Matous, der in wildem Geſtöber den vermißten Führer raſtlos geſucht, in dunkler Nacht ihn aufgefunden, aus ſeinem eiſigen Grabe geſchaufelt, auf den Schultern in das Hoſpiz getragen, in ſeiner eigenen Zelle ihn gepflegt wie eine Mutter ihr Kind, und als der beſinnungslos Fiebernde nach langen Wochen ſeinen Retter erkannte, dem Feinde das Herz zu einer höheren als Freundesliebe umgewandelt hat.

„Ich hatte ihn nicht wiedergeſehen, ſeit er die Prieuré verließ," ſagte Bertrix. „Wir alle im Tal vermuteten ihn in irgendeinem Bettkloſter unſeres Landes. Er hatte von jeher ja, wie kein anderer Mann, den ich gekannt, in ſeinem Weſen und ſogar in ſeinem Angeſicht etwas von der Art, wie man ſich einen in ſich gekehrten heiligen Johannes vorzuſtellen pflegt. Nun fand ich ihn wieder im ſchwerſten Heilandsdienſte der Tat, der Bußtat, wie er ſie nannte. O, wenn er ein Sünder geweſen iſt und nicht bloß ein armer Menſch mit Fleiſch und Blut, über einen, der alſo Buße tut, muß im Himmel ja wohl Freude ſein vor vielen Gerechten!"

In dem harten Klima, bei dem Mangel faſt aller mechaniſchen Hülfsmittel heilten der hingebendſten Wartung unerachtet die Brüche und Wunden des Unglücklichen ſchwer. Erſt zur Sommerzeit hat Père Anſelme nebſt drei anderen

Brüdern den noch immer Hülfloſen auf einer Bahre hinuntergetragen nach les Praz, wo er mit dem erſteren ein Wägelchen beſtieg. Der weite Umweg über Martigny und Genf nach dem Chamonix konnte nicht vermieden werden, weil er ununterbrochen die einzige Fahrſtraße bot. In Genf erwartete den Vater die arme Myrtille, die neun Monate lang ganz allein in dem kleinen Hauſe hingebracht hatte und nun beſchieden worden war, das Krankengeleit zu übernehmen. Und dort im Bahnhofe von Genf war es, wo der, welcher jetzt Père Anſelme hieß, das Kind zum erſten Male ſah, das, ſolange es ſich ſeines Daſeins bewußt geworden war, jeden Morgen und jeden Abend, nachdem es ſich ſeiner lieben Himmelsmutter empfohlen, auch für ihn gebetet hatte. Vater Bertrix aber iſt Zeuge dieſes erſten und letzten Liebesblicks geweſen; der Lohn für die Guttat, eine Fabel als Windel um eine Heimlichkeit gehüllt zu haben.

„Ich habe ihn nicht wiedergeſehen," ſagte der brave Mann; „auch nichts mehr von ihm gehört. Ob er noch lebt? Ich glaube es nicht. – Sie ſterben alle jung droben im ewigen Schnee, und er hatte nicht viel mehr zuzuſetzen. Der Himmel wird – um einen Seligen reicher geworden ſein."

Von dieſer Stunde an hat das Kind nun ſeinen Pfleger in die Pflege genommen, und ſeit dieſem Tage iſt aus dem Kinde ein Weib geworden. „Alles was einem Menſchen in ſeiner Notdurft von einem anderen Menſchen gewährt werden kann, das hat dieſes Mütterchen von fünfzehn Jahren mir armen Krüppel gewährt. Auch Sie würden einen Schatz an dem Kinde gehabt haben, Madame. Bis in mein letztes Stündlein aber werde ich Sie dafür ſegnen,

daß Sie mir Ihr Eigentum zurückgegeben." So rief Freund Bertrix mit hellen Freudentränen in den Augen.

„Da ſitze ich nun den lieben langen Tag", fuhr er nach einer Pauſe mit ſeiner natürlichen Gelaſſenheit fort, „und ſchnitze das Holz, das meine Kleine geſpalten hat. Es iſt keine Kunſtarbeit, wie Sie ſehen, Madame. Aber was wollen Sie? Ich war über vierzig Jahr, als ich ſtatt der Füße die Hände zu rühren begann, und für das tägliche Brot brauche ich die Arbeit gerade nicht."

Ich habe zu erwähnen vergeſſen, daß der engliſche Herr, bevor er heimwärts zog, zur Herſtellung ſeines Lebensretters eine namhafte Spende in den Opferſtock des Hoſpizes gelegt, wie auch etwelche Banknoten als Schmerzensgeld und Erſatz für die gebrochene Exiſtenz zurückgelaſſen hatte. Nicht allzu ſplendid, wie mich dünkt, für einen, der hinlänglich Muße und Münze beſitzt, um die Spuren eines gewiſſen Hannibal in den Bernhardpäſſen aufzuſuchen; indeſſen für einen Bauern im Chamonix-Tale ein Kapital.

„Nein, Not habe ich nicht und Schmerz nicht mehr," ſagte der Kapitaliſt. „Nur manchmal gibt es mir noch einen Zuck vom Herzen bis in die Zehen hinab, wenn ich drüben unſeren Gletſcher in der Abendſonne glitzern ſehe; ſooft aber die ſchwarzen Gedanken kommen, da ſcheucht die Myrtille ſie fort mit ihrem goldenen Lachen und der Treue von Erz. Und mein Sohn iſt ja nach Jahr und Tag auch glücklich wieder heimgekehrt. Er war bei Delle verwundet worden, juſt nicht zum Tode; aber bei der mangelhaften Pflege während des Grenzübergangs koſtete die Heilung Zeit, und die beiden Mittelfinger der rechten Hand ſind hin. Ein Gewehr konnte er nicht mehr laden, ſo wurde er entlaſſen, zu ſeinem ſchweren Verdruß, da er

fürs Leben gern bei der Truppe geblieben wäre, um in dem Vergeltungskriege, der, wie er tagtäglich nun schon seit Jahren versichert, ehestens ausbrechen wird, es zum allerwenigsten bis zum General zu bringen. Er ist ein Spaßvogel wie sein Großvater Müseau, mein Amédée. Mag ihm, wie jenem, die frohe Laune erhalten bleiben bis in die Tage, die keinem gefallen. Seit diesem Sommer hat man ihn in die Kompagnie aufgenommen, und morgen, Madame – morgen – –"

„Morgen ist unser Hochzeitstag!"

Es war Myrtille, die, unbemerkt herbeigekommen, mit diesem Freudenruf die Erzählung beendete, indem sie zu meinen Füßen niedersank und unzählige Male meine Hände küßte; unverändert die braune Myrtille mit den ernsthaften Kinderaugen und den lachenden Kinderlippen. Auch gewachsen schien sie mir kaum, wenigstens nicht mehr, als für ein Mädchen, das morgen Hochzeit halten will, unerläßlich ist. Sie jauchzte und schluchzte in einem Atem.

„O, Madame," rief sie aus, „o, Madame, ich habe alle, alle Tage an Sie gedacht, ich habe alle, alle Tage gebetet, daß Sie nur noch ein einziges Mal in das Tal hinaufkommen möchten. Und nun schickt Sie die liebe Himmelsmutter, daß Sie morgen vor ihrem Altar unsere Erdenmutter vertreten, ihm und mir, die wir ja beide keine haben."

„Ihm? – Wem, Myrtille?" preßte ich hervor. Denn während Bertrix' feuriger Rede zum Preise seines liebreichen Mütterchens war es mir schwül um das Herz geworden. Er war ja ein Ehrenmann, wie sie keinen zweiten hätte finden können, aber nahezu ein Fünfziger und ein Krüppel. Die Myrtille sah mich mit großen, verwunderten Augen an. „Ihm? Wem?" wiederholte ich.

„Nun, wem denn sonst als meinem Amédée!“ rief lachend Myrtille, und ich atmete auf.

„Morgen, noch ehe die Sonne aufgeht,“ fuhr das liebe Mädchen fort, „da pflücke ich diese Rosen und flechte sie in meinen Kranz. Und Sie kriegen auch einen Strauß, Madame. Und gleich nach der Frühmesse werden wir getraut. Aber sobald wir Mann und Frau sind, da steigen wir hinauf zum Monarchen. Ich hoch auf dem Müle, so weit es mich trägt, und der Amédée, als mein Führer, nebenher. Und dort oben,“ rief sie mit ausgebreiteten Armen und über den Wangen eine Purpurwoge, „dort oben feiern wir unser Hochzeitsfest!“ –

Das ist nun das Ende meines Geschichtchens, Freund.

Die Moral aber, auf die es, gegen Erwarten, nun doch noch hinausläuft, die entnehme ich, da ich in diesem Plauderbriefe doch einmal schon so vielerlei entnommen habe, anstatt einem Dichter von Gottes Gnaden, abwechslungshalber dem Traumbuche meines „vernünftigen Prinzips“:

„Wenn einer einen sterben sieht, da läuten dem die Hochzeitsglocken.“

Hinter dem Dom

Der Dom von * iſt das ſchönſte mittelalterliche Bauwerk unſerer Provinz. Eben weil an Umfang hinter manchen gefeierteren Nebenbuhler zurücktretend, hat die Anlage die Kräfte ſeiner Zeit nicht überboten, und er ſteht ausgeführt, harmoniſch in allen Teilen, wie aus einem Guſſe geformt, wo jene Rieſengeburten der ſcharfſinnigſten Gipfelung menſchlicher Phantaſie Fragmente geblieben und Ruinen geworden ſind, ehe ſie ein Ganzes werden durften.

Heute freilich iſt auch er der Nachhülfe bedürftig; den beiden Türmen über dem Hauptportale der freien Weſt- und Wetterſeite, dieſem herrlichen Portale ſelber unter ſeiner ungeheuren Laſt droht der Einſturz; es zerbröckeln die kunſtreichen Ornamente, die fein durchbrochenen Spitztürmchen ſeiner Pfeiler, die wunderlichen Schnörkel und Geſtalten, Schöpfungen eines bald derben, bald ſpitzfindigen frommen Humors, für deſſen Verſtändnis unſeren Tagen häufig der Schlüſſel gebricht; aus den Fugen der bemooſten ſchwarzgrauen Strebepfeiler und Bogen löſt ſich Stein um Stein; die romaniſche Schweſterkirche ihm gegenüber auf dem lindenbeſchatteten Platze, die ſchon verwitterte, ehe er noch in vollem Leben ſtand, jetzt im Wechſel der Zeiten aber zu jugendfriſchem Anſehn und nie beſeſſenem Glanze wiederhergeſtellt, hat den Alternden aus ſeiner Oberherrlichkeit verdrängt, und ſeine Freunde harren und hoffen bis heute vergeblich auch für ihn auf eine rettende Hand.

Denn unter ſeiner morſchen Hülle iſt der ehrwürdige Innenbau ganz und heil geblieben, wie ein ſchöner, geſunder Menſchenleib unter einem zerfallenden Gewande.

Gleich verbundenen Stämmen ſtreben die ſchlanken Pfeiler gen Himmel und wölben ſich ineinander zu einem ſchützenden Wald; zackſpitzig, wie aus Stein geklöppelt, zieht ſich in halber Höhe die Wand, die ſtatt des Vorhangs das Heilige von dem Allerheiligſten ſcheidet, dämmernd fällt das Licht durch die farbenglühenden frommen Bilder der Scheiben, kunſtvoll in Holz geſchnitzt thront die Kanzel, die gewaltige Orgel tönt im gebührenden Raume nach den rechtmäßigen Geſetzen des Schalles, und ſo ſtehen wir vor dieſem Denkmal einer unwiderruflich entſchwundenen Kultur-, ja faſt möchten wir ſagen Naturepoche, mit dem Schauer der Schönheit wie vor einem unausſprechlichen Weſen und fragen uns beſchämt nach einem gleichwürdigen, gleichdauernden Zeugnis unſerer Zeit.

Der Standpunkt für unſer Bauwerk iſt wie der der Mehrzahl ſeinergleichen richtig und glücklich ausgewählt: auf einer Höhe, Stadt und Gegend überragend. Aber wie die Mehrzahl ſeinergleichen umhocken auch ihn, nach drei Seiten einen freien Überblick hindernd, einſt geiſtliche, jetzt bürgerliche Anſiedlungen groß und klein, wie Neſter, die unter dem Schatten eines ehrwürdigen Baumes ihren Schutz geſucht haben. Der Wind fängt ſich in der Klemme dieſer Gebäude, langſam verdunſtet die Feuchtigkeit in dem ewigen Düſter der ſchmalen Fahrſtraße, und nur von der Rückſeite der ſich nach der Niederſtadt abſenkenden Gehöfte und kleinen Gärten erquickt ein wärmender Sonnenſtrahl die Bewohner und verkündet ihnen, daß noch ein höherer Bau ihnen Licht und Gnade ſpendet, wenn der Dom, von Menſchenhänden errichtet, im Laufe der Zeiten zerbröckelt oder ſich nächtig zwiſchen den Menſchen und die belebenden Himmelskräfte drängt.

In einer dieſer Kurien, unter ſolch enger, düſterer Umgebung, ſuchen wir an einem Spätnachmittage der Woche vor dem Oſterfeſte, das in dieſem Jahre weit in den Frühling hinein und in eine knoſpende Blütenwelt fällt, die beiden Menſchen, deren Schickſal uns beſchäftigen ſoll. Ein Mann, längſt noch kein Greis, aber früh gealtert, das über dem ſtark und edel gebauten Kopfe kurz geſchorene dunkle Haar, der breite, volle Bart reichlich mit weißen Fäden gemiſcht, die regelmäßigen Züge bleich, ernſt und tief gefurcht, die einſt kräftige Geſtalt nur mit Anſtrengung, ja wie im Trotz in die Höhe gerichtet – er erhebt ſich vom Schreibtiſch, als das Dämmerlicht ſeine Arbeit hindert, und tritt in das hintere Zimmer, deſſen ſüdliche Lage den Blick frei über die niedere Stadt und Ebene bis zu den begrenzenden Höhenzügen ſchweifen läßt. Zu ſeinen Füßen ſenkt ein Gärtchen ſich ab, zwar nur in der Breite des Hauſes, aber, rings von ähnlichen freien Plätzen umgeben, ein wohltätiger Ruhepunkt für den durch Mauern und Steinmaſſen beängſteten Sinn. Er öffnet das Fenſter, ein Duft von Veilchen und Goldlack, ein weicher Sommerhauch dringen zu ihm in die Höhe, aber ein tiefer erquickter Atemzug erſtickt in einem Seufzer, als er im nämlichen Augenblicke eine jugendliche Geſtalt den Gang heraufkommen ſieht, an deſſen einhegenden Spalieren die roſigen Blüten der Pfirſich- und Mandelbäume knoſpen. Auch in ihren Zügen, in der geneigten Haltung, dem langſam träumeriſchen Gange iſt ein frühreifer Ernſt zu leſen; ſie ſchreitet an den erſten Frühlingsſproſſen ohne ein Zeichen ſchweſterlicher Jugendfreude vorüber, ohne ſich zu bücken, um eine Blume zu brechen oder einem Pflänzchen eine liebende Sorgfalt zuzuwenden. In ſich gekehrt wandelt ſie mecha-

nisch den Laubengang auf und nieder und bemerkt den trübsinnenden Blick ihres Beobachters nicht eher, bis derselbe, sie im Garten erreichend, mit den Worten anredete:

„Du siehst blaß aus, Marieesther – –"

„Ich bin wohl, Vater," unterbrach ihn das junge Mädchen hastig und drückte seine Hand.

„Aber immer allein und niemals fröhlich, diese Einsamkeit taugt dir nicht, mein Kind."

„Ich bin weit lieber allein als unter Menschen, Vater –"

„Traurig, daß dem so ist, Marie: Natur und Jugend, auch die Vernunft wollen es anders. Einst warst du heiter wie andere Kinder, und auch jetzt fliehst du nicht die Menschen, du scheust und meidest nur – –"

„Vater!" rief Marieesther mit einer flehenden Gebärde. Rasche Schritte vom Hause her machten der Unterredung ein Ende, die Tochter wendete den Kopf nach dem Eingange und setzte dann eilend und leise errötend den Weg nach dem entgegengesetzten Ende des Gärtchens fort, während der Vater dem Eintretenden entgegenging. Ein junger Mann kam lebhaft auf ihn zu, drückte mit Wärme seine Hand und rief in sichtlicher Aufregung: „Es ist unerhört, Herr Severin! Ich komme von der Reise und höre es erst in dieser Minute. Solche Frechheit, solcher Hohn! Aber Sie dürfen es nicht dulden, Sie müssen öffentlich dagegen remonstrieren, müssen klagbar werden, Severin – –"

„Remonstrieren gegen was, lieber Urban? Klagbar werden gegen wen?" fragte Herr Severin ruhig.

„Sie wissen es noch nicht, mein Freund, haben es noch nicht gehört? Gestern abend – im Dom – dieser Fanatiker, nein, dieser Unverschämte, dieser Narr –"

„Laſſen wir den Mann," entgegnete Severin gezwungen lächelnd.

„Mitnichten, laſſen wir ihn nicht, – er hat für Sie – gebetet, Severin!"

„Gebetet – und was weiter, junger Freund?"

„Was weiter? Ich ſage Ihnen ja, er hat für Sie gebetet: für Sie, nein, gegen Sie; laut, öffentlich, vor der geſamten Gemeinde, auf ſeinen Knieen!"

„Ein Gebet kann ich mir ja ſchon gefallen laſſen, Urban, was hätte der Mann Beſſeres für mich zu tun gewußt als das?"

„Er hat Ihren Namen gebrandmarkt wie den eines Heiden, eines Ketzers!"

„Er nannte es Gebet, und ein Gebet iſt keine Injurie, ſoviel ich weiß."

„Dieſes iſt eine Injurie!" rief der junge Mann je mehr und mehr aufgebracht. „Es iſt ſchwerer als eine Injurie, es iſt Hohn und Schimpf! Sie ſind es Ihrem Namen, ſind es Ihrer Tochter ſchuldig – –"

„Meiner Tochter bin ich ſchuldig, das Ärgernis meines Namens nicht durch einen weiteren Eklat aufzufriſchen," ſagte Severin und als der Freund von neuem auffahren wollte; „nicht ſo laut, lieber Urban," ſetzte er hinzu mit einem unruhigen Blick auf Marieeſther, die abgewendet in einer Laube Platz genommen hatte.

Urban verſtand dieſen Blick. „Laſſen Sie uns einen Spaziergang machen, Herr Severin," ſagte er, „die Sonne iſt im Sinken, wir dürfen keine Zeit verlieren."

„Ich danke Ihnen," entgegnete Severin, „ich habe Verſammlung heute abend."

„Nun denn, morgen früh."

„Ich bin beſchäftigt in dieſen Tagen, junger Mann.“

Urban ſchwieg eine Weile, dann fragte er:

„Werden Sie zum Feſte einen Weg ins Freie mit Ihren Freunden machen, Herr Severin?“

„Nein,“ antwortete der andere kurz.

„Es tut mir leid. Ich hätte mit meiner Familie daran teilnehmen mögen. Aber ſpäter, hoffe ich.“

„Niemals wieder, Urban.“

„Niemals? Wollen Sie laß und feige werden, Freund, jetzt, wo es gilt, aufzutreten und Trotz dem Trotze entgegenzuſetzen?“

Severin faßte des Aufgeregten Hand. „Es hätte ſchon früher gegolten, den Trotz nicht herauszufordern, auf beiden Seiten vielleicht,“ ſagte er, „aber – beruhigen Sie ſich, Urban, ich weiß, Sie meinen es gut, Ihr Herz hat nicht teil an dem Eifer, der Sie über Ihre Grenzen führt.“

„Über meine Grenzen? Nein, nein, dreimal nein!“

„Mäßigen Sie ſich. Wir ſind nicht ohne Zeugen! Überhaupt – ich hätte es ſchon längſt tun ſollen – mißverſtehen Sie mich nicht, Urban, – aber, ich bitte Sie, – meiden Sie mein Haus, – zeigen Sie ſich ſeltener als bisher in meiner Geſellſchaft –“

„Was wollen Sie damit ſagen, Herr Severin?“

„Daß Sie Argwohn erwecken, – daß Sie ſich ſchaden, junger Freund.“

„Pfui! Achten Sie mich ſo gering, um ſich nicht in die Seele eines Mannes dieſer feigen Zumutung zu ſchämen?“

„Schicket euch in die Zeit, heißt es, denn es iſt eine böſe Zeit, lieber Urban. Sie haben einen guten bürgerlichen Namen in dieſer Stadt, ſind Sohn und Bruder, ſind Angeſeſſener, Beamter –“

„Und Ihr Freund, Severin!“

„Ich weiß es, und ich danke es Ihnen. Aber Sie teilen nicht meine Überzeugungen, haben sie nicht zu vertreten und dürfen ihnen nicht zum Opfer fallen, junger Mann.“

„Sie selber haben mir einst den Pakt vorgeschlagen, gewisse innerliche Punkte gegeneinander nicht zu berühren. Wir hegen beide die Religion rechtschaffener Männer; alles darüber hinaus ist Herzenssache, die jeder nur mit sich selber abzumachen hat,“ sagte Urban.

„Eben deswegen, mein Freund. Sie sind keiner der Unseren. Es ist nur persönliche Teilnahme, die Sie an mich bindet, Mitleiden zur Stunde und – wie soll ich sagen? deuten Sie es nicht übel, Urban –: aber ein gewisser Reiz, den das Verpönte auf junge, freistrebende Gemüter zu üben pflegt.“

Urban stand eine Weile in nachdenklichem Schweigen, dann sagte er ruhiger als bisher, aber sehr bestimmt, indem er des älteren Mannes Hand drückte: „Es ist ernste, wahre, von meiner Familie überkommene Freundschaft, die mich unverbrüchlich an Ihr Schicksal bindet, Herr Severin, und, Sie wissen es, es ist noch etwas anderes – –“

„So sei es denn um dieses anderen willen, junger Mann,“ unterbrach ihn Severin bewegt, „daß Sie Ihre Stellung, Ihre Zukunft zu wahren suchen. Es muß sich erst manches lichten, ehe der Augenblick einer Entscheidung gekommen ist. Bleiben Sie uns bis dahin treu, aber fern. Sie haben – lassen Sie mich es bekennen zu Ihrem Glück – innerlich eine gewisse Grenze nicht überschritten, drängen Sie äußerlich nicht über dieselbe hinaus; wir würden beide dafür büßen müssen. Ich habe schon so manchen Unglücklichen gemacht, der, wie von einem Makel bespritzt, von

der Welt gemieden wird, weil er mir angehangen hat, meine Tochter – mein einziges Kind –"

„Nein, nein!" unterbrach ihn Urban mit warmer Festigkeit, „nun und nimmer kann ich Ihrem Rate folgen, teurer Mann. Gemüt und Ehre sagen nein. Ich werde Ihnen angehören mit offenem Visier. Drängt die feige, schnell erschlaffte Zeit uns dahin, das, was wir heute bekannten, morgen zu verschleiern: den Mut der Freundschaft, die Freiheit persönlicher Treue soll und darf sie uns nicht rauben."

Severin wendete sich in tiefer Bewegung von ihm ab und ging mit hastigen Schritten den Laubengang entlang. Der andere blickte ihm eine Weile nach, dann wendete er sich langsam dem Hause zu, in welchem er vor wenigen Minuten Marieesther hatte verschwinden sehen. Sie stand dicht am Fenster des vorderen Zimmers, beim letzten, schwachen Dämmerlichte in ein Buch vertieft, so daß sie sein Nahen nicht bemerkte. Erst als er dicht an ihre Seite trat, schreckte sie zusammen und suchte mit eiliger Scheu das kleine Buch zu verbergen, das ihre Gedanken in Anspruch genommen hatte.

„Warum, Marieesther?" fragte Urban, dem ihre Bewegungen nicht entgangen waren. „Die Nachfolge Christi ist kein Gegenstand, den Sie vor irgendeinem Menschen zu verleugnen brauchten."

„Außer vor einem!" murmelte das junge Mädchen, setzte aber schnell bereuend hinzu: „Nein, nein, Urban, vergessen Sie dieses Wort, ich bitte Sie. Aber – ich meinte – es würde ihm wehe tun wie ein Vorwurf, es würde ihn beschämen."

„Sie irren, Marieesther. Zeigen Sie Ihrem Vater un-

verhohlen, was Sie bedürfen, beweisen Sie ihm, daß seine Nähe, sein Schicksal dieses Bedürfnis nicht stören – –"

Ihr schmerzlicher Blick, ein zweifelhaftes Schütteln des Hauptes drängten den Schlußsatz zurück; er schwieg einen Moment, dann sagte er ablenkend: „Die Meinigen sind betrübt, Marieesther, Sie nur noch so selten zu sehen. Warum ziehen Sie sich auch von Ihren ältesten Freunden zurück, gehen immer allein, da so viele Sie lieben? Ich weiß, meine Schwestern haben nicht Ihre Bildung, sind dem Geiste nach nicht Ihresgleichen, aber sie meinen es herzlich; und ich, Marieesther –"

Sie stand unbeweglich, das Gesicht den Scheiben zugewendet; er ergriff ihre Hand: „Liebe Marieesther!" flüsterte er mit innigem Ton, hielt aber betroffen inne, denn er fühlte, wie sie plötzlich zusammenschreckte. Seine Blicke folgten den ihren, welche auf eine unter dem Fenster vorübergleitende Gestalt geheftet waren. Ein junger Mann in dunkler geistlicher Tracht öffnete dicht neben dem Hause die Pforte des Kreuzgangs und schritt denselben entlang, der den südlichen Arm des Kirchenkreuzes bildenden Sakristeikapelle zu. Urban schwieg, bis er ihren Augen entschwunden war, dann fragte er mit mühsam bewältigter Aufregung: „Kennen Sie diesen Mann, Marieesther?"

„Nein, nein!" versetzte sie mit einer heftig abwehrenden Bewegung. „Aber lassen Sie mich, Urban, um des Heilands willen, kein Wort weiter jetzt. Gehen Sie, ich bitte Sie, lassen Sie mich – lassen Sie mich allein!"

Urban unterdrückte das Bekenntnis, das auf seinen Lippen geschwebt hatte, er verließ Zimmer und Haus, in stürmischer Erregung an dem eben aus dem Garten zurückkehrenden Freunde vorübereilend. Marieesther war auf

den Stuhl am Fenster gesunken, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend. Sie sah nicht, daß der Vater ihr gegenüberstand und in innerlichem Kampfe zwischen Reden und Schweigen sie eine Weile beobachtete.

„Du bist erschüttert, Marieesther," so weckte er sie endlich aus ihrer Versunkenheit, „Urban ging von dir in lebhafter Aufregung; es ist zu einer Aussprache zwischen euch gekommen, und – du hast ihn von dir gewiesen, meine Tochter?"

Sie antwortete nicht, er schüttelte traurig den Kopf. „Hast du dein Nein geprüft, wirst du es nicht eines Tages bereuen, Marieesther?" fragte er von neuem.

Sie blieb unbeweglich, der Vater fuhr fort: „Ein Mann von Bildung und seltener Wärme des Herzens, begütert und wohlberufen, bietet dir seinen Schutz, der Tochter eines geächteten Vaters bietet er einen ehrenvollen Wirkungskreis, Wohlstand und beglückende Pflichten. Schon die Dankbarkeit hätte für ihn sprechen sollen, die Achtung vor seiner wandellosen Treue, oder hättest du, wüßtest du –"

„Nein, nein," unterbrach ihn Marie gepreßt, „er meint es gut und treu, ich weiß es, aber – aber –"

„Aber – er ist deines Vaters Freund!" ergänzte der Vater mit bitterem Klang und wendete sich nach der Tür.

Ein banger Laut entrang sich der Tochter Brust, sie stand einen Augenblick wie gelähmt, flog dann nach der Tür und warf sich überwältigt in des Vaters Arme: „Vergib mir, Vater," rief sie aus, „habe Geduld mit mir. Ich will mich bedenken, morgen – morgen –"

Der Vater hielt sie eine Weile schweigend an seinem Herzen, strich einige Male mit der Hand über ihr braungelocktes Haar und verließ mit einem wehmütigen Ausdruck das

Zimmer. Marieesther folgte ihm bis an die Schwelle und blickte ihm nach, wie er die Treppe hinanstieg nach dem oberen Stockwerk, in welchem die Versammlung stattfinden sollte. Sie schien unschlüssig, ihm zu folgen, tat einige Schritte, hielt dann inne, ging von neuem. Die Haustür öffnete sich, die ersten Teilnehmer traten ein, andere folgten rasch hintereinander: fremde, gleichgültige Gesichter, laute, aufgeregte Stimmen.

Marieesther wendete sich um, zog die Zimmertür hinter sich zu und wankte auf ihren Platz am Fenster zurück. Sie drückte das heiße Gesicht gegen die Scheiben und blickte hinüber nach dem Dom.

Der Kreuzgang, der die Sakristeikapelle mit Severins Kurie verbindet, umschließt den Friedhof der einstmaligen Bischöfe des Domes. Die alten Ulmen, welche im Sommer diesen kleinen, freien Raum überwölben, standen noch unbelaubt, aber der immergrüne Efeu rankte sich an dem grauen Gemäuer in die Höhe, und eine frühlingsfrische Rasendecke, von einem schmalen Streifen des Abendgoldes überglänzt, breitete sich zwischen den verfallenen Monumenten. Drinnen wurden die Kirchenlampen angezündet zum letzten abendlichen Gottesdienst in der Passion. Ein Fenster nach dem anderen erhellte sich, ein zauberisches Licht fiel auf die Pfeiler und Gebilde des wunderbaren Baues, der in dieser zweifachen Beleuchtung von außen und innen in dem Kontraste nächtiger Schatten und purpurvioletten Glanzes lebendig geworden schien und wie beseelt dem jungen Mädchen gegenüber ragte. Und nun ertönte die Orgel, Menschenchöre und die volle Stimme des Predigers vom Altar in liturgischem Wechsel drangen in ihr

Ohr. Sie öffnete das Fenster; durch ihre Seele zog es wie ein Heimweh.

Jahre waren vergangen, seit sie in keinem Gotteshause gebetet, die Feierstunden entbehrt hatte, die ihre Kindheit durchgeistigten. Nicht in einem Tempel wie diesem; in einer kleinen schmucklosen Dorfkirche, unter einfachen Landleuten, an der Seite der frommen Mutter und ihrem Andachtsplatze gegenüber der Vater in seiner Manneskraft, mit der apostolischen Gestalt, mit dem apostolischen Wort, das scheinbar für diese Räume zu hoch und voll, dennoch ergreifend auch auf die beschränkten Zuhörer wirkte. Und später, jenem friedlichen Schauplatze entrückt, hier in dieser Stadt, unter einer Gemeinde, berauscht, gewaltsam in die Höhe getrieben, in immer dichter und dichteren Scharen sich um den kühnen Redner drängend, der, von dem Stachel der Zeit gespornt, lange drückende Fesseln eine nach der anderen sprengt, Schritt für Schritt weiter treibt und getrieben wird, Geistliches mit Weltlichem verwirrend, Schranke für Schranke niederreißt und endlich der äußeren Gewalt einen äußeren Bruch entgegensetzt.

Das junge Mädchen vermochte nur bebend diesen Erinnerungen zu folgen, die Bilder scheuchten sich schwarz in schwarz; sie sah den Vater angeklagt, gemieden, verhöhnt, verfolgt, sah die Mutter sich in ihren Tränen verzehren, sah sich selber dem teuren Sarge folgend, wie er von Friedhof zu Friedhof zurückgewiesen, von einer gaffenden, lärmenden Menge bedroht, von Polizeimannschaften überwacht, eilig und ohne Feier durch die Straßen gekarrt, endlich in einem Winkel zwischen Mördern und Selbstmördern die letzte Ruhe fand. Marieesther schauderte. „Zwischen Nesseln und Disteln blühen meine Rosen!“ murmelte sie und stand –

ſie wußte nicht, wie ſie hinüber gekommen – in der Pforte des Kirchengangs.

Eine unwiderſtehliche Sehnſucht hatte ſie getrieben. Sie meinte, ihr müſſe wohl werden, wenn ſie nur einmal wieder den Blick in das Heiligtum ihrer Kindheit werfen dürfe. Schritt für Schritt wankte ſie vorwärts, an dem kleinen, öden Biſchofshofe vorüber, zögernd, innehaltend, wieder einen Schritt. Die Stimme des Predigers drang zu ihr heraus, deutlich, jedes Wort vernehmlich. Das war nicht ihres Vaters ruhig fortgleitende, fortwirkende Art: ſchmucklos, aber vielgeſtaltig, eines aus dem anderen entwickelnd, die Zweifel dem Gedanken folgend und die Gedanken dem Zweifel. Das waren wechſelnde, glühende Bilder, Worte, gleich Flammen in die Herzen ſchlagend, bald von Zorne bebend, bald in leiſe liſpelndem Flehen. „Chriſtus oder Barnabas!" dröhnte es in ihr Ohr gleich Poſaunenklang, als ſie ſchwankend wie eine Verbrecherin vor der halb geöffneten Pforte ſtand und ſich zitternd an die kalten, feuchten Steinmauern klammerte, um nicht zu Boden zu ſinken.

Da, wo die beiden Kapellen des Kirchenkreuzes das Mittelſchiff von dem hohen Chore trennen, ihrer Pforte gegenüber erhob ſich die Kanzel. Sie ſah die dunkle Geſtalt des Predigers ſchattenartig lebhaft ſich bewegen, ſich beugen und neigen, ſeine Arme ſich ihr entgegenſtrecken wie zum Wink. Sie wagte ſich über die Schwelle, einen Fußbreit und noch einen und wieder einen hinunter in das düſtere, einſame Seitenſchiff. Im Mittelraume Kopf bei Kopf. Die drängende Verſammlung, die dem neuen eifrig und ſtrengfordernden Redner zuſtrömte, wie ſie vor kurzem ihrem Vater als einem Befreier zugeſtrömt war, das bleiche Däm-

merlicht, das die Hängelampen zwiſchen den Pfeilern über die dunkel verhüllten Geſtalten warfen, die ernſten Klänge des Bußchorals, alles dieſes machte einen überwältigenden Eindruck auf das junge Mädchen, das einſam im Schatten an dem Pfeiler lehnte und, von eiſigen Schauern geſchüttelt, die Knie unter ſich wanken fühlte.

Und nun ſtieg der Prediger von der Kanzel herab, nun trat er an den Altarplatz dicht vor dem Chor, ihr ſo nahe, daß ſie die Geſtalt, die Züge ſelber zu unterſcheiden vermochte, die ſie ſchon ſo oft von ihrem Fenſterplatze auf dem Gange über den Biſchofshof mit Sehnſucht und heimlichem Herzweh, ja mit dem Neide eines Beeinträchtigten beobachtet hatte. Die hohen Altarkerzen wehten ein blendendes Licht auf das geſcheitelt und lockig über das ſchwarze Gewand niederwallende, goldhelle Haar – die feinen, jugendlichen Züge, die großen, lichtblauen Augen, die bleichen, von frühem Eifer verzehrten, im Augenblick ſcharfgeröteten Wangen – ſo hatte das Bild des Johannes in faſt typiſchem Ausdruck ſich ihrer Vorſtellung eingeprägt.

Noch tönte die Orgel und die letzte Strophe des Bußliedes, als der Prediger ſich in ſtummem Gebete vor dem Altare auf die Knie warf. Durch die Gemeinde rauſchte eine unruhige Bewegung, geſpannte Neugier feſſelte die Blicke, man erhob ſich von den Sitzen, man flüſterte und wechſelte verſtohlene Zeichen. Die gottesdienſtliche Zerknirſchung ſchien plötzlich vergeſſen, das Publikum erwartete eine Szene. Eine unheimliche Ahnung bebte durch der Lauſcherin Bruſt, ſie hätte fliehen mögen, aber ihre Füße wurzelten im Boden, ein unſeliger Krampf hielt ihre Glieder gefeſſelt. Und nun verhallte die Orgel, nun erhob der Prieſter, noch immer auf ſeinen Knien, die Stimme zum Gebet für alle noch

nicht Berufenen und für alle abtrünnigen, verlorenen Seelen.

„Ewiger, erbarme dich," so flehte er zum Schluß, „an dem Tage, wo du verraten wardst, Allerbarmender, erbarme dich auch über die, so dich heute schnöder als damals verraten; über die, so im Angesichte deines Hauses in dieser Stunde selber deine Barmherzigkeit verhöhnen; erbarme dich über die verirrte Herde und ihren treulosen Hirten – Zacharias Severin!"

Bei diesem Namen zuckte es durch die Glieder des unglücklichen Kindes gleich einem elektrischen Schlag, ein dumpfer Schrei entrang sich ihrer Brust, wie von Dämonen gejagt stürzte sie aus der Kirche; aber kaum daß sie deren Schwelle überschritten, brachen ihre Knie, halb besinnungslos sank sie auf einem Grabstein des Bischofshofes zusammen. Ihr Herz drohte zu zerspringen, sie hörte das Schlagen ihrer Pulse, der kalte Schweiß eines tödlich Geängsteten tropfte von der Stirn, dumpfes Röcheln drängte sich aus ihrer Brust.

So lag sie lange; sie wußte nicht, wie lange; Tränen lösten endlich ihre Bangigkeit, sie weinte wie ein Kind, das auf einsamen winterlichen Wegen irregegangen ist und die Spur der Heimat nicht wiederfinden kann. Die Kirchenlichter waren nach und nach verlöscht, ohne daß sie es bemerkt hatte, nur aus dem Fenster der Sakristei fiel noch ein heller Schimmer in das Kreuzgewölbe, ringsumher kein Laut, kein Tritt, alles grabesstill; Marieesther lag noch immer in konvulsivischem Schluchzen auf dem verfallenen Monument.

„Wer weint hier?" fragte plötzlich eine Stimme dicht an ihrer Seite.

Dieſe Worte gaben ihr die Beſinnung wieder; es war derſelbe Klang, der eben alle guten und alle böſen Geiſter in ihr wachgerüttelt hatte, ohne daß ſie in dem chaotiſchen Kampfe ihre Forderungen zu unterſcheiden vermochte.

„Wer weint hier?“ fragte der Domprediger Johannes Bertram noch einmal, und hinter dem hohen Steine die regungsloſe Geſtalt gewahr werdend, beugte er ſich über ſie mit den Worten: „Sind Sie krank? Leiden Sie?“

Der Strahl des Vollmondes, der in dieſem Augenblicke über den Giebeln der begrenzenden Kurien hervorleuchtete, fiel auf ein totenbleiches, ſchönes, ihm völlig fremdes Mädchenangeſicht. Aber nur ein einziger Strahl, denn mit einer jähen Bewegung riß ſich Marieeſther empor, und bevor er, eiligen Schrittes folgend, die Kreuzgangspforte erreichte, ſah er ſie in dem Hauſe des Abtrünnigen verſchwinden, für deſſen Begnadigung er vor kurzem gebetet hatte.

Marieeſther ſchloß die Tür, als ob ſie ſich vor einem Verfolger ſchützen müſſe. Im Flur, allein, atmete ſie auf. Von oben herab drang die Stimme ihres Vaters. Sollte ſie zu ihm flüchten, bei ihm Beruhigung ſuchen? Sie lauſchte am Fuße der Treppe, ſein klangvoll deutliches Wort drang in ihr Ohr. „Natur und Geiſt,“ ſchwirrte es vor ihrem Sinn, wie es dort drüben „Sünde und Gnade“ ihn umſchwirrt hatte. Zögernd wendete ſie ſich um und ging in das untere Zimmer.

Sie war wieder ruhig geworden, ſie fühlte, daß ſie ſich zuſammenraffen, ihrem Vater das aufregende Erlebnis verbergen müſſe. Hatte ſie ſich doch ſeit Jahren an eine innerliche Heimlichkeit gewöhnt, empfand ſie doch dieſes Verhüllen, dieſes Entfremden, unwillkürlich und unüberwind-

lich, ja ſchonend und wohlmeinend wie es ihr ſchien, als die bitterſte Pein, als die Pein des Undanks gegen ihren Vater und Lehrer, gegen den milden Führer ihrer Kindheit, ihren geduldigen, nie gekränkten Freund. Sie ging mit haſtigen Schritten im dunklen Zimmer auf und nieder, bis ſie oben die Verſammlung ſich trennen hörte, dann zündete ſie eilig Licht, nahm ihre Handarbeit und ſetzte ſich an den Tiſch, mit niedergeſchlagenen Augen ihren Vater erwartend.

Er trat ein. Auch auf ſeiner Stirn lagerte eine Wolke. Er hatte geſprochen, wie er jetzt immer ſprach; weil er nicht mehr ſchweigen durfte, weil er nicht innehalten durfte in einer Bahn, auf welcher er den äußerſten Schritt nicht geſcheut hatte, während die Genoſſen, die ihn raſtlos vorwärts gedrängt, weit über ſein urſprüngliches Ziel hinaus, täglich um ihn ſchwanden und nur jene treu verblieben, die ihn niemals verſtanden hatten. Die Fackel, die beſtimmt war, dem mühſam im Schachte des Gedankens Grabenden zu leuchten, war in die Hände der Krämer gefallen und drohte ihre Buden zu verzehren – oder zu verlöſchen. Und zu dieſer innerlichen wie äußerlichen Iſolierung, zu dieſem Unbehagen einer zweideutigen, widerſpruchs- und vorwurfsvollen, ſprüngigen und brüchigen Exiſtenz nun der quälende Anblick ſeines einzigen Kindes in dem Kampfe einer zweifältigen Treue und Treuloſigkeit, der nagende Eindruck eines friedenloſen, bodenloſen Vaterhauſes für eine, die auf ſeinen Schutz angewieſen, die Mahnung an ein vielgeliebtes Weib, das im gleichen Kampfe ehrfürchtiger und zärtlicher Gewöhnung unterlegen war, – o, wie gern wollen wir glauben, daß die ſtarke, natürliche Kraft dieſes Mannes ſich nur noch im Trotze aufrechterhielt.

Er hatte die Worte „Wahrheit und Freiheit“ auf das

Panier geschrieben, unter welchem er den Guten gerecht und den Bösen ein Widerstand zu werden geglaubt, und sich daher gewissenhaft enthalten, seine Tochter, wie früher deren Mutter, an seine Konsequenzen zu fesseln. Sie waren niemals öffentlich aus ihrem Heiligtum getreten, hatten, seitdem er sich mit seinen Freunden von demselben losgerissen, keiner seiner Versammlungen beigewohnt, keine seiner Zeremonien geteilt, hatten sich formell nicht einem Verbande eingereiht, dem er, und das war der Punkt, wo sein Irrtum eine Lüge wurde, die Bezeichnung eines religiösen retten wollte, da er doch kaum die Elemente eines Lehrenden in sich trug und nach dem Bildungsgrade seiner Hörer in sich tragen konnte. Ungeachtet dieser Freiheit aber waren Weib und Kind dem Wesen nach in sein Verhängnis und in eine doppelte Halbheit hinübergerissen worden, hatten sie, da sie den Vater nicht zu lassen, ihn nicht öffentlich zu verleugnen vermochten, ihre ehrfürchtigen Gewöhnungen meiden und deren durch Entbehren gesteigertes Bedürfnis in die Stille des Herzens zusammendrängen müssen. Den Zwang dieses Schicksals, dem die Mutter erlag, den erkannte er heute abend von neuem, ja heute deutlicher denn je in der Tochter fieberisch leuchtendem Auge, in dem Drucke ihrer kalten, zitternden Hand, in ihrem kargen, mühsam hervorgepreßten Wort. Er sah sie der Ruhe bedürftig und verließ sie nach kurzem Beieinander.

Aber Marieesther fand diese Ruhe in ihrer Kammer nicht, und es würden uns die Worte fehlen, den Zustand des armen Kindes zu schildern in jener Nacht, wo wir den bittersten Kampf des Heiligen, den Kampf der Treue gegen die Untreue, mitleidend und reuevoll zu feiern gewohnt sind. Auch in Marieesther war es ein Kampf der Treue, ein

Schwanken zwiſchen Liebe und Abſcheu, dem ſich, wenn auch in ſeiner vollen Bedeutung noch nicht hervortretend, ein neuer Stachel angeſetzt. Der mächtigen Perſönlichkeit des Vaters hatte ſich zum erſten Male eine andere perſönliche Macht gegenübergeſtellt, menſchlich und prieſterlich anziehend, abſtoßend zu gleicher Zeit.

Marieeſther dachte am folgenden Tage nicht daran, daß ſie dem Vater in einer hochwichtigen Angelegenheit eine Erklärung ſchuldig ſei, und auch der Vater war ferne davon, dieſe Erklärung zu fordern, ſo ſichtlich waren die Spuren dieſer leidvollen Nacht ihrem Weſen aufgedrückt. Er beſchränkte ſich auf ſeine geſtrige Mahnung zu einem freieren, geſelligen Verkehr. Aber heute lebhafter noch als geſtern ſträubte ſich Marieeſther, dieſem Rate zu folgen; es war Karfreitag, ſie blieb allein und entſchloß ſich erſt am Spätnachmittage zu einem ernſten, einſamen Gange.

Nach Art mehrerer mittelalterlicher, norddeutſcher Plätze ziehen ſich die Gottesäcker auch bei uns wie ein ſchmaler Gürtel rings um die Mauer der inneren Stadt. Als die unmittelbare Einfriedigung der Gotteshäuſer, die eigentlichen Kirchhöfe, dem räumlichen Bedürfniſſe nicht mehr genügte, hatte man die nächſte freie Umgebung gewählt, um die Toten in der Nähe der Lebenden und in deren tägliches Treiben hineinragend, zu beherbergen. Wie dann ſpäter die Vorſtädte ſich anreihten, wurde aus der Grenze ein Band, der Sinn gewöhnte ſich an die ernſte Umgebung, ihre mahnende Bedeutung ſtumpfte ſich ab, der Weiheplatz, der mit der Einſamkeit den beſten Teil ſeines Adels eingebüßt hatte, wurde ein ſorgfältig gepflegter Garten, in welchem ein jeder ſein beſonderes Plätzchen hegt und ſchmückt,

ihn als nächsten Verbindungsweg zwischen den Toren benutzt und auf diese Weise, recht eigentlich im Sinne unseres Menschenlebens, an Gräber streift, wenn er Freiheit und Erholung sucht.

Aber im Laufe der Zeiten haben auch diese Räume nicht mehr für das letzte Erdenbedürfnis ausgereicht, und so finden wir jenseit der Vorstädte, mangelhaft oder gar nicht eingehegt, die Friedhöfe der Armen eines jeden der Kirchspiele, zerstreute, schmucklose Parzellen, die als Bleichplätze wirtschaftlichen Zwecken, ja den Herden als Weide dienen und den umgebenden Gärten eine unheimlich empfundene Nachbarschaft sind.

Nach dem elendesten dieser grünen Winkel, keinem bestimmten Gemeindeverbande angehörig, Obdach- und Heimatlose, Verbrecher und Selbstmörder, alle die Unglücklichen bedeckend, denen keine liebende Sorge, kein Gewohnheitsrecht die letzte Stätte bereitet, dahin lenkte Marieesther jetzt den Schritt, zu dem Grabe ihrer vielbeweinten Mutter.

Die Natur war liebreicher als die Menschen gegen die Gräber der Vergessenen gewesen; ein zartgrüner Rasenteppich, mit Veilchen und Anemonen durchwebt, breitete sich über die eingesunkenen Hügel, Flieder und wilde Rosen, freiwillig dem Boden entwuchernd, sproßten im ersten frischen Laub, Vögelchen bauten im Zaun und lockten mit sehnsüchtigem Laut, wo die Menschenstimmen schwiegen. Am Eingange begegnete Marieesther einem Trupp armer Hospitaliten in gleichförmiger, sauber unscheinbarer Tracht, wie sie einen Mitbruder zur Ruhe getragen hatten und mit dem Totengräber lachend und plaudernd zurückkehrten.

„So verschwindet ein Leben ohne Spur, ohne letzten Liebesblick, ohne gläubigen Scheidegruß, so schwindet ein

jeder und findet am Ende die erſehnte Ruhe!“ ſagte Marieeſther mit ſchneidendem Weh, als ſie zwiſchen Geſtrüpp und Unkraut dem ſchmalen Pfade bis in den Winkel der Verbrecher, der die Frau des Renegaten aufgenommen hatte, folgte. Die Sonne war im Verſcheiden, ihre letzten Strahlen fielen glänzend auf die Lettern des ſchwarzen Eiſenkreuzes über dem efeuumrankten, umgitterten Grabe. Marie ſetzte ſich auf die Ruhebank, die ſie neben demſelben hatte errichten laſſen, und ſchloß die Augen in unausſprechlichem Sehnen. Wie oft in den zwei Jahren, ſeit dem Scheiden des treueſten Herzens, war ſie an dieſe ſtille, gemiedene Stätte geflüchtet und mit dem kümmerlichen Troſte: „Wie lange noch, und alles iſt im Frieden gleich ihr!“ in das friedloſe Vaterhaus zurückgekehrt. Heute aber ſollte ſie nicht zu dieſem zeitweiſen Abſchluſſe gelangen, denn kaum hatte ſie einige Minuten geruht, als leiſe Menſchentritte, von dem weichen Raſenboden gedeckt, ſie aus ihrer Verſunkenheit aufſcheuchten. Mit einem Schrei der Angſt fuhr ſie in die Höhe –: im prieſterlichen Ornate, von der Beſtattung des Armen zurückkehrend, ſtand der Mann von geſtern abend ihr gegenüber, deſſen Gebet noch immer in ihrem Ohre widerhallte gleich einem Spruche der Vernichtung.

Auch er ſchien betroffen und ſchwankend, da er die bleichen Züge wiedererkannte, die ihm ein flüchtiger Mondesſtrahl offenbart hatte; als aber Marieeſther an ihm vorüber entweichen wollte, trat er ihr in den Weg, ergriff ihre Hand und ſagte mit prieſterlicher Autorität: „Bleiben Sie. Es iſt kein Zufall, der mich Ihnen zum zweiten Male auf einem Grabe gegenüberführt.“

Von allen Empfindungen, welche bei dieſer unerwarteten

Begegnung Marieesthers Seele beſtürmten, war es das Erbteil ihres Vaters, der Stolz, der ihr die Kraft gab, aufrecht auszuharren. Sie zog ihre Hand haſtig aus der ſeinen, und auf den Namen des Kreuzes „Maria Severin“ deutend, ſprach ſie nichts als: „Meine Mutter!“

Johannes Bertram neigte wie im Verſtändnis das Haupt.

„Eine Verwaiſte an Leib und Seele,“ ſagte er, „ein unglückliches Kind ſucht Frieden an heiliger Stätte heute hier – geſtern dort – –“

„Und findet Haß und Hohn,“ murmelte Marieesther.

„Sie läſtern,“ rief der junge Mann mit zornigem Blick.

„Er iſt mein Vater, und ich war im Dom,“ verſetzte ſie.

„Welches Wunder ſoll den Irregegangenen zurückführen, als das der Liebe im gläubigen Gebet?“

„Der Liebe, ſagen Sie? Der Liebe, ja! Ich aber, ich hörte einen Fluch.“

„Noch einmal, Sie läſtern! Die Liebe, die Sie meinen, hat allenfalls Macht über das Herz, nicht über den Geiſt. Die da unten ſchläft –: vermochte ihre Liebe den Geliebten vom Abfall zurückzuhalten? Auch Sie lieben ihn, unglückliches Kind, und Ihre Liebe – –“

„Recht, daß Sie mich mahnen; meine Liebe ſoll ihn tröſten und heilen, wo die Welt ihm neue Wunden ſchlägt.“

„Und warum zittern Sie denn und zagen? Die Liebe, die hilft, macht ſtark und beherzt; warum ſuchen Sie Kraft an der Stätte, deren Weihe er zu verleugnen lehrt?“ Marie ſank auf die Bank zurück, die Gegenrede verſagte ihr; ihre Schwäche war entlarvt, ihr Stolz gebrochen, ihr ganzes Weſen in Aufruhr. Sie bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Der Prediger ſtand ihr gegenüber an das Kreuz gelehnt; es war wie eine Stimme aus dem Grabe oder

aus einem höheren Reiche, die mit durchbohrenden Worten in ihre Seele drang. Der Abend war hereingebrochen, der Mond ſtand voll am Himmel; kein Hauch, kein Laut in dem öden Gehege, nur die Nachtigall im Buſch miſchte die Lockungen der Erde mit der ernſten Himmelsmahnung.

In dieſem Zwieſpalt der Seele und der Sinne erhob ſie ſich endlich und wendete ſich ſtumm dem Ausgange zu. Der Prediger folgte dicht hinter ihr auf dem ſchmalen Pfade. Auch er ſchwieg jetzt. Als ſie aber die verwilderte Hecke erreichten, welche den Friedhof von der Fahrſtraße trennt, faßte er noch einmal nach ihrer Hand und fragte mit dringender Wärme: „Werden wir uns wieder begegnen im Hauſe der Gnade?“

„Werden Sie wieder für den Abtrünnigen beten?“ entgegnete ſie raſch.

„Im Geiſte – mit Ihnen – will es Gott.“

„Nicht laut, nicht öffentlich?“

„Paſſion und Buße ſind vorüber, wir harren der Auferweckung; nein.“

Er drang noch einmal in ſie, entſchloſſen und unwiderruflich dem Zuge der Gnade in ihrem Herzen zu folgen, als ein reuiges Kind in die Arme der erbarmenden Mutter zurückzukehren; als er aber ſah, daß der Widerſpruch ihres natürlichen Gefühls unüberwindlich war, ſagte er nach einer ſinnenden Stille: „Nun wohlan, ſo ſchöpfen Sie mit verhülltem Angeſicht an dem Borne des Heils, lauſchen Sie dem ewigen Worte, jedem Auge verborgen als dem der erbarmenden Gottesliebe. Eines Tages, der Durſt Ihrer Seele geſtillt, wiedergeboren, ein neuer Menſch, werden Sie den Mut gefunden haben, die Treue für Ihren ewigen Herrn gegen den zeitlichen Vater zu bekennen. Bis

dahin harren wir in Geduld und Gebet. Ein Schritt aus Ihrem Hauſe, und Sie ſtehen an der Pforte des Kreuzgangs. Ich allein gehe dieſen Weg. Ein vergitterter Beichtſtuhl hart an der Tür verbirgt Sie jedem Blicke, auch dem meinen. Aber ich werde Ihre Nähe ſpüren; gleich einem magnetiſchen Strom wird das Gebet unſere Seelen verbinden, Marieeſther, ich erwarte Sie!"

Sie riß ſich von ihm los und eilte nach der Stadt wie ein gejagtes Reh. Ein Rauſch, ein Fieber, ein ruheloſer Geiſt wallte und glühte in ihrem Hirn. Den ganzen anderen Tag wandelte ſie wie im Traume; der Schritt war haſtig, jede Bewegung ein Zittern.

Und am Oſtermorgen ſaß ſie in dem dunkelgeſchnitzten Gitterſtuhle hinter dem Pfeiler und lauſchte der Predigt der Auferweckung, die, nur für ſie gepredigt, zu ihrer Belebung aus der Seele zu ſtrömen ſchien. Sie wußte, daß Bertram ſie nicht ſehen konnte, dennoch fühlte ſie ſeinen Blick den ihren ſuchend durch die Gitter dringen, und als er auf dem Wege nach der Sakriſtei an ihrem Verſteck vorüberſchritt, begegnete ſie ſeinem Auge und ſchlug mit heißem Erröten das ihre zu Boden.

Wenige Schritte, und ſie ſtand wieder vor der Tür ihres Hauſes. Der Vater war noch nicht aus der Verſammlung zurück, er hatte ihre Abweſenheit nicht bemerkt. Aber ein anderer trat ihr auf ihrer Schwelle entgegen: Helmut Urban, mit bleichen Zügen und ſchmerzlichem Blick. Er fragte nicht, woher ſie komme, aber ſie wußte, daß ſie einen Zeugen gehabt habe.

„Ich mußte, ich mußte!" flüſterte ſie, die gefalteten Hände vor ihre Bruſt gedrückt.

„Die Liebe wird ſiegen," antwortete er ebenſo leiſe,

setzte sich an das Fenster und erwartete des Vaters Rückkehr, ohne weiter ein Wort mit der Tochter zu wechseln.

Als Marieesther in der Dämmerstunde allein in ihrem Zimmer war, empfing sie einen Brief, den sie zitternd erbrach und las. – Mit schlagendem Herzen eilte sie noch am nämlichen Abend aus ihrem Hause und legte die Antwort hinter das Grabmonument des Bischofshofes, auf welchem sie vor kurzem in tödlichem Kampfe gerungen hatte.

Und so war denn ein Verhältnis eingeleitet, das, göttliches und menschliches Bedürfen, irdisches und überirdisches Hoffen ineinanderziehend, für das einsame, nach Hingebung schmachtende Mädchen alle Reize des Heimlichen, Gefährlichen, ja des Wunderbaren in sich verband und sich ihres ganzen Wesens bemächtigte. Die Mahnungen des priesterlichen Lehrers, nach und nach, halb und halb, vielleicht unbewußt in die Töne menschlicher Liebe hinüberklingend, drängten sich; die demütig ratlosen, dankbar unterwürfigen, dann wieder zögernden, zagenden, um Aufschub flehenden, immer aber von innerer Bewegung zitternden Antworten der Schülerin folgten ihnen, und die regelmäßige Erbauung im vergitterten Beichtstuhl brachte die Kämpfe der Woche zu einem sabbatlichen Abschluß.

Wochen waren auf diese Weise vergangen. Der Vater, wenn auch nach außen und innen viel beschäftigt und die einsame Muße seiner Tochter selten unterbrechend, bemerkte mit steigender Unruhe eine Veränderung, deren nächste Anlässe er nicht zu beobachten und nicht zu ergründen vermochte. Marieesthers schwärmerisch sinnige Gemütsanlage bei ihrem Verhältnisse zu ihm selbst, wie bei dem zu der Welt schienen ihm hinlänglich Grund für ihre sich täglich

steigernde Reizbarkeit und fieberhafte Bewegung. Ihre Formen verloren an elastischer Rundung, die schlanke Gestalt schien noch höher gewachsen; die matte Blässe der Wangen wechselte mit einem jähen, scharf umgrenzten Rot, die Augen waren weiter geworden und strahlten von innerlichem Feuer, ihr ganzes Wesen durchleuchtete ein seelischer Schimmer, der den Reiz ihrer Schönheit erhöhte, aber nicht mit Unrecht für Kraft und Erhaltung Sorge tragen ließ. Auch ihre Stimmung wechselte in raschen, unberechenbaren Übergängen. Empfand der Vater in diesem Augenblicke mit Schmerz ihre scheue Entfremdung, so sah er im nächsten in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, ja wie in reuevoller Zerknirschung seine Hände mit Küssen und Tränen bedeckt, sah sie in dienstbarem Eifer für sein Wohlbefinden sich überbieten. Dann plötzlich ein Fliehen und in sich Zurückkehren, ein eisiges Erstarren. Für den Rat eines Arztes gebrach der Anhalt, Marieesther klagte nicht, im Gegenteil, sie beharrte dabei, sich niemals wohler gefühlt zu haben. Der Vater aber täuschte sich nicht, daß ein Wechsel der Lebensweise, der räumlichen Umgebung mindestens dringend geboten sei, um das Verzehren von innen nach außen zu hindern.

Außer dieser höchsten Sorge noch von mancher anderen beschwert, welche sein sich immer widerwärtiger gestaltendes Berufsleben mit sich brachte, war er an einem Nachmittage ausgegangen, um im Freien Beruhigung zu suchen, als er auf dem Markte den Assessor Helmut Urban aus seinem Elternhause treten sah. Der junge Mann hatte in den letzten Wochen wohl die alte Kurie, nicht aber den Umgang seines Freundes, sobald sich außerhalb Gelegenheit fand, gemieden, weniger gemieden als, wie wir wissen,

es Severin lieb war. Auch heute bog er, einer Begegnung ausweichend, in eine Seitengasse ein, hatte aber das Tor noch nicht erreicht, als Urban an seiner Seite stand und, ihm herzlich die Hand bietend, um die Erlaubnis, ihn zu begleiten, bat. Severin schützte Geschäfte vor und machte Miene umzukehren, der andere aber sagte heiter:

„Wozu diese Ausflüchte, werter Freund? Weiß ich doch, daß Sie zu Ihrer Erholung ausgegangen sind."

„Und wozu diese Demonstration, junger Mann?" entgegnete Severin ernst. „Weiß ich doch, daß eine Verwarnung von maßgebender Stelle Sie vorsichtiger in Ihrem Umgange machen sollte!"

„Wissen Sie so viel," versetzte Urban lachend, „ei freilich, so müssen Sie auch mehr, müssen alles wissen, Verehrtester. Müssen mich mit sich nehmen, um zu erfahren, daß ich keine maßgebende Stelle, nicht Chef noch Kollegium mehr anzuerkennen habe, die mich um meines Umgangs willen verwarnen dürften, daß ich um meinen Abschied eingekommen und ein freier Mann geworden bin, lieber Severin."

Severin stand wie vom Donner getroffen, eine tödliche Blässe überzog sein Gesicht. „Um meinetwillen, wieder um meinetwillen!" murmelte er nach einer Pause. Urban aber ergriff seinen Arm, und indem er ihn in heiterster Stimmung aus dem Tore zog, fuhr er mit folgenden Worten in seiner Aufklärung fort:

„Klagen Sie sich nicht an, mein Freund, im Gegenteil, wünschen Sie mir Glück, daß ein letztes unscheinbares Körnchen des Verdrusses die Schale sinken ließ und eine lange drängende Entscheidung zum Abschluß brachte. Die Angelegenheiten meines Hauses heischen den Blick und die

fördernde Hand eines Mannes. Mein guter Vater willigte nur ungern in meinen Studienplan. Sein plötzlicher Tod hätte mich schon vor Jahr und Tag an die Spitze eines Geschäftswesens berufen sollen, dessen Verzweigung den Händen meiner im übrigen so tüchtigen Mutter zu künstlich geworden war. Ich mochte damals nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Jetzt, da das letzte Examen zurückgelegt ist, scheidet sich's leichter und ehrenvoller. Auch bereue ich die geopferte Zeit nicht als eine vergeudete, sie wird mir bei jedem gemeinbürgerlichen Amte von Nutzen sein, und ich hoffe den Tag zu erleben, wo sie mir auch noch in einem weiteren Forum gute Früchte bringen soll. Was man beurteilen will, muß man betrieben haben, und Gesetze werden nicht aus der Luft geschnitten. Für den Augenblick aber und bis zu jener erwarteten guten Zeit denke ich ausschließlich und mit Leib und Seele Landwirt, Fabrikant und mein eigner Herr zu sein."

Severin drückte schweigend die Hand des jungen Mannes, der seine Rede also zu Ende brachte:

„Die Sache ist also abgemacht. Wir legen gegeneinander, Sie den Beamteten, ich den Prediger zu den Akten, die wir nicht ferner berühren. Wir bleiben uns treu und freund. Sie sehen mich zufrieden und leichten Herzens, meine Mutter weint vor Freude, die Schwestern jubeln, und wenn es meinem braven Vater gegönnt ist, in sein urelterliches Haus am Markte zurückzublicken, wird er den Entschluß segnen, der dessen Bestand auf eine fernere Generation verbürgen soll."

Sie hatten während dieser Rede den Weg durch die Felder eingeschlagen, welche die Stadt in weiter Ausdehnung bis zu den begrenzenden südwestlichen Höhenzügen umgeben.

Von dem Kamme dieser Hügelkette öffnet sich der Blick in das Gebirge, dessen Ausläufer sie ist und dessen Spitzen, heute noch mit Schnee gekrönt, sie überragen. Dann und wann erhebt sich ein einzelner Kegel aus der im Halbkreis sich hinziehenden natürlichen Vormauer, und nach dem höchsten und freiblickendsten, reichbewaldetsten dieser Berge lenkten die Freunde ihre Schritte. Ein Gasthaus an seinem Fuße, nach seiner vormaligen Bestimmung „Der Jägerhof" genannt, der weiteren Entfernung halber von Städtern aber wenig besucht, sollte als Ruhepunkt dienen, ehe der Berg bestiegen wurde; also schlug es der junge Fabrikherr vor, und sein ernster Weggenosse willigte ein.

„Ja, lieber Urban," sagte dieser nach einer Pause, da er schweigend neben dem anderen hergegangen war und nur mit halbem Ohr auf dessen ablenkende Unterhaltung gehört haben mochte, „ja, ich preise Sie glücklich, zu einem unzweideutigen Abschlusse und mit Ihrem Streben in eine hoffnungsreiche Bahn gelangt zu sein. O, daß ich Ihnen folgen, mich aus einer Lage reißen dürfte, die sich von Tage zu Tage unleidlicher gestaltet. Die ehemaligen Genossen halten stand nur noch aus Trotz, die Lauen fallen ab, die Neueintretenden erregen mir Ekel. Geschiedene Ehebrecher, weil sie keinen Geistlichen finden, der in ihrer Kirche ein neues Bündnis einsegnen will –"

„Ein Blumennarr, dessen Jungen der Domprediger nicht ‚Geranium' taufen will," fiel Urban ein.

„Ja, es wäre zum Lachen," fuhr Severin fort, „zum Lachen, wenn es nicht so herzbrechend traurig wäre. Und dennoch, mit den Narren und Schurken ließe sich noch fertig werden. Ein jeder Neuerer, der auf die Guten rechnete, hat noch immer den Troß in den Kauf nehmen müssen,

mancher seine Sache durch ihn zugrunde richten sehen. Das aber, was Tag und Nacht die Seele zerfrißt, der Jammer – Urban – Urban –"

„Unglücklicher Freund!" sagte Urban, ehrliche Tränen im Auge, indem er seine Hand drückte und lange in der seinen hielt. Mühsam gefaßt sprach Severin weiter mit tiefem Ernst:

„Aber ein Weib sterben sehen, dem seine Treue das Herz bricht, ein einziges Kind vor seinen Augen verschmachten sehen, in jedem seiner Blicke zu lesen: ‚Warum hast du mir das getan?' Junger Mann, junger Mann, hüten Sie sich vor dem Lichte, das den Starken blendet und dem Schwachen das Herz versengt."

Eine lange Pause folgte diesem Bekenntnisse, dem ersten und einzigen, das der stolze Mann sich bis heute gestattet hatte.

Urban unterbrach sie zuerst. „Sie müssen diesem aufreibenden Zustande ein Ende machen, mein Freund," sagte er, „müssen eine Stellung aufgeben, die sich nicht mehr mit der Würde der Zuversicht behaupten läßt."

„Mit eignen Händen ein Werk zerstören –"

„Das keine Basis hat und keinen Gipfel haben kann, das, leugnen Sie es nicht in dieser Stunde, niemals hätte unternommen werden sollen."

„Mein Eigenstes verleugnen –"

„Ihr Eigenstes retten, und nur einen Irrtum verleugnen."

„Zum zweiten Male – ein Renegat!"

„Heute und immer ein redlicher Mann."

„Und wohin mich wenden, was beginnen? Alt – arm – und sie – – aber ja, ja, Urban, Sie haben recht, und es wird geschehen, denn es muß geschehen."

Sie waren im Jägerhofe angekommen und hatten auf einer Bank vor dem Hause Platz genommen. Eine freundliche Wirtin, Urban aus früheren dienstlichen Verhältnissen zu seiner Familie bekannt, wartete ihnen auf; eine ländlich einfache, aber städtisch saubere Umgebung gewährte den behaglichsten Eindruck, während der Blick, meilenweit frei über eine fruchtbare, in Frühlingsfrische prangende, mit Städten und Kirchspielen übersäete Ebene schweifend, sich von den Hügeln zu den Kuppen, von den Kuppen zu dem wolkenlosen Himmel erhob, ein erquickender Waldhauch den Atem erleichterte und die Brust befreite.

„Man kann diese Gegend nicht schön nennen," sagte Urban, um von dem früheren ernsten Gespräche abzulenken. „Es fehlt ihr das Wasser, der Hügelrücken ist nicht malerisch geschnitten, dennoch wird man nicht müde, in ihr zu weilen. Es liegt etwas Gesundes, dem Menschen Zuträgliches in diesen Umgebungen, und das Bewußtsein, daß jenseit dieser Begrenzung eine großartigere Region uns gelegentliche Erhebung bietet, übt den Reiz des nur in Weihestunden zu Enthüllenden. Ich freue mich, daß hier meine Heimat ist, daß ich in dieser Nähe meine Werkstätte finden soll, und mir wird immer wohl, wenn ich mich ihrem Gebiete nähere."

„Ja, die Natur heilt alle Wunden, sogar die, welche wir uns selber geschlagen," versetzte Severin.

„Ich dachte eben darüber nach," fügte er nach einer Pause hinzu, „wie heilsam solch ein ländlicher Aufenthalt für meine Tochter sein würde, lieber Urban. Wenn ich den Sommer hindurch hier mit ihr leben, mindestens sie hier unterbringen könnte, bis die letzten unvermeidlichen Kämpfe überstanden sind, vielleicht daß noch alles mit ihr und zwischen uns wieder gut würde."

Urban ergriff dieſen Plan mit Lebhaftigkeit, er ſchilderte ihn als einen bequem ausführbaren. „Der Raum genügt für die gute Jahreszeit," ſagte er. „Sie gehen morgens Ihren ſtädtiſchen Angelegenheiten nach und kehren am Abend regelmäßig zu Ihrer Tochter zurück. Hier wie dort finden Sie nebenbei Zeit und Stille für vorbereitende wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen."

Und ohne etwaige Einwände abzuwarten, knüpfte Urban die Unterhandlungen mit der Wirtin an. Zwei freundliche Giebelſtübchen wurden in Augenſchein genommen, auslänglich erachtet und ſchnell gemietet. Bald traten die Freunde in friſch belebter Stimmung den Heimweg an, da Severin es kaum erwarten konnte, ſeine Tochter durch dieſen ſchnell gefaßten Sommerplan zu erfreuen.

Ein Brief ihres geiſtlichen Freundes hatte an dieſem nämlichen Nachmittage Marieeſthers unruhige Zweifel auf das peinlichſte geſteigert; ſie las und las immer wieder, ſie ſann und ſann immer tiefer, ſie wählte, verwarf, und kam weniger denn je zu einem Abſchluß. Unbefriedigt durch ihre zaghaft verborgene Genoſſenſchaft verlangte Johannes Bertram eine unzweideutige Kundgebung ihrer geiſtlichen Heimkehr, beſchwor ſie mit prieſterlichen und menſchlichen Liebesworten zu einem unwiderruflichen Bruch mit ihrer Gegenwart und deren vernichtender Halbheit. Freiwillig von ihrem Vater ſich trennend, ſich unter den Schutz der ehrwürdigen Bertramſchen Familie ſtellend, werde ſie von dieſer mit offnen Armen als ein eignes Kind, als ein verlorenes, wiedergefundenes empfangen, mit doppelter Liebe in ihr gehegt werden, ſagte er. Zum erſten Male bat er um eine Unterredung, in der Hoffnung, durch

lebendige Gegenwart für das Heilbringende, Beglückende den Ausschlag zu geben.

Das Verlangen dieses Wiedersehens und das Zagen vor demselben, der Wunsch nach Aufschub, Vermittlung statt eines unheilvollen, unheilbaren Bruches, und das Bewußtsein einer unerträglichen Dauer dieses gegenwärtigen Schwankens, Sehnsucht und Furcht, Liebe nach zwei entgegengesetzten Polen rangen in des jungen Mädchens Seele, als der Vater ihr mit seinem heiteren Vorschlage gegenübertrat. Hier war ein Wechsel, mindestens eine Frist, die Gelegenheit zu unverfänglicher, verborgener Begegnung wurde auf die unerwartetste Weise geboten. Sie willigte ohne Zögern ein, und so sehen wir unsere Freundin schon vor Ablauf der Woche der ernsten Nachbarschaft des Domes entrückt und in das freundliche, weitschauende Giebelstübchen des Jägerhofes übergesiedelt.

Ihre nächste Empfindung war ein längst entwöhntes Behagen, so, als ob einem gefangenen Vogel der Käfig geöffnet wird. Sie schweifte in Feld und Wald, zeigte sich ihrem Vater dankbar und mit geröteten Wangen. Als aber der Sonntag kam, sie das Läuten der dörflichen Kirchspiele, den Ruf der mächtigen Domglocke selber bis in ihre Einsamkeit dringen hörte und es ohne Aufsehen nicht wagen durfte, diesem Rufe zu folgen, da begann der Zwiespalt von neuem, und als ein Brief des Freundes ihre Entfernung wie eine Flucht, ihr Fehlen im Gotteshause als einen Abfall mit Schmerz und Vorwurf bezeichnete, da war sie bänger und ungewisser denn je.

Die nächste Woche verfloß in täglicher, stündlicher Erwartung des Freundes. Sie ging in den Wald, in der

Hoffnung, ihm zu begegnen, sie eilte in das Haus zurück, in welchem er sie aufgesucht haben konnte. Aber er kam nicht. Hatte er ihr eine letzte Prüfungs- und Entscheidungsfrist auferlegt? Hatte er sich verzweifelnd von der Unentschlossenen abgewendet? Er schrieb auch nicht, und sie hatte seit dem Tage, da sie die Stadt verlassen, nicht Mittel und Weg gefunden, ihm ein Wort im verborgenen zukommen zu lassen.

Der Morgen des Pfingstsonntags war angebrochen, Marieesther mit dem Frührot aufgestanden. Sie kleidete sich an in fieberhafter Hast, irrte aus dem Zimmer ins Freie, aus dem Freien ins Zimmer. Durfte sie den verhängnisvollen Kirchweg einschlagen, auf die Gefahr hin, von dem Vater, den erst eine spätere Stunde in die Versammlung rief, vermißt und entdeckt zu werden? Heute endlich sah sie sich unwiderstehlich gedrängt auf den Scheidepunkt zwischen – Natur und Gnade, sagte der Freund – zwischen den Vater und Geliebten, sagte ihr hochklopfendes Herz, und sie stand im Begriffe, dem Rufe des letzteren zu folgen, hatte schon eine Strecke auf dem Wege nach der Stadt zurückgelegt, als der Vater auf dem nämlichen Gange sie überholte.

„Recht so, mein Kind!“ rief er mit sichtlicher Freude, „dieser Morgenhauch ist eine erquickende Arznei, ein stiller Frühgang in der Natur die erhebendste Pfingstfeier.“

Marieesther errötete und schwieg. Mit niedergeschlagenen Augen schritt sie an des Vaters Seite, ohne den Mut zu dem Bekenntnisse zu finden, das ihr Herz belastete. Sollte sie zurück, sollte sie vorwärts? Die Begegnung des Vaters –: war sie eine Warnung? der Klang der mächtig ausholenden Domglocke –: war sie eine Mahnung?

In dem Augenblicke dieſer äußerſten Wahl blieb der Vater vor ihr ſtehen. Er ſah bleicher noch als ſonſt, ſeine Hand bebte leiſe, als ſie die ihre ergriff, und der bewegte Ton ſeiner Stimme drang ihr ins innerſte Herz. „Marieeſther," fragte er, „würdeſt du in ländlicher Abgeſchiedenheit wie dieſe, in großer, äußerlicher Beſchränkung gern und zufrieden leben können, würdeſt du den Vater in ihr wiederfinden lernen, meine Tochter?"

Ihr betroffener Blick begegnete ſeinem Auge, es ſtand voll Tränen. Am Sarge der Mutter hatte er nicht geweint, heute weinte er. Marieeſther las die Macht ſeiner Liebe in dieſen Tränen, und ohne über die Bedeutung ſeiner Worte völlig klar zu ſein, beugte ſie ſich überwältigt zu ihm nieder, drückte ſeine Hand an ihre Lippen, an ihr Herz. Der Vater riß ſich von ihr los und ſetzte mit raſchen Schritten ſeinen Stadtweg fort; ſie blickte ihm nach, bis er hinter einer Biegung verſchwunden war, die letzten Glockenklänge verhallten im leiſen Morgenwinde – ſie folgte ihrem Rufe nicht.

Aber heimkehren, ruhen konnte ſie auch nicht, ach, ſie hätte laufen mögen an das Ende der Welt. Achtlos bog ſie zwiſchen dem Berge und Hügelrücken in eine Schlucht, die ſie noch auf keiner ihrer Wanderungen betreten hatte. Sie ging mit heftigen Schritten gleichgültig gegen Zeit und Gegend.

Die Schlucht, ſich allmählich zum Tale erweiternd, umzieht im Halbkreiſe den Berg, an deſſen Fuße der Jägerhof liegt, und mündet jenſeitig in eine zweite ſchmälere Ebene, von dem Gebirge begrenzt, von einem rauſchenden Waldwaſſer durchſtrömt. Marieeſther ſtand am Ausgange des Tales, als – ſie wußte nicht, wie lange ſie gegangen oder wohin ſie geraten war –, von neuem ein Pfingſtgeläut ſie

aus ihrer Verſunkenheit weckte. Freilich nicht das der mächtigen Domglocke, aus deren Nähe ſie ſich Schritt um Schritt entfernte, nur das eines beſcheidenen, ländlichen Gotteshauſes, auf einer Erhöhung ihr gegenüber ſtehend. Langgeſtreckt zu beiden Seiten lag ein Dorf, zwiſchen deſſen auffällig behäbigen Häuſern einzelne umfangreiche Baulichkeiten mit in die Lüfte ragenden Schornſteinen gewerbliche Anlagen bekundeten; vor allen Türen prangte der pfingſtliche Maienſchmuck, in den umhegenden Gärten dufteten Narziſſen und Flieder, die Bewohner gingen ſtill gelaſſen der Kirche zu. Marieeſther folgte ihnen, die Sonne brannte heiß, ſie ſehnte ſich nach Kühle, nach einer Ausruh, leiblich und geiſtig.

Sie trat in das Gotteshaus nicht mit Zittern und Zagen wie an jenem Abend und ſeitdem noch immer in den Dom; dem natürlichſten Zuge folgend miſchte ſie ſich unter die einfachen Feſtgenoſſen wie unter ihresgleichen, ihr dünkte, daß ſie vor den Augen des Vaters dieſem Zuge nicht widerſtanden haben werde, daß ſie ihm denſelben bekennen dürfe ohne Furcht der Kränkung. Auch die Kirche war mit Pfingſtlaub geſchmückt, von Blumen durchduftet. Die ſchlichte Rede des Predigers, nicht in kühnen Gedankenfolgerungen wie der Vater, nicht in weltüberwindenden Forderungen wie der Freund, leitete, den einfachen Hörern angemeſſen, das Jenſeitige in das Diesſeitige herüber, die feiernde Erhebungsſtunde in das mühſelige Getriebe aller Tage. Ein unbeſchreibliches, kindliches Wohlbefinden ſenkte ſich in Marieeſthers Bruſt; ihre harmloſe Vergangenheit lebte auf, die Mutter ſaß wieder an ihrer Seite und mit ihr zu des Vaters Füßen, Zweifel und Zwieſpalt ſchienen geſchwunden, und als nach der Predigt die Gemeinde ſich trennte,

der eine Teil still das Gotteshaus verließ, der andere sich zum Genuß des Liebesmahles um den Altarplatz sammelte, da stand sie unter den letzteren, wie eine zu ihnen Gehörige, sie wußte kaum, wie sie in die Reihe gekommen war.

Nur ein einziges Mal, an der Grenze der Kindheit, noch von des Vaters Hand gereicht, hatte sie an dem frommen Genusse teilgenommen, jahrelang sich nach ihm gesehnt; heute war es ihr, als ob sie wieder einen Abschluß mit ihm feiere, einen Bund besiegeln dürfe, der alle natürlichen und göttlichen Pflichten in sich vereinigen werde. Wie dies geschehen, welche Opfer es fordern könne, sie wußte es nicht, sie fühlte sich an einer höheren Hand, deren Leitung sie folgte, und fuhr daher wie aus einem Traume empor, als sie auf der Schwelle zum Altarplatze sich plötzlich von befreundeten Gestalten umringt, von bekannten Stimmen angeredet sah.

„Marieesther, liebe Marieesther!" flüsterten Helmut Urban und seine Schwestern, als sie von der gutsherrlichen Kapelle an ihr vorüberkamen, um an der frommen Feier teilzunehmen.

„Wo bin ich denn?" fragte das junge Mädchen halb betäubt.

„Unter Ihren Freunden," antwortete Helmut, „unter Ihren treuen, aufrichtigen Freunden, Marieesther."

Im Augenblick war es ihr klar, daß ihre Wanderung sie unbewußt auf die Urbansche Besitzung geführt hatte, auf welcher die Familie die Sommermonate zu verleben pflegte. Errötend wollte sie die Reihe der Kommunikanten verlassen und sich leise entfernen, aber Helmut Urban trat ihr mit einem bittenden Blick in den Weg, seine alte Mutter aber faßte sie entschlossen bei der Hand, führte sie zurück

und ſprach: „Gottesfurcht und Menſchenliebe vertragen ſich, mein Kind.“

Und ſo ward denn das jahrelange Sehnen unſerer Freundin geſtillt, ſah ſie ſich ihrem natürlichen, religiöſen Verbande zurückgegeben, in weit anderer Weiſe und mit weit anderen Genoſſen, als ſie vor wenigen Stunden geahnt hatte. Kaum war ihr klar, wie ihr geſchehen, aber ein unſägliches Wohlgefühl erquickte ihre Bruſt.

Die Zeremonie war beendet, ſie ging mit den Freunden durch das Dorf und erklärte ihnen, mitteilſamer als ſonſt ihre Art war, die abſichtsloſe, ja wunderbare Fügung, die ſie in ihre Mitte geführt hatte; aus Helmuts Zügen leuchtete eine köſtliche Freude, und die treumeinende Güte der Seinigen umgab ſie mit den aufrichtigſten Zeichen ſchonender Liebe. Da ſie ihren Vater nicht vor dem Abend zurückerwartete, durfte ſie es nicht abſchlagen, der Mittagsgaſt der Familie zu ſein, und ſah ſich zum erſten Male ſeit Jahren wieder in einen häuslichen Kreis verſetzt, den die Geſellſchaft des Predigers und einiger nachbarlicher Freunde vermehrte und ein herzlicher Ton lebendig machte.

Marieeſther fühlte ſich wie in einer neuen Welt. Sie hatte es faſt vergeſſen, daß außer den Kämpfen des Geiſtes noch ein Tummelplatz menſchlicher Kräfte vorhanden ſei, ſie hatte verlernt, wie friedlich ſich das Leben zwiſchen Arbeit, Erholung und Weihe genießen laſſe, ein lieblicher Traum ſchien ſie zu umfangen, und keine Furcht des Erwachens ſchlich in ihr Herz.

Am Nachmittage führte ein Spaziergang die Freunde durch die weitläufigen Zier- und Nutzgärten des Gutes bis zu dem Pfingſttanze der Bauern und Arbeiter in der Maienlaube auf dem Anger. Die Feier des Morgens hielt die

gutsherrliche Familie von lauten Luſtbarkeiten fern, doch verſprach man und freute ſich darauf, andern Tags deſto unbefangener ſich an Spiel und Tanz der Arbeitsgenoſſen zu beteiligen.

All dieſes heitere, einträchtige, ſcheinbar äußerliche und doch auf einer herzlichen Grundlage ruhende Treiben machte einen neuen, wohltätigen Eindruck auf die grübelnde Nachbarin des Biſchofhofes. Die Sonne ſtand ſchon tief am Himmel, als ſie einen unbemerkten Augenblick benutzte, um ſich ohne Lebewohl zu entfernen und auf dem einſamen Heimwege die Erlebniſſe dieſes Pfingſttages ſich ſelber klarzumachen. Noch aber hatte ſie den Ausgang des Dorfes nicht erreicht, als Helmut an ihrer Seite ſtand und um die Erlaubnis bat, ſie auf dem nächſten Wege nach Hauſe zu geleiten. Marieeſther fühlte ſich befangen, ſie wäre gern ausgewichen, denn der Vorſatz einer wichtigen Eröffnung war in ſeinen Mienen zu leſen, indeſſen kam er mit den ernſtbetonten, ruhigen Worten: „Ich wollte von Ihrem Vater mit Ihnen ſprechen, Marieeſther," ihrem Einwande zuvor. Sie atmete erleichtert auf und blickte zugleich dankbar und fragend in ſein Geſicht.

„Nicht der Zufall," begann der junge Mann, „eine Fügung, die wir verehren müſſen, hat es gewollt, daß der Abſchluß, zu welchem Sie heute gelangt ſind, Marieeſther, mit einem wichtigen Entſchluſſe Ihres Vaters zuſammenfällt. Er ſteht im Begriffe, ſeine Stellung aufzugeben und ſich uneingeſchränkt in das Privatleben zurückzuziehen."

„O, Gott ſei gelobt!" rief Marieeſther mit hervorbrechenden Tränen.

„Ja, Marieeſther," fuhr Urban fort, „er wußte, daß dieſer Entſchluß Ihnen Glück und Frieden wiederbringen

werde, und die Liebe zu Ihnen hat den Ausschlag gegeben, nicht gegen seine Überzeugungen, aber gegen Folgerungen, die man nur allzuhäufig Ehre nennt, und gegen die Ungewißheit der äußeren Existenz. Achten wir es nicht gering, einen innehalten zu sehen auf abschüssiger Bahn, auf welche ihn die Leidenschaft der Wahrheit getrieben hat; und wie es ihn glücklich machen wird, daß Sie Ihre Freiheit wiedergewonnen haben in jenem Gebiete, in welchem keiner einer Lüge oder Halbheit Raum geben darf, ohne an sich selber zugrunde zu gehen, so gewähren Sie ihm durch Ihr Vertrauen den Lohn für das Opfer, das er Ihrer Ruhe und seiner eignen wahrsten Natur zu bringen sich entschlossen hat.

„Das wollte ich Ihnen sagen, liebe Marieesther, obgleich es Ihnen überflüssig erscheinen wird, von einem anderen die Richtung bezeichnet zu sehen, welche Ihr Herz nicht verfehlen konnte; über diesen Rat hinaus aber wollte ich Sie bitten, die Hand aufrichtiger Freunde nicht von sich zu weisen in dem immerhin schweren Kampfe mit dem Außenleben. Bis Ihr Vater für seine Gaben eine würdige Verwendung, bis er einen zusagenden Wirkungskreis gefunden haben wird, reden Sie ihm zu, in den Umgebungen zu leben, die Sie heute kennen lernten. Ein Haus, abgesondert im Garten gelegen, steht zu seiner Aufnahme bereit; eine angenehme Natur, Freiheit, Einsamkeit, die Achtung und, wo er danach verlangt, der Umgang treuergebener Menschen werden ihm helfen, sich zurechtzufinden, wenn er für den Augenblick den Pfad verloren haben sollte."

In diesem Sinne, mit warmem, eindringlichem Ton hatte der junge Mann gesprochen und Marieesther manches aus seinen Worten herausgelesen, was er schonend

unterdrückte. Jetzt standen sie vor dem Jägerhofe; sie reichte ihm in dankbarer Bewegung die Hand. Er wendete sich rasch und ging auf dem Wege zurück, den sie eben gekommen waren.

Marieesther eilte hinauf in ihr Zimmer. Der Vater war noch nicht heimgekehrt, sie setzte sich an das Fenster und blickte in die scheidende Sonne, bemüht, die Eindrücke dieses wichtigen Tages sich aufzuklären; sie fühlte sich mutiger, kräftiger als seit Jahren, wo eine stetig nach innen wühlende Betrachtung ihr die besten Lebenssäfte verkümmert hatte.

Der Klang einer Stimme im unteren Hausflur unterbrach ihre Prüfung – sie hörte den Namen ihres Vaters aus Johannes Bertrams Munde. Zitternd fuhr sie in die Höhe; und noch hatte die Wirtin den Bescheid der Abwesenheit nicht vollendet, so stand sie mitten auf der Treppe, und der langerwartete Freund folgte ihr schweigend in die Räume, die sie mit seinem geistlichen Feinde teilte.

Der ersehnte Augenblick des Wiedersehens war gekommen in einer Stunde, wo Marieesther nach den Wandlungen, welche, lange vorbereitet und doch plötzlich, ihr Leben umgestaltet hatten, auf eine beglückende Einigung auch mit dem Freunde zu hoffen wagte. Als sie aber jetzt in seine ernst verschlossenen Züge blickte, durchbebte ein eisiger Schauer ihre Seele. Sein Auge war durchdringend auf das ihre gerichtet, das sich angstvoll zu Boden senkte, sein Schweigen beklemmte ihre Brust. „Sie fragten nach – nach meinem Vater?“ stammelte sie endlich mit bebendem Klang.

„Unsere Heimlichkeit war eine Torheit, vielleicht eine Sünde,“ antwortete er. „Ich bin gekommen, in seiner

Gegenwart Ihre Entscheidung zu fordern. Sie haben mein Flehen überhört, wir feiern das Fest des Geistes, und Sie waren nicht im Dom."

„Ich war im Hause, in der Gemeinschaft Gottes – wenn auch nicht unter Ihren Augen, mein Freund," fiel Marieesther ein und erzählte mit freudebelebten Wangen, was sie an diesem Morgen erlebt hatte. Ein seliges Bewußtsein gab ihrer Rede Schwingen, denn Wort für Wort sah sie die Schatten auf Bertrams Stirne schwinden, wie Nebel vor dem Sonnenlicht. Er hatte ihre Hände gefaßt, sein Auge strahlte sie an mit triumphierendem Blick, und als sie ihre Mitteilung geendet hatte, rief er voll höchster Empfindung:

„Die Gnade hat gesiegt, mein Gebet, ja, das meine, Marieesther, hat dich frei gerungen. Du standest vor dem Tode, aber die Liebe, die stärker ist als der Tod, hat dich lebendig gemacht. Du bist die Unsere, Geliebte, nur noch ein Wort, und du bist die Meine, der frömmste Vater nimmt dich als Kind in seinen Arm, legt dich als Weib an seines Sohnes Herz."

„Und mein Vater, Johannes?" fragte Marieesther leise aber fest, indem sie sich seiner Umarmung entzog und langsam an ihm in die Höhe blickte.

„Hast du noch einen Vater, Geliebte, nach dem, was du heute erlebt?" entgegnete er.

„Ich habe ihn wiedergefunden, den ich nicht hätte verlieren sollen," antwortete sie sanft.

„Du träumst, Marieesther!" rief Johannes, unwillkürlich seine Hand aus der ihren ziehend, „du schwärmst, oder dein Bekenntnis ist –"

„Hören Sie mich," unterbrach sie ihn, „hören Sie mich,

mein Freund, ehe Sie ein Urteil sprechen. Mein Vater ist entschlossen, seine Stellung aufzugeben –"

„Weil sie unhaltbar geworden –"

„Sich in die Stille zurückzuziehen –"

„Auch zu der Wahrheit zurückzuwenden, Marieesther?"

„Er sucht die Wahrheit und bekennt einen Irrtum, lassen wir ihm Zeit und vertrauen ihm."

„Beten wir für ihn, willst du sagen, Marieesther, aber dem Flehen um Gnade muß die Sehnsucht nach Gnade entgegenkommen."

„Er ist mein Vater, laß ihn den deinen werden," bat sie, Tränen im Auge, mit sanfter Stimme, indem sie seine Hand an ihre Lippen führte.

Gewiß, er war bewegt, gewiß, weil er es mehr war, als er scheinen wollte, darum blickte sein Auge streng und klang die Stimme hart beinahe, mit der er fragte: „Meinen Vater, Marieesther? Welche Gemeinschaft wäre zwischen ihm und mir?"

„Die Gemeinschaft meiner Liebe, Johannes," antwortete sie.

„Nein, nein, Marieesther, täusche dich nicht!" rief er aus. „Zwischen ihm und mir gibt es kein Mittel, zwischen ihm und mir gibt es keine Gemeinschaft, und hier, hier gilt das Wort: ‚Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, aber das Schwert.' "

„O halte ein, Johannes!" unterbrach sie ihn, „versuche mich nicht, führe mich zum Frieden an deiner Hand. Hilf mir tun, was Gott will. Er hat mich ihm gegeben, ihm zuerst. Ich bin sein einziges Kind, er liebt mich, niemand als mich; um meinetwillen tut er den Schritt, der immer

ein Opfer bleibt. Und ich sollte ihn lassen, jetzt, wo er einsam ist, wo seine Feinde triumphieren, seine Freunde ihn schmähen werden? Ich sollte nicht an sein Lager eilen dürfen, wenn er krank, nicht an sein Herz, wenn es von Zweifel und Verzweiflung zerrissen ist? Wenn ich es dürfte, ich könnte es nicht, aber ich darf nicht, ich darf nicht, o sage es mir, Johannes, daß ich es nicht darf!"

Er war mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder gegangen während ihrer Rede. Es entstand eine Pause, ihr Auge hing in angstvoller Erwartung an seinem tödlich bleichen Gesicht. Endlich trat er gesammelt ihr gegenüber und sagte mit Ruhe: „Ich habe dich angehört, Marieesther, nun höre auch mich. Mein Leben seit Urväter Zeiten ist eingewiegt in dem Heiligtum dessen, den Zacharias Severin verleugnet. Mein Vater ist ein Diener in diesem Heiligtum, wie ich selber es bin, er, wie ich, hat die Verantwortung für seinen Wandel, für seine Verbindungen nicht nur vor Gott, nicht nur vor seinem Gewissen, aber auch vor der Gemeinde, die uns vertraut und folgt. Er konnte die Tochter des Abtrünnigen an sein Herz nehmen als eine Waise, konnte sie in seinem Heiligtum bergen als ein eigenes Kind, um so teurer, da es um den Preis eines Vaters erkauft werden mußte. Aber kann er ihres Vaters Bruder, und sein Sohn, kann er ihm Sohn sein, Marieesther? Ahnest du, was es heißt, einen Vater nennen? Wo wir beten, kann er mit uns beten? Wie wir wirken, kann er mit uns wirken? Das Land, nach dem wir steuern, kann es seine Heimat sein? Ein Vater gebietet. Darf ich diesem Vater gehorchen? Darfst du es, Marie, wenn du mein Weib geworden bist? Die Kinder, die Gott uns ans Herz legt, darf er sie unterweisen und führen? Nimmermehr!

Fehlte ihm das, was vor der Welt Ansehen gibt, wäre er ein Tagelöhner, ein Bettler, ja wäre er ein Verbrecher und Sünder, wir könnten dennoch ein Leben führen. Nur zwischen Religionen gibt es keine Vermittlung; die das Gegenteil behaupten, haben keine Religion. Nun wähle, Marie, zwischen denen, die da glauben, und dem, welcher den Unglauben zu einer Religion erhoben hat."

„Er ist mein Vater," sagte Marieesther nach einer langen Stille, indem sie sich von ihm abwendete und das Gesicht mit beiden Händen verbarg. „Er ist mein Vater – ich habe keine Wahl!" Als sie aufblickte, war Bertram verschwunden; sie sank auf ihre Knie.

Lange lag sie in dumpfer Betäubung, es war Nacht geworden. Sie hörte den Schritt ihres Vaters, raffte sich auf und eilte ihm entgegen. Sie wollte sich in seine Arme werfen, aber ihre Knie schwankten, und sie stürzte zu seinen Füßen nieder. „Ich will wieder dein Kind sein, Vater," rief sie mit fliegender Brust, „vergib mir, Vater, ich will dich lieben und ehren. Aber laß uns von hier gehen, fort aus diesem Lande, fort aus Europa. Jenseit, drüben, wo niemand uns kennt, wollen wir ein neues Leben beginnen!"

Wir dürften hier schließen, da wir das Schicksal unserer Freunde nach einem zu dem Äußersten drängenden Kampfe durch die Macht des Gemütes wieder auf den natürlichen Mittelpunkt gerichtet sehen; doch erzählen wir gern, wie auch nach anderer Seite hin ihr Leben einen harmonischen Abschluß gefunden hat.

Marieesthers Verlangen stimmte im Grunde mit dem ihres Vaters zusammen. Ohne die Rücksicht für seine Tochter würde er am liebsten mit seiner Stellung auch den

Schauplatz eines irrtümlichen Wirkens aufgegeben haben, und die Bedenken, welche ihn um ihretwillen zagen ließen, ſuchte ihr leidenſchaftliches Drängen zu zerſtreuen. Indeſſen dauerte es eine Weile, ehe er ſeine alten Verbindlichkeiten zu löſen vermochte, und der Herbſt war hereingebrochen, bis er ſich als einen freien Mann, aber als einen Anfänger in jeglicher Praxis betrachten durfte. Den Beſchwerden der Seereiſe und erſten Eingewöhnung während der rauhen Jahreszeit glaubte er die Tochter nicht ausſetzen zu können, der Aufenthalt im einſamen Jägerhofe war unwirtlich geworden, eine Rückkehr nach der Stadt mußte er um ſeiner eigenen Beziehungen wie um Marieeſthers willen vermeiden, die Überſiedelung nach einem entlegenen Orte für kurze Zeit ſeiner äußeren Beſchränkung wegen ſcheuen, und ſo nahm er endlich das wiederholt und dringend gebotene Aſyl auf Urbans Beſitzung für die wenigen Monate, die er noch in Europa zu verbringen gedachte, an.

Urban hatte den Auswanderungsplan ſeiner Freunde mit großer Betrübnis vernommen und lange vergeblich bekämpft; er ſah und zeigte die Hinderniſſe, die dem Manne dieſes Namens, dem Manne reiner Gedankenarbeit in einer Welt entgegentreten mußten, welche wir die Neue nennen und welche die Reſte urſprünglicher Roheit mit einer auf die Spitze getriebenen Ziviliſation nur durch äußerliches Schaffen in eine haſtige Verbindung gebracht hat. Auch täuſchte Severin auf die Dauer ſich nicht über die Hinderniſſe eines unangemeſſenen Terrains, und Marieeſthers drängende Unruhe entmutigte ihn mehr, als ſie ihn anzufeuern imſtande war.

Indeſſen durfte er nicht müßig ſein, um nutz- und er-

folglos verſchwendete Jahre wieder einzubringen und eine ſtille Werkſtatt der Zukunft vorzubereiten. Indem er früh-gefaßte Pläne wieder aufnahm, Unterbrochenes weiter-ſpann, in der Zeit Gereiftes vom Baume der Erkenntnis ſchüttelte und es für den geiſtigen Markt zurechtlegte, ſchien er in das Element zurückgekehrt, aus welchem er ſich zu ſeinem Unheil hatte drängen laſſen, lebte er ſich ſtillbe-haglich in die neue Umgebung ein, halb vergeſſend und halb zu vergeſſen wünſchend, daß ſie nur einen kurz vor-übergehenden Zuſtand, einen zeitweiſen Ruheplatz be-zeichnete.

Aber auch Marie lernte allmählich dieſe Pauſe als eine wohltätige empfinden. Was ſie ſich ſelber lange nicht ge-ſtehen mochte: die Erregungen jener Oſterwoche, der ſchmerz-hafte Kampf jenes Pfingſtabends waren Erregungen und Schmerzen der Phantaſie weit eher als des Herzens; das eingegangene und gelöſte Verhältnis hatte keine leibhafte und dauernde Geſtalt in ihrem Leben gewonnen; würde unter ihrem früheren ſchweren Himmel die Wunde vielleicht tödlich geworden ſein, in ihrer gegenwärtigen Atmoſphäre mußte ſie heilen, raſcher heilen, als die Verwundete zu hoffen oder zu fürchten gewagt hatte. Ein frei ländliches Stilleben, förderliche Arbeit, deren Zeugin und Teilnehmerin ſie ward, Umgang mit heiteren, teilnehmenden Freunden weckten den Mut und die lange entbehrte Luſt der Jugend, ſie lernte um ſich blicken, freier aus ſich heraustreten; im Innerſten ver-ſöhnt, ſeit ſie ohne Scheu vor dem Vater und einem neu-gierig höhnenden Publikum ihren religiöſen Bedürfniſſen genügen durfte, dem Schauplatze leidvoller Kämpfe, dem Schalle der Parteiwörter entrückt, war es, als die Natur wieder Auferſtehung feierte, der Schmerz der Trennung

von einer liebgewordenen Heimat, der ihren Busen schwellte und ihr die Träne ins Auge trieb.

Das Reisegepäck war gepackt, der Tag der Abreise festgesetzt, Urban in Geschäften seit Wochen von ihr fern. Seit jenem Tage, daß sie ihn von sich gewiesen, hatte kein Wort aus seinem Munde sie an seine Neigung erinnert, jede Stunde ihr eine Betätigung seiner Freundschaft gebracht. Sollte sie von ihm scheiden ohne Dank, ohne Lebewohl?

Bittere Tränen rannen unter diesen Vorstellungen in Marieesthers Schoß, als sie am Abend ihrem Vater gegenübersaß. Auch ihm wollte in den letzten schweren Stunden keine Arbeit mehr gelingen, beide schwiegen und sannen still in sich hinein.

Die Tür wurde hastig geöffnet, und Helmut, von der Reise heimkehrend, trat bei ihnen ein. „Sie blicken düster, mein Freund?“ fragte er herzlich, „und Sie weinen, Marieesther?“

„Wir sollen ja Abschied nehmen!“ schluchzte sie leise, indem sie ihm die Hand darbot.

Ein Siegeslächeln überflog des jungen Mannes Gesicht. „Abschied!“ sagte er mit erhöhter Heiterkeit, die den innerlichsten Ernst nur scheinbar verhüllte, „Abschied, meine Lieben? Nein, so schnell wird man einen Freund nicht los. Keine Widerrede, ich bitte euch. Meine Einrichtungen sind getroffen, ich geleite euch hinüber, ich bleibe bei euch bis – bis –“

Seine Stimme stockte, sein inniger Blick haftete auf Marieesther.

„Urban!“ rief der Vater in tiefster Erschütterung, „Urban – nimmermehr!“

„Laßt mir meinen Willen," fuhr Helmut fort, „wenn ihr mich heute von euch wieſet, ich würde euch morgen auf dem Schiffe entgegenkommen. Könnt ihr es mir wehren, euch liebzuhaben? Ihr wollt nicht bleiben: gut; ſo folge ich euch und trage meine alte Welt hinüber, da ihr die neue nicht in meiner Heimat zu finden glaubt."

„Marieeſther, bleiben wir?" fragte der Vater nach einer Pauſe.

Sie warf ſich an ſeine Bruſt und flüſterte: „Wir bleiben!"

„Wir bleiben!" wiederholte der Vater, indem er die Tochter in des Freundes Arme legte und ſich leiſe entfernte, um ſeiner Bewegung Herr zu werden.

Helmut aber ſagte, ſie mit Inbrunſt an das Herz drückend: „Ich wußte es ja, Marieeſther, daß du mich eines Tages wiederlieben müßteſt."

Inhalt

Erſter Band

Judith, die Kluswirtin 3
Der Poſten der Frau 181
Fräulein Muthchen und ihr Hausmeier 267
Die goldene Hochzeit 332
Phosphorus Hollunder 390

Zweiter Band

Der Katzenjunker 3
Die Geſchichte meines Urgroßvaters 177
Zu Füßen des Monarchen 306
Hinter dem Dom 408

Druck von Bernhard
Tauchnitz in Leipzig

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01642 6473